Bern wie es ist.

Von

Eugen v. St. Alban.

Erster Band.

Leipzig,
bei L. H. F. Hartmann.
1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſter Brief.

Bern, am 6. October 1831.

Sie wollen wiſſen: wie ich die Schweiz wieder fand? Ich hielt die Schweiz vordem für eine Idylle, für eine groß-artige Idylle, von der ich glaubte, daß die idylliſchen Träume von Bion und Moſchus, von Theokrit und Virgil Raum darin haben würden. Am Bieler See rief ich nach ſannaarſchen Fiſchern. Das Echo antwortete gleich einem amerikaniſchen Spottvogel. Die Schweiz mag einmal eine Idylle geweſen ſeyn, — Gesner hat ſie noch als Idylle gemalt —, allein ſie hat aufgehört Idylle zu ſeyn. Die Schweiz iſt jetzt ein Lehrgedicht und zwar ein politiſches Lehrgedicht, in dem die herrlichen Erinnerungen an Sempach und Näfels, an Täfwyl und Granſon, an Murten und Gericourt, an Arbeda und Wolfshalden, an Malſerheide und Luzienſteig, an Nancy und Giornica, an St. Jakob und andere blutige Großthaten gleich den Herbſtfäden, dem ſogenannten alten Weiberſommer verlegen hin und her ſchwimmen, nicht wiſſend, ob ſie ſich an einem Dornſtrauch auf la haute Croix bei Freiburg, hinter dem die neuen Jeſuiten eine altteſtamentariſche Buſchbeleuchtung ſuchen, anlegen, oder den hundert und funfzig

Fuß hohen Freiheitsbaum am Fuße des Uto, der bei dem letzten eidgenossischen Freischießen zu Zürich als Fragezeichen des schweizerischen Radicalismus dastand, brünstig umarmen sollen. Die geschichtlichen Reminiscenzen der Schweiz gehören nicht an den Dornstrauch von La haute Croix, dem der Herrgott nie die Ehre der alttestamentarischen Buschbeleuchtung anthun wird. Der Freiburger Jesuitismus hat nichts von der mosaischen Vocation. Seine Wunder sind falsche Wunder. Wo sollte wohl das Kanaan liegen, in das er seine Heerde führen könnte? Selbst Paraguay ist ihm verriegelt. Erkennen Sie hier die ungeheure Ironie der Vorsehung? Mit dem wunderlichen Doctor Francia, der als der Faust des neunzehnten Jahrhunderts dem gelehrten Witze eine Krone aufsetzte, von welcher der Gekrönte noch zur Stunde nicht weiß, ob er sie als corona triumphalis oder als corona civica, oder gar als Sclavenkrone zu behandeln habe, ist die Geschichte des transatlantischen Jesuitismus geschlossen. In Europa war die Jesuitenhistorie schon früher geschlossen, man hat jedoch hier diesen Schluß wieder aufgehoben, sowie man einen juridischen Actenschluß wegen neu aufgefundener Beweisthümer wieder aufhebt. Die Restauration leistete den Eid, den in der Regel Jeder zu leisten hat, der auf den Grund neu aufgefundener Documente die Aufhebung des Actenschlusses begehrt. Der Eid war falsch. Falsche Eide rächen sich selbst. Der Sarner Bund, ein übereilter Nachdruck des Borromäischen Bundes, wurde zur Parodie auf den Jesuitismus.

Die geschichtlichen Reminiscenzen der Schweiz gehören aber auch nicht an den hundert und funfzig Fuß hohen Frei-

heitsbaum am Fuße des Uto. Hier würden ſie zu hoch hängen und dem Winde allzu ſehr ausgeſetzt bleiben. Die hiſtoriſchen Erinnerungen, die durch die Zeit einen Theil ihres geiſtigen Aromas verlieren, deren zarter Farbenſchmelz durch den Rauch der Jahrhunderte leidet, die, gleich den alten Gemälden, mehr oder weniger nachdunkeln, und durch dieſes Nachdunkeln etwas unkenntlich werden, ſucht man ſonſt gern in ſeiner nächſten Nähe zu behalten. So bleiben ſie verſtändlich und behaupten als Haus- und Familienmyſterien ihren Platz. Ueber den Geheimdienſt der hiſtoriſchen Erinnerungen ließe ſich ein Buch ſchreiben, das vielleicht etwas Sibylliniſches an ſich tragen, das aber bei dem allen ſeinen praktiſchen Werth behaupten dürfte.

In den Koketterieen der Frauen liegt eine Profanation der Myſterien des Frauenreizes. Die politiſche Koketterie vergreift ſich an der Heiligkeit der geſchichtlichen Erinnerungen, denen ſie ihre zweideutigen Toilettenkünſte aufzuzwingen ſucht. Am Freiheitsbaum am Uto müßten die großartigen ſchweizeriſchen Reminiscenzen zu kleinen Koketten werden, zu frivol herausgeputzten Puppen, mit denen die politiſche Faſchingsluſt, die, gegen die Regel des gregorianiſchen Kalenders, hier im Juli ihr Weſen treibt, ein umgekehrtes Hamansfeſt zu begehen anfängt. Die Tage der Landvoigte ſind begraben. Der Schatten Geßler's iſt ſo dünn, daß man ihn durch ein Nadelöhr jagen kann. Die Schweiz hat keinen Haman zu fürchten. Die Schweiz bedarf aber darum auch keiner Hamansfeſte. Von der Naturgeſchichte der Freiheitsbäume ein anderes Mal.

Die Schweiz hat als politiſches Lehrgedicht die Tugen-

den und Laſter der didaktiſchen Poeſieen. Sie kennen ja den Charakter dieſer Liederart, die nach der Apotheke ſchmeckt, und ſelbſt für die Syphilis Pflaſter und Tropfen in Bereitſchaft hält. Nehmen Sie Ebel's manuel du Voyageur en Suisse zur Hand und folgen Sie mir damit im Geiſte auf meinen Wanderungen durch die Schweiz, wo der Radicalismus das hiſtoriſche Recht als eine galante Krankheit betrachtet, auf deren Heilung er ſeine ganze Zeit verwendet. Krankheitsgeſchichten ſind immer langweilige Geſchichten, auch als gereimte Geſchichten behalten ſie den Grundton der Langweiligkeit bei. Wundern Sie ſich daher nicht, wie ich die didaktiſch gewordene Schweiz, die ſich ihrer frühern ſchäferhaften Sentimentalität, ihrer naiven Einfalt, ihres kindlichen Putzes ſchämt, mitunter langweilig finden ſollte. Die Altklugheit war mir immer zuwider, vor allem aber politiſche Altklugheit, die ich nicht einmal der Didaktik John Bull's vergab, die doch in dem warmen Bette der Verjährung ſitzt, und ſich der Verliebtheiten eines Montesquieu rühmen kann. Die Schweiz gefällt ſich in jener politiſchen Altklugheit, ohne zu bedenken, daß ſie ſich dadurch um die ihr vormals eigenthümlichen Reize idylliſcher Unbefangenheit gebracht hat. Die Schweiz iſt zur Kokette geworden!

Zweiter Brief.

Bern, am 10. October 1834.

Der Landammann von der Flue ſprach auf der Tagſatzung vom Jahre 1557 als Ehrengeſandter Unterwalden's ein großes Wort, wenn er rieth: Sich aller Fürſten und Herren zu entſchlagen und ſich dafür des Vaterlandes zu behelfen. Von der Flue, auf dem der Geiſt ſeines herrlichen Ahnherrn, jenes Nikolaus von der Flue ruhete, den die Schweiz als politiſchen Heiligen verehren ſollte, hatte die Beſtimmung der Schweiz, die ihr von der Natur gegebene Beſtimmung, richtig aufgefaßt. Er war ein geborner Diplomat, der das diplomatiſche Hellſehen nicht mühevoll zu erlernen brauchte. Die meiſten Staatskünſtler holen ſich von dieſem gefährlichen Studium eine ihnen lebenslang anklebende Miopie. Und die Beſtimmung, die naturgemäße Beſtimmung der Schweiz? höre ich Sie fragen. Ich antworte — Neutralität.

Rollen Sie die Charte von Europa vor ſich auf. Wo liegt die Schweiz? Im Herzen Europa's. Wie liegt ſie da? Getrennt durch hohe Alpenketten, durch breitſtreifende Thalgründe von den größern Völkerfamilien, eine Inſel des Feſtlandes, wohnlich und heimlich zugleich, aber dabei apoſtoliſch berufen, den Süden vom Norden zu ſcheiden, ein Markſtein zwiſchen den germaniſchen und romaniſchen Maximen, die ſich an ihm brechen, ihn aber nicht überfluthen ſollen. Rhein und Rhone ſtehen im Dienſte der ſeltſamen Feſtlandsinſel, die ihren Alpenſtock als drauende Herme erhebt, die, umwegt von den

monarchiſchen Ideen der Deutſchen, Franzoſen und Italiener, denen es nicht an Springfluthen fehlte, ihren Republicanismus als einen Damm betrachtete, der, von geweihter Erde aufgeführt, ohne darum für ſich zum campo santo zu werden, die Unverletzlichkeit einer Friedhofsmauer genoß. In der inſulariſchen Lage der Schweiz war eine politiſche Jungfräulichkeit enthalten. Der Republicanismus vertrat hier die Stelle des Gürtels, zu deſſen Löſung der Abſolutismus mehr denn einen Verſuch machte. So wenig es der Schweiz auch an Freiern fehlte, ſo durfte ſie doch Keinem derſelben die Hand reichen. Sie ſollte indifferent gegen alle Bewerbungen bleiben. Die Indifferenz iſt die gewaltigſte Waffe der Frauen. Die weibliche Gleichgültigkeit ſteigert das Begehren und ertrotzt Opfer, vor denen das Wagſtück des Schillerſchen Tauchers als Kind erſcheint. Die indifferente, d. h. die neutrale Schweiz war auch eine mächtige Schweiz, mächtiger noch durch die Eiferſucht ihrer Bewerber, von denen Keiner dem Andern auch nur einen freundlichen Blick gönnen wollte. Die helvetiſchen Heerfahrten in den mailändiſchen Kriegen, ſo wie das Waffnen in dem Schwabenkriege verſehrten die Jungfrauſchaft der Schweiz keineswegs. Sie gelten dem Hiſtoriker für nothwendige Rügen des verletzten Anſtandes, und hatten nichts gemein mit den groben Sölönern der nachfolgenden Zeit, die in eine — vergeben Sie mir die Rohheit des Ausdrucks — jämmerliche Hetärenwirthſchaft ausartete, bei der von jener geprieſenen Indifferenz nicht mehr die Rede ſeyn konnte. Die Schweiz büßte ſchon vor dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Unſchuld ihrer Neutralität ein, indeſſen galt ſie noch immer für eine Jungfrau. So wie es

ſtaatsrechtliche Servituten gibt, ſo hat man auch publiciſtiſche Rechtsfictionen, die auf Vermuthungen ſich gründen, die für den Rahmen der gewöhnlichen bürgerlichen Ehrbarkeit zu koloſſal ſind. Aus dem Cyklus dieſer Präſumtionen tritt die vermeinte politiſche Jungfräulichkeit keck hervor. Noch konnte ſich die Schweiz hinter dieſe putative Virginität verſtecken. Mit dem Jahre 1718 fiel auch dieſer Verſteck zuſammen. Das: This house is to be let, jene berüchtigten Worte, die Cromwell über die Thür des engliſchen Parlaments ſchrieb, hätte man über die Pforten der Schweiz ſchreiben können. Bonaparte, der ſich gewiſſe Dinge nicht zweimal ſagen ließ, hatte von der helvetiſchen Lascivität gehört. Gewohnt ſich über alle politiſche Affectationen wegzuſetzen, ſie zu verachten, nahm er auch von der diplomatiſchen Prüderie der Schweiz keine weitere Notiz, und that an ihr, was aller Welt bekannt iſt. Die Leute des alten Regime ziehen Bonaparte des Verbrechens der Nothzucht und hätten der ihrer Meinung nach gewaltſam gemißbrauchten Schweiz gern einen Jungfernkranz auf den Sarg gelegt. Dieſe guten Leute wußten nicht, daß der Satz: Virgini vi stupratae corona nuptialis haud denegauda est, zu den juriſtiſchen Controverſen gezählt wird. Ich müßte wider Willen bitter werden, wenn ich dieſe Theſis zum Nachtheil der Schweiz zu beſtreiten hätte.

Eilen wir über jene Periode der Schmach hinweg, — auch Deutſchland thut hier die Eile Noth, denn Deutſchland hatte damals der thörichten und bethörten Jungfern viele — und kehren wir in dem Wiener Congreſſe ein, jenem berühmten Gaſthauſe, in dem die Geiſter der neun Kur-

fürſten halb verlegen hinter dem Stuhle der noch lebenden, aber durch ein politiſches Märtyrerthum ſchon vor dem Tode verklärten römiſch deutſchen kaiſerlichen Majeſtät ſtanden. Das Schild dieſes europäiſchen Hotels zeigte jenen altteſtamentariſchen Friedens-Schutz-Engel, jenen Rafael, der den jungen Tobias nach Rages in Medea geleitete, wo er einkaſſiren wollte eine alte Schuld ſeines Vaters von Raguel einem Manne in Rages, der ihm verwettert.

Es was etwas Symboliſches in dieſem Gaſthausſchilde, das richtig verſtanden nur für, nicht aber gegen die Güte der Abſichten der zu Wien verſammelten Fürſten beweiſen kann. Die Engel wohnen nicht ausſchließlich im alten Teſtamente. Auch das Evangelium wurde von Engeln beſucht. Jener Rafael war übrigens ein Friedensengel, der nichts zu ſchaffen hatte mit jenem Gewaltigen des Himmels, den der Herrgott herabſandte zur Zeit Ezechiä, des Judenkönigs, damit er erſchlüge in dem Lager Sennacherib's, die Hundert und achtzig tauſend, ſo ausgezogen waren, um zu zertreten das Volk Gottes. Die Schlacht von Leipzig war bereits geſchlagen. Die Hilfe von Oben hatte die Hand dabei im Spiele. Das neue Babel war genommen. Die Welt bedurfte des Friedens. Der Engel an dem europäiſchen Congreßhotel, war ein Friedensengel. Er hielt in ſeiner Rechten einen Lilienſtengel. Die Lilie iſt eine heraldiſche, aber dabei auch eine magiſche Blume, eine Blume die bei den heiligen Frauen in beſonderer Gunſt ſteht. Dieß wußten die alten frommen Maler. Darum wird z. B. auf den Bildern der heiligen Agnes, der heiligen Ludmilla u. a. ſelten die Lilie fehlen. Talleyrand, von dem es bekannt iſt, daß er

ſich von jeher gern putzte, trug während des groſſen Wiener Fürſtenrathes einen Lilienſtrauß am Rocke. Er gewann dadurch ein ſehr unſchuldiges Anſehn und kam ſo mit dem europäiſchen Schutz- und Friedensengel in einen magiſchen Rapport, deſſen wohlthätige Wirkungen noch jetzt für Frankreich fühlbar ſind.

Denke ich mir den alten vollblutigen Monarchismus unter der Geſtalt des alten Tobias, gebe ich ihm den Conſtitutionellism, wie er in der begeiſterten Freude über die Chriſtbeſcherung der Ereigniſſe in dem dankbaren Herzen der Fürſten empor tauchen mochte, als Sohn, ordne ich dieſem den Zeitgeiſt von damals, der nichts mit den gefallenen Engeln zu thun hatte, als Rafael bei, ſo finde ich vieles erklärlich, was andere Leute nicht erklärlich finden. Sprach nicht der alte Tobias zu dem Engel: ich bitte Dich, laß mich wiſſen, aus welchem Geſchlechte, und aus welchem Stamme Du biſt? Antwortete er nicht, als ſich Rafael Azarias den Sohn des groſſen Ananias nannte: Du biſt aus einem guten Geſchlechte? Aehnliche Fragen wurden auch auf dem Wiener Fürſtencongreſſe gehört. Von Fragen dieſer Art war auch der Miniſter Stein nicht fern, von dem man doch weiß, daß er die gröſſere Hälfte der neuern Zeit im Herzen trug.

Tobias, der Vater, war blind. Auch der alte vollblutige Monarchismus hatte ſchwache Augen. Er konnte nicht in die neue Sonne ſehen. Der Zeitgeiſt würde ſich, gleich dem Engel Rafael als Oculiſt an ihm bewährt haben, wenn man ihm Zeit gelaſſen. Auch an alten, einzucaſſirenden Schulden fehlte es hier nicht. Der Bourbonismus hätte, beſonders Deutſchland gegen über, halb und halb als Raguel

auftreten können. Nur Sara's Rolle wüßte ich nicht zu beſetzen. Die öffentliche Meinung, die ich dem jungen chriſtlichen Tobias gern als Gemal beilegte, iſt keine Tochter des Bourbonismus, wenigſtens keine natürliche Tochter deſſelben. Auch Töchter ſchlagen oft aus der Art. Raguel's Tochter, ob gleich mit ſeiner Schweſter Hanna erzeugt, war ein gutes Kind. Der Bourbonismus hatte in der Reſtauration auch die eigene Schweſter geheirathet.

Malen Sie ſich dieſes tolle Bild weiter aus. Nehmen Sie Ludwig Garzi's Heilung des alten Tobias zu Hilfe. Garzi war ein wackrer Meiſter. Bei dem Verſchwinden der Engel kann Ihnen der Niederländer Victoors an die Hand gehen. Das Verſchwinden der Engel hat immer etwas Wehmüthiges. Der alte Tobias freut ſich des neuen Gotteslichtes. Victoors gab ihm ein ſehr dankbares Geſicht.

Der Engel im Schilde des großen europäiſchen Congreßhotels nickte der Schweiz freundlich zu. Sie ſollte als Jungfrau wiedergeboren werden. Dieſe Wiedergeburt erregte bald Zweifel. Man wollte hier und da an der Regenerirten Launen, laſcive Launen, Seiten- und Rückblicke nach dem alten Adam bemerken. Es war etwas von Loth's Weibe in ihr. Sie wurde am Ende unzufrieden mit ſich ſelbſt. Es zeigten ſich an ihr Spuren der Hyſterie, jener bedenklichen Frauenkrankheit, die oft als Folge ungeſtillter Wünſche die Thüren des Irrenhauſes ſprengt.

In Paris kam ein Sommernachtstraum zur Aufführung, eines der allerſonderbarſten Stücke, indem die neue romantiſche Schule Meiſter Shakespeare den Rang ablaufen wollte. Die Julirevolution hat etwas von dem ſhakespeareſchen

Bouquet, obſchon Karl X. nicht wie Richard II. von England ſein Königreich für ein Pferd vertauſchen wollte. Karl X. konnte behaglich im Wagen abfahren. Die Julirevolution, über deren Reize die Stimmen getheilt ſind, die von einigen als Venus geprieſen, von andern als Nemeſis verabſcheut wird, — erinnern Sie ſich des Agorakritos, der aus ſeiner Venus eine Nemeſis machte — gebar den Radicalismus, einen ungeſchlachten Amor, der jetzt nahe daran iſt, als ein Auſoniſcher cupido cruci affixus an einem bei Pozzo di Borgo beſtellten Andreaskreuze zu zappeln. Der Juliusamor hatte ſein Abſehn auf die an Hyſterie leidende Schweiz gerichtet. Er drückte einen ſeiner ſtärkſten und ſpitzigſten Pfeile auf ſie ab. Der Pfeil traf und die arme Helvetie verliebte ſich ſterblich in den neuen Bürgerkönig.

In dem ſhakeſpeareſchen Sommernachtstraume kommt etwas Aehnliches vor. — Man wird verſucht, den Franzoſen alle Originalität abzuſprechen. Eliſabeth, die königliche Jungfrau, die übrigens damals ſchon ſechzig Jahre auf dem Rücken hatte — auch die Schweiz war als alte Jungfer wiedergeboren worden — ſollte von Amor beſchoſſen werden, der zu dem Ende einen ſeiner gewaltigſten, einen ſeiner ſchärfſten Pfeile auserleſen hatte. Es wäre um das Herz der Brittenkönigin geſchehen geweſen, wenn ſich nicht der Mond, der es mit den keuſchen Leuten, zumal wenn ſie ihm jeden Abend ein Seufzeropfer bringen, beſonders gut meint, der ſo recht eigentlich ihr Schutzpatron iſt, in's Mittel gelegt und dem Schuſſe des frivolen Gottes einen ſeiner feuchteſten Strahle entgegen geſchickt hätte. Amor's Pfeil prallte zurück und fiel in eine kleine Blume nieder, die in England Lieb

im Müſſiggang, in Deutſchland Stiefmütterchen geheißen iſt.

Für die Schweiz that der Mond nichts. Die Seufzeropfer der Helvetie müſſen nicht nach ſeinem Geſchmacke ſeyn. Mit der elegiſchen Prieſterſchaft iſt es in der Schweiz ſchlecht beſchaffen. Es gibt dort keinen einzigen erotiſchen Dichter, der ſich auf die Zurichtung der Seufzer verſtände. Dafür lobe ich mir meine deutſchen Landsleute, vor Allem meine Landsleute aus Schwaben. Sylla führte bekanntlich den Isisdienſt in Rom ein. Hans Schnell ſollte den Monddienſt in Bern einführen. Kaſimir Pfyffer würde bald daſſelbe für Luzern thun. In Solothurn folgte Dürrholz, in St. Gallen Baumgartner, im Thurgau Bornhauſer, im Aargau Heinrich Zſchokke u. ſ. f. Am Züricher See müßte der Hochtempel des Mondes zu ſtehen kommen. Ich wüßte wenigſtens keinen ſchicklichern Platz dafür. Die Züricher ſind glückliche Träumer und als ſolche geborne Mondverehrer. Da der Mond gleich allen ſentimentalen Leuten, die politiſchen Sentimentalen nicht ausgenommen, eitel iſt, da er den Spiegel liebt, ſo würde er an dem Züricher See finden, was er am Vierwaldſtätter- und Genferſee vergebens ſuchen dürfte. Die Tagesſatzung zu Zürich war reich an politiſchen Spiegelſcenen, an jenen Scenen, die über die politiſche Eitelkeit kleine Prüfungen verhängen, die ihr die Sommerſproſſen und kleinen Leberflecken, welche gewiſſe Geſichter recht gut kleiden, vergrößert vorhalten, die als Vorreiter des tragiſchen oder tragikomiſchen Schickſals, für die höchſte Reiſende Quartiere machen, in deren Macht es aber ſteht, die Reiſeroute zu verändern und dem

Schickſale einen andern Weg einſchlagen zu machen. Die Geſchichtner der letzten Züricher Tagſatzung haben zu entſcheiden, in wie fern ſolche Spiegelſcenen für die Eidgenoſſenſchaft von Nutzen ſeyn können.

Die Schweiz war in den neuen franzöſiſchen Bürgerkönig verliebt. Für Verliebte gibt es keine Geſetze. Sie machen ſich ihre Geſetze ſelbſt. Die Verliebtheit wird bei alten Jungfern am bedenklichſten. Sie begehen in derſelben Anachroniſmen über Anachroniſmen, werfen die Umſtände bunt durcheinander, treten die Schuhe über, die eigens für ſie gemacht, ihnen bisher gepaßt hatten und vergeſſen den Anſtand, den eine ehrbare Frau noch im Sterben zu beobachten weiß. Die Schweiz vergas in ihrem Liebeswahne für Ludwig Philipp die — Neutralität, ſie legte die politiſche Indifferenz, die für ſie zum oberſten Geſetze des politiſchen Anſtandes geworden war, ab, und ſo geſchah in ihrem Hausweſen, was der Welt kein Geheimniß bleiben konnte. Verliebte verdienen Nachſicht. Ihre Irrthümer, ihre Verirrungen, ihre Vergehen dürfen nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemeſſen werden. Man vergibt ihnen vieles, was man andern Leuten nicht vergibt und auch nicht vergeben kann.

Ludwig Philipp wird für einen geſcheidten König gehalten. Geſcheidte Könige wiſſen Alles zu benutzen. Sie laſſen ſich nichts entgehen. Anſtatt der Schweiz das Unſchickliche ihrer Leidenſchaft bemerklich zu machen, anſtatt ihr zu ſagen, daß ihr Reiz nur in der Sprödigkeit liege, that er ihrer tollen Liebe Vorſchub.

Der Einfluß des Herrn von Rumigny auf die Schweiz, und namentlich auf Bern iſt bekannt. Der franzöſiſche Ge-

ſandte bei der Eidgenoſſenſchaft hat viel Gelegenheitsmachertalent. Die Gelegenheitsmacher geben ſich zu Allem her. Als Feinde ſind ſie doppelt gefährlich. Dieß empfand z. B. der Erzherzog Sigismund von Oeſterreich, dem Aeneas Silvius, der nachherige Papſt Pius II. als Erzieher und Beichtvater ſehr nützlich war, der ihm eine poetiſche Liebeserklärung aufſetzte, bei dem Allen aber den Prinzen ſpäterhin doch in den Bann that. Aehnliches könnte der radicalen Schweiz, namentlich aber der Republik Bern auch durch Rumigny begegnen.

Dritter Brief.

Bern, am 26. November 1834.

Das Capitel der republicaniſchen Eitelkeiten iſt ein langes und breites Capitel, ein Spiegelſtrom, der von einem Ende bis zum andern die großen und kleinen Freiſtaaten durchzieht, der ſeine Katarakten hat, deren Ruf dem Gebelle eines biſſigen Hundes gleicht, der oft eigenſinnig aus ſeinem Bette ſteigt, deſſen Beſuche jedoch kein Andenken zurücklaſſen, ähnlich dem Nile, auf deſſen Ankunft ſich Alt und Jung zu freuen pflegen. Die Republiken des Alterthums waren eitel. Die Republiken unſrer Zeit ſind es auch. Ueber die Eitelkeiten Amerika's könnte man ein Buch ſchreiben. Man braucht zu dem Ende nicht bei Mrs. Trollope und andern Engländerinnen in die Schule zu gehen. Meine geſunden Augen und zwei geſunde Ohren reichen aus. Auch der helvetiſchen Republik fehlte es nie an kleinen Eitelkeiten. Große Eitelkeiten konnte die Schweiz nicht beherbergen. Erſt in unſern Tagen hat ſie auch für dieſe Quartier zu machen angefangen. Die großen Eitelkeiten ſind theure Gäſte. Sie reiſen à la Mylord. Sie führen ein ſtarkes Gefolge mit ſich. Die politiſchen Eitelkeiten werden den großen Eitelkeiten beigezählt. Sie ſind langgeſchwänzt und haben einen ſehr dicken Kopf, auf den kein gewöhnlicher Hut paßt.

Die junge, d. h. die regenerirte Republik wurde, wie die meiſten jungen Leute, vorzugsweiſe von der Eitelkeit geplagt. Sie wollte durchaus ein Haus, ein recht anſtändiges Haus

machen; dem es an nichts fehlen ſollte. So wurde denn auch eine Hochſchule verſchrieben. Hatte nicht auch Zürich eine Hochſchule. Die Mittelaar durfte ja nicht hinter der Limmath zurückbleiben.

Mit der Errichtung neuer Hochſchulen iſt es eine ganz eigne Sache. Der Boden iſt nicht überall dazu gleich geſchickt. Auch die Wiſſenſchaften ſind den klimatiſchen Einwirkungen unterworfen. Sie gedeihen übrigens am beſten in der Zona temperata. Der Froſt des republicaniſchen Puritanerthums iſt ihnen eben ſo nachtheilig als die Hitze einer abſolutiſtiſchen Paſchaſchaft. Unter der gemäßigten Monarchie iſt die eigentliche Heimath der Wiſſenſchaften. Dort hat man auch die Univerſitäten zu ſuchen, die zu den edelſten hiſtoriſchen Thieren gehören, die nur erſt dann, wenn man ihnen die freie Weide entzieht, wenn man ſie zur Stallfütterung verdammt, auszuarten anfangen. Ich möchte weinen bei dem Gedanken, daß man in Deutſchland den Hochſchulen die freie Triſt verſagen, und ſie auf die Stallfütterung beſchränken könnte. Was würde man dadurch gewinnen? Eine fette, aber aromaloſe Milch. Die Wiſſenſchaften müſſen ſich frei bewegen, und ſich ihr Futter ſelbſt ſuchen. Es iſt nicht einmal gut, wenn ihnen die Regierungen das Finden des Futters allzuleicht machen. Ich will nicht, daß die Regierungen allzuviel Notiz von den Wiſſenſchaften nehmen. Für die Alexandrinen geſchah alles, was nur für Gelehrte geſchehen konnte, und was haben ſie Großes geſchaffen? Sie erwarben nie ein literäriſches Eigenthum, und wohnten bis an ihren Tod zur Miethe. Um des Himmels willen, keine alexandriniſche Fettweide! Bei kärglichem Futter gediehen die Wiſſenſchaften vordem am Beſten.

Sie kennen meine Abneigung gegen die kaiſerlichen und königlichen Academien der Wiſſenſchaften. Es iſt auch eine Art von vornehmer Stallfütterung. Richelieu fand dabei ſeine Rechnung. Jedes Ding hat ſeine Zeit. Jetzt würde der Miniſtercardinal ſchwerlich eine Academie der Wiſſenſchaften ſtiften.

Nein, nein, die deutſchen Fürſten ſind zu verſtändig, als daß ſie die Entartung der edelſten hiſtoriſchen Thiere durch Einführung der Stallfütterung abſichtlich veranlaſſen ſollten. Sie würden ſo die Geſammtheit der deutſchen Literatur zu einem Augiasſtalle machen, deſſen Ausmiſtung einen Hercules erheiſchte. Zu einer herculiſchen Arbeit dieſer Art dürfte es dem deutſchen Criticismus an Kraft gebrechen. Nach dem, was mir meine Freunde aus Würtemberg ſchreiben, weht zu Tübingen noch immer der alte Geiſt, der nichts von gelehrter Stallfütterung wußte. Die Wiſſenſchaften haben am Neckar freie Weide. Wilhelm I. iſt überhaupt kein Freund der Pferchen. Das erkennt man auch im Auslande an. Das ſagen ſich namentlich auch die Radicalen in der Schweiz, die wahrlich mit dem Fürſtenlobe ſehr ſparſam ſind. Die würtemberger Ultraliberalen ſcheinen ſich jetzt zu ſchämen, daß ſie ihrem Könige wehe thun konnten. Von München habe ich ſeit längerer Zeit keine Nachrichten. Meine Iſarcorreſpondenz iſt in's Stocken gerathen.

Die Leute glauben, daß ſich in unſrer an Induſtrie und an Erfindungen ſo überreichen Zeit alles machen laſſe, und daß man auch ohne viele Umſtände eine Hochſchule machen könne. Das meinte man denn auch in Bern, wo man überhaupt Vieles zu machen denkt. Die Berner Radicalen ſag-

ten: Haben wir nur erst zwei Dutzend Professoren, so finden sich auch Studenten, und Studenten und Professoren geben eine Universität. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler, ist in der Bibel zu lesen. Daß sich meine tolle Phantasie von der Berner Universität auf den Wasenplatz versetzen mußte. Vielleicht gelingt es mir in der Folge, diesen Sprung meiner Phantasie zu rechtfertigen. Ich werde Ihnen in einem der folgenden Briefe die Professoren der hiesigen Hochschule einzeln vorstellen. Sollten Sie an einem oder dem andern dieser Herrn ein Wasenbouquet entdecken, sollte der Berner Professorenwitz mitunter den Aasgeschmack verrathen, der sich nur ausnahmweise dem gelehrten Hautgout nähert, so bliebe ja meine Phantasie bei Ehren.

Die deutschen Hochschulen, von denen die Berner bisher ihre Weisheit bezogen hatten, — von der altberner Akademie, die, als Hausmagd der altberner Junkerschaft, in den Haushalt der regenerirten Republic nicht passen wollte, war nie viel zu holen, — konnten das nicht liefern, was man an der Mittelaar nöthig zu haben glaubte. Das Kaliber der deutschen Doctrinen paßte jetzt nicht mehr für Burgdorf und Bern. Die neue Hochschule an der Aar war eine politische Nothwendigkeit, denn selbst auf der Universität zu Paris waren viele Artikel, deren man hier bedurfte, nicht zu erfragen. Was hätte man auch mit Guizot's Gedanken hier beginnen sollen. Die Ideen der Doctrinairs sind gelehrte alte Jungfern, deren orphischerotische Liebesträume nie zu der Epithalamienlust emporsteigen, die vielmehr inmitten der Leier stehen bleiben, wo sie mit Petron's Matrone von Ephesus zusammentreffen, die ihnen mit skeptisirendem Lächeln von

den Weheklichkeiten des weitern Auffahrens erzählt, und ihre Jugendlichkeit ſo einſchüchtert, daß ſie auf der Stelle den Rückweg antreten und ſich bei dem Fräulein Scudery, das erſt kürzlich aus dem Lande der Zärtlichkeit heimgekehrt war, zum Frühſtück einladen. Von gelehrten alten Jungfern wollte man an der Mittelaar nichts wiſſen. Auch gelehrte Frauen kennt man hier nicht. Der franzöſiſche Miniſter, deſſen Worte doch ſonſt im Großen, wie im Kleinen Rathe zu Bern als Evangelien hinter Glas und Rahmen aufgeſtellt werden, machte die Männer von Münſingen vergebens auf die gelehrten Reize der Dame Dacier aufmerkſam. Vergebens pries er die Tugenden der Madame Genlis, die bekanntlich bei der Apotheoſe des Bürgerkönigthums die Oberhofmeiſterin gemacht, und dem Pfau, der ſchon bei den Vergötterungen der römiſchen Cäſarinnen die Hauptrolle ſpielte, und der auch hier nicht fehlen durfte, den Schwanz gewaſchen hatte. Er predigte tauben Ohren. Die Männer von Münſingen gedachten der clauſenſchen Mimili, ihrer hochgefeierten Landsmännin und ſtreckten verlangend die Arme nach der gelehrten jungen Jungfrau aus. Das Wunderkind, das zuerſt bei Madame Bernhard, lüſternen Andenkens, zu Berlin als Kammermädchen gedient, das hier, ſonderbar genug von einem ganz abnormen Männerekel ergriffen, zur Bedeckung ihrer Schaam einen Rock aus der Lyſiſtrata des Ariſtophanes gewählt hatte, fand ſpäter bei der hegelſchen Philoſophie, der größten deutſchen Amazone, als Roßwärterin ein Unterkommen. Mimili, die Altbernerin, die, ſeit Hegel's Tode, als büßende Magdalene, zu Hengſtenberg's Füßen ſitzt, wollte mit den Männern von Münſingen nichts

zu ſchaffen haben. Sie war an beſſere Geſellſchaft gewöhnt. Hier ein Zug aus dem Leben des guten Kindes, den Clauren bei der Fortſetzung der Biographie Mimili's benutzen könnte. Es iſt eine geniale Bosheit, eine Neckerei, die nicht ohne Folgen geblieben iſt. Troxler, der ſchweizeriſche Gros-philoſoph, deſſen republicaniſche Gedanken an der Mittelaar höher ſtehen, denn die platoniſchen, ſprach als fahrender Schüler, — man kennt dieſen zudringlichen armen Mann in Deutſchland — die keuſche Mimili um einen Zehrpfennig an. Sie gab ihm zwei holgelſche Roßäpfel und verſicherte ihn dabei mit der ſchlauen Gutmüthigkeit eines Rübezahl, daß ſich dieſe Aepfel bei ſeiner Heimkehr in Gold verwandeln würden. Troxler legte das zarte Andenken zu einem noch unvollendeten Werke über die politiſche Metaphyſic, das er als Handſchrift mit ſich herumtrug. Dieſes großſinnig angelegte Buch iſt leider unvollendet geblieben. Es gerieth durch einen unglücklichen Zufall in die Hände eines Basler Droguiſten, der Tüten daraus machte. Einige dieſer Tüten verirrten ſich nach Liechtal, wo man ſie für vom Himmel gefallne Suren hielt. Die Roßäpfel, bei deren Anblicke Troxler's Herz hoch aufſchlug, die er ſchon im Geiſte als Hesperidenäpfel vor ſich liegen ſah, die er zu philoſophiſchen Reichsäpfeln beſtimmt hatte, gingen mit hämiſcher Abſichtlichkeit der gewünſchten Transſubſtantiation aus dem Wege. Sie blieben, was ſie waren. Der arme Troxler ſah ſich um die philoſophiſche Reichsmehrerſchaft betrogen.

Die Machtmänner zu Bern, von denen der Regierungsrath Fetſcherin ein Philhellene, mit den Hetären des alten Griechenlands-Bekanntſchaft gemacht und von deren Reizen ſeinen ungriechiſchen Kameraden erzählt hatte, wollten eine

Hochſchule im Hetärenſtile. So glaubte man dem Berner Radicalismus, der als ein abgebrauchter altorleanſcher Rock an der Mittelaar auftrat, am beſten auf die Beine helfen zu können. Ehrbare Jungfrauen und Frauen neigten ſich von jeher der Ariſtocratie zu. Das Conſervative iſt bei ihnen in's Blut übergegangen. Bei den Hetären iſt es anders. Hier duldet die Freiheitlichkeit im Umgange nichts Stehendes. Hier befinden ſich die Neigungen in einer ununterbrochenen revolutionären Gährung. Um eine vornehme Hetäre war es dem neuen Bern nicht zu thun. Die vornehmen römiſchen Luſtdirnen, die beinahe ohne Ausnahme auch gelehrte Frauen waren, bedeckten, gleich den römiſchen Matronen, ihre Füße, und wenn auch das koiſche Kleid an ihnen zum Verräther wurde, ſo wollten ſie doch nicht vor aller Welt als Huren erſcheinen. Es war an ihnen etwas Juſtemilieuartiges. Sie ſelbſt hatten gleich dem Juſtemilieu halb und halb die Natur der Amphibien, die ihre Zeit zwiſchen dem Feſtlande der Ehrbarkeit und dem ausgetretenen Waſſer der gemeinen Liederlichkeit theilen. Von dieſer gelehrt tugendlichen Halbheit wollte die neuverjüngte Berner Republik nichts wiſſen. Da ſie ſelbſt als eine ungelehrte Griſette auftrat, ſo konnte ſie keine gelehrte, anſtändige, hetärenartige Luſtfrau um ſich dulden. Mit einem Weſen, das der ältere Plinius mit Einem: Etiamne pedibus induitur atque intra stolam plebemque hanc medium feminarum equestrem ordinem facit bezeichnet und das ſich vielleicht in einer andern neuerdings errichteten Hochſchule wieder erkennen dürfte, wäre ihr nichts gedient geweſen. Sie nahm darum eine entlaufene Griſette bei ſich auf, eine liederliche Dirne, die das Haus der deutſchen Wiſſenſchaft, in das

ſie von dem deutſchen Mitleiden eingeführt war, heimlich verlaſſen hatte. Was die leichtſinnige Bettel entwandte, ging ihr unterweges verloren.

Erlauben Sie mir, daß ich mich recht deutſch ausdrücke und Ihnen in ungeſchminkter Rede ſage, wofür ich die neue Berner Hochſchule halte. Man macht mit uns Deutſchen an der Mittelaar wenig Ceremonien. Wir wollen Repreſſalien gebrauchen. Ich halte die Berner Hochſchule für eine patentirte Dirne. Was iſt die Rede, mit welcher der Regierungsrath Neumann als Präſident des Erziehungsdepartements die nagelneue Univerſität im November v. J. eröffnete, anderes, als ein literäriſches Hetärenwirthſchaftspatent. Herr Neumann ſagt gerabezu, daß unſere Zeit der alten gründlichen aber ſchwerfälligen Weisheit nicht mehr bedürfe. Man müſſe ſich die Sache leicht machen. Das hat man denn auch redlich gethan. Man reiſt an der Aar ohne gelehrtes Gepäck. Die Berner Hochſchulenſtudien werden als Eilwagenfahrten, als Schnellpoſtexperimente ihr Publicum erhalten. Sie haben es bereits erhalten. Die Mehrzahl der hieſigen Studenten hat nicht einmal ein grammatikaliſches Hemd auf dem Leibe. Man kümmert ſich auch von Seiten des akademiſchen Senats um ſolche Kleinigkeiten nicht. Die Maturitätsprüfungen, die auf den deutſchen Univerſitäten als conditio sine qua non der Inſcription gelten, ſind ja überflüſſig. Sie beſchränken die Freiheit! Im Canton Bern würde man gegen die Grundverfaſſung verſtoßen, wenn man die Jugend auf irgend eine Weiſe zum Lernen zwingen wollte. Die Berner Jugend hat die Freiheit nichts zu lernen. Die hieſige Studentenſchaft iſt ſehr eiferſüchtig auf dieſes Recht. Wer möchte ſie darum beneiden.

Vierter Brief.

Bern, am 1. December 1834.

Philipp Buonacorsi mit seinem akademischen Namen Callimachus entfloh aus Rom, wo ihn die Mißhandlungen eines unwissenden Papstes nicht zur Ruhe kommen ließen. Paul II. verstand sich trefflich darauf, der Intelligenz das Leben zu verleiden. Buonacorsi suchte in Polen eine Freistatt. Er fand, was er suchte. Reich an Erfahrungen, die er vor und auf seiner Flucht gemacht hatte, legte er sich noch den Namen Experiens bei. Ich hätte wohl auch Lust, diesen Namen anzunehmen. Ich kenne zwar keinen Heiligen dieses Namens — es wäre möglich, daß ein St. Experiens existirte und daß mir seine Bekanntschaft in Rom entgangen —, indessen darauf kommt nichts an. Man kann auch ohne Erfahrungen ein Heiliger werden. Oft werfen sich die Erfahrungen der Canonisation in den Weg. Mir wäre freilich ein erfahrener Heiliger der liebste.

Was habe ich nicht für sonderbare Erfahrungen in der Schweiz gemacht! Ich sehe jetzt die politischen Dinge mit ganz andern Augen an. Was erwartete ich nicht von dem Republicanismus! Ich dachte Wunder, was er zu geben hätte. In der Schweiz ist er blutarm. Es gilt dieß von dem alten wie von dem neuen Republicanismus. Reden Sie mir nichts von dem Patriarchate der Democratie in den Urcantonen. Ich trug mich vor Jahren auch mit dieser Idee herum. An Ort und Stelle angekommen, wußte ich, woran ich war. In Uri, Schwyz und Unterwalden ist der Republica-

nismus ein groſser Vetter, der das thut, was alle groſsen Vettern, den Vetter von Liſſabon nicht ausgenommen, zu thun pflegen. Da der waldſtätter Vetter fleiſsig die Kirche beſucht, und mit dem Herrn Pfarrer alles zu berathen pflegt, ſo hat der hochwürdige Herr auch überall die Hand im Spiele. Das ſollte nicht ſeyn. Der Nebel der Tradition, der auf den Urcantonen ruht, kommt übrigens dem waldſtätter Vetter trefflich zu ſtatten. Die ſouveraine oberſte Gewalt der Landesgemeinden hat nicht viel zu bedeuten. Sie thut den Launen des groſsen Vetters keinen Eintrag. Der Nepotismus in Uri, Schwyz und Unterwalden iſt ein groſser Christoph, der nur die lieben Angehörigen und den Herrn Pfarrer durch das Waſſer trägt.

Der neue ſchweizeriſche Republicanismus, deſſen nähere Bekanntſchaft ich in Bern und Liestall, in St. Gallen und Solothurn u. a. O. machte, bekümmert ſich weniger um den lieben Gott, wenigſtens betet er weniger, auch nimmt er den Herrn Pfarrer nicht in Rath, und lieſt ſtatt des chriſtlichen Roſengärtleins die gottloſen Zeitungen, allein dabei gedenkt er doch auch ſeiner und der Seinigen. Er iſt ein unausſtehlicher Schwätzer, ein Prahlhans, ein Polterer, der aber ſehr leicht den Kopf verliert. Er hat die Manieren eines reichen Bauern, der auf ſeinen Edelmann ſchimpft, aber dabei doch gern den Edelmann ſpielen möchte. Von dem pariſer Tanzmeiſter, den er ſich verſchrieb, lernte er einige tolle Sprünge, einen halben Salto mortale, bei dem er mit beiden Beinen hinten ausſchlug, aber er lernte nichts von dem pariſer Anſtande. Wer Freund von Traveſtien iſt, der findet in der Schweiz ſeine Rechnung. Das Luſtigſte an der

Sache iſt, daß man keine Travestien geben will, und wider Willen in die Travestie hineingezogen wird. Der neue ſchweizeriſche Republicanismus kann noch nicht recht mit ſich einig werden, ob er ſich in die franzöſiſche Konſtitution von 1795 oder in die große amerikaniſche Freiheitskarte verlieben ſoll. Verlieben will er ſich nun einmal und zwar in eine großartige Freiheitlichkeit, die er heimzuführen gedenkt in ſein kleines Haus. Die amerikaniſche Freiheit will geräumig wohnen. Die Schweiz iſt ihr nicht geräumig genug. In dem kleinen Hauſe würde ſie mit dem Kopfe anſtoßen. Die Conſtitution Amerika's hatte früher an Zſchokke einen erklärten Liebhaber. Der Schweizerbote hatte peſtätzlich Briefe an ſie. Ungeleſen legte ſie die zärtlichen Briefe zur Seite. Vielleicht hatte ſie von den politiſchen Neuigkeiten des zärtlichen Briefſtellers gehört! Vater Zſchokke hat aufgehört der geliebten Amerika zu ſchreiben. Vater Zſchokke iſt alt und grau geworden. Die Stürme in ſeinem Herzen haben ſich gelegt. Sollte er nicht eine ſeiner Töchter Amerika geheißen haben. Ich kenne eine ſehr liebenswürdige Norddeutſche, die dieſen Namen führt. Die hannöverſche Gräfin Bernſtorff geborne Gräfin von Niebeſel iſt Amerika geheißen. Sie erblickte das Licht der Welt ohnfern des St. Lorenzo. Ihr Vater kommandirte die heſſiſchen Truppen, die damals für engliſches Intereſſe in Amerika fochten. Einer Amerika Zſchokke könnte es in der Schweiz nicht an Anbetern fehlen.

Mit der franzöſiſchen Conſtitution von 1795 dürfte der neuſchweizeriſche Republicanismus nicht glücklich werden. Mit ihr würde er der Verhimmelungen und Verhöllungen ſo viele zu beſtehen haben, daß er am Ende nicht ſo ſagen könnte,

wie und wo ihm der Kopf ſtände. Die ſaktive Franzöſin machte ihn am Ende noch zum Hörnerträger.

Wenn ich mich Experiens unterzeichne, ſo deute ich vorzugsweiſe auf die große Erfahrung hin: Daß der Republicanismus für unſere Zeit nicht paſſe. Ich war noch vor ſechs Monaten ein entſchiedener Republicaner, der den Riß für das republicaniſche Deutſchland neben ſich liegen hatte, ich bin jedoch von dieſem Gedanken zurückgekommen und ſchäme mich deſſelben. Jedes Ding hat ſeine Zeit. Auch die politiſchen Dinge haben die ihrigen. Die Intereſſen des neunzehnten Jahrhunderts ſind in geiſtiger und materieller, in politiſcher und mercantiliſcher Hinſicht zu einer ſo ungeheuern Größe herangewachſen, daß ſie in keine der bisher üblich geweſenen Formen paſſen wollen. Sie haben die Weinſchellen des abſolutiſtiſchen Monarchismus geſprengt und werden ſich dieſelben nie wieder anlegen laſſen. Auch der aufgeklärteſte Abſolutismus würde nicht mit ihnen zu Stande kommen. Die Frage: Ob es je einen aufgeklärten Abſolutismus gegeben? iſt überdieß äußerſt controvers. Ich habe freilich von dem aufgeklärten Abſolutismus eines Joſeph geleſen, zu dem Alexander die Fortſetzung liefern wollte, allein ich begreife dieſe Sprache nicht. Jene großartigen Intereſſen des neunzehnten Jahrhunderts tragen Kronen, die ſie in dem gigantiſchen Kampfe, den die neue Zeit mit der alten Zeit beſtand, errangen, königliche Zeichen, die ſich durch ihren mauerartigen Bau, — ſie gleichen der Figur der antiken pinnae, der Mauerringe und deuten vielleicht auf die Gewalt der Hauptſtädte hin — den antiken Bürgerkronen nähern. Wohlwiſſend, daß die Krone eine Laſt iſt, die nur auf dem Haupte des ernſtruhigen Trägers, der

em immer bewegten Treiben der kleinen und großen Begeb-
iſſe fremd bleibt, der über demſelben ſteht und vermöge ſei-
er höhern Stellung von demſelben nicht erreicht werden kann,
gten, ihre Würdigkeit behauptend, ſie ihre Kronen am Fuße
es legitim conſtitutionellen Thrones ab, und huldigten ſo der
rone des verfaſſungsmäßigen Königthums, das ſie wiederum
ls Granden begrüßt, denen bekanntlich auch die ſpaniſche Eti-
ette die Hauptbedeckung geſtattete. Die Kopfbedeckung jener
reßintereſſen, die beinahe ſchon über Zweidrittel der euro-
äiſchen Erde eingenommen haben, beſteht in einem Hute, in
em altrömiſchen pileus, der bekanntlich ein Zeichen für Frei-
eborne war. Auch Freigelaſſene gelangten zu der Ehre des
utes. Das Königthum hat Conceſſionen gemacht, die man als
ubiciſtiſche Freilaſſungen, als politiſche Gutverleihungen anſe-
en, die man als ſolche annehmen und benutzen, mit denen man
ber keine tolle Saturnalie begehen ſollte. Da unter den Groß-
tereſſen des neunzehnten Jahrhunderts der Mercantilismus oben
nſteht, da er den alten Hermesdienſt für ſich vindicirt, Her-
es aber auch einen Hut trug — der pileus des beflügelten
ottes war ein pileus, — ſo kann es nicht befremden, wenn
ch das Handelsintereſſe an der Hand des Hermes état zu den
erſten Trabanten des chriſtlichen Jupiters zählt und das Gran-
enrecht für ſich anſpricht. Es iſt ihm geworden.

Das legitim conſtitutionelle Königthum ſteht auf dem
Schilde, das die großartigen Intereſſen des neunzehnten Jahr-
underts erhoben haben. Es wird von denſelben getragen
nd geſchützt. Alle Verſuche, das legitim conſtitutionelle Kö-
igthum von jenem Schilde herabzuſtürzen, ſind vergebens.
m ſo mehr, da daſſelbe, weil ſeine Träger immer im Fort-

ſchreiten begriffen ſind, nie der Gefahr ausgeſetzt iſt, ein Timon Stylites zu werden. Uebrigens hat jenes Schild, das würdiger wäre beſungen zu werden, als das Schild des Achilles, noch die Eigenſchaft eines Spiegels. So hell war noch kein Fürſtenſpiegel, vor dem ſich auch der Radicalismus fürchtet, weil er in dem mächtigen Spiegelſchilde, hinter dem er keine auf Täuſchung berechnete Folie findet, ſein eigenes häßliches Geſicht erkennt. Die Beſten, die Gedankenvollſten unter den jetzt lebenden Fürſten unſerer Tage ſind weit davon entfernt, die Trägerſchaft der Großintereſſen unſeres Jahrhunderts verſchmähen zu wollen. Sie haben für immer deren Huldigungen angenommen und ſo einen neuen Feudalismus begründet, der, haltbarer als der alte, durch kein Ereigniß, mag es mit offenem oder mit geſchloſſenem Viſire auf ihn einrennen, aus dem Sattel gehoben werden kann. An eine Jacquerie iſt hier nicht zu denken.

Was hätten die Großintereſſen des neunzehnten Jahrhunderts von dem Republicanismus zu hoffen? Wo ſollen ſie hier ihre Kronen unterbringen? Schon den Umſtand, daß ſie ſich Bürgerkronen erwarben, würde man ihnen zum Verbrechen anrechnen. Es könnte ihnen darum ergehen, wie es dem edlen Ariſtides erging. Der Oſtracismus iſt noch zur Stunde eine beliebte freiſtaatliche Hauspeinlichkeit. Der Republicanismus duldet nicht gern Erhöhungen in ſeiner Nähe. Es ſoll um ihn her alles eben ſeyn. Er liebt das Flache und glaubt, daß der ſündige Stolz der Erde die Berge gehoben. Darum würde er eine Abtragung, eine Verflachung jener großartigen Intereſſen verlangen, damit ſie mit dem Niveau der kleinlichen ſpießbürgerlichen Vortheile gleichen Schritt hielten. Wol-

te man ſich dieſem Verlangen widerſetzen, ſo wäre es um Frieden und Sicherheit geſchehen. Kleine Leute ſind in der Regel eigenſinnige und eigenwillige Leute. In Europa gehören die Republiken zu den Kleinſtaaten, und zwar zu jenen Kleinſtaaten, aus denen nie weder Mittel- noch Großſtaaten werden können, und die darum von Geſchlecht zu Geſchlecht an den Krankheiten und Schwächen kleiner Leute laboriren müſſen.

Da Europa im Ganzen für den Monarchismus geboren und erzogen iſt, da ſeine Nahrung, mag ſie auf germaniſcher oder ſlaviſcher Erde gewonnen ſeyn, in das Königthum überging, ſo ſtellten ſich die europäiſchen Republiken von jeher mehr oder weniger als ſtaatsrechtliche Anomalien dar, deren Mehrzahl in dem Prinzipe des Monarchismus den Untergang fand, und nach dem natürlichen Laufe der Dinge den Untergang darin finden mußte. Mehrere Freiſtaaten entſtanden in Folge von Krankheiten, die ſich der Monarchismus durch Ueberſchreitung der ihm von der Politik vorgeſchriebenen Diät zugezogen hatte. Auch der Monarchismus iſt an eine gewiſſe Diät gebunden. Unnatürliche Appetite rächen ſich an ihm, ja unter Umſtänden ziehen ſie ihm den Tod zu.

Die Entſtehung der Schweiz iſt bekannt. Sie trat als der Erfolg einer habsburgſchen Familienkrankheit in die europäiſche Staatengeſchichte ein, und wußte ſich geltend zu machen, eine der allerſonderbarſten publiciſtiſchen Anomalien, welcher ſogar der weſtphäliſche Friede ſein großes Siegel anhing. Deutſchland, Italien und Frankreich hatten Wohlgefallen an dieſer wunderbaren Abweichung von der europäiſch-politiſchen Hausregel, die zuweilen gleich der Schlange ihr Züngiein hervorſtreckte, als wollte ſie ſeyn das

Bänglein in der großen europäischen Völkerwage, mit der man bis zum Jahre 1789 abzuwägen pflegte alle politische Gewalt. Seit dem Jahre 1789 ist die Wage aus dem politischen Thierkreise verschwunden. In dem Wesen der Schweiz lag von jeher viel Zweideutiges. Ich verstehe nicht, wie sie sich zu ihrem guten Rufe hinaufarbeiten konnte. Der Geschichtner aber läßt sich durch das anscheinend ehrliche Gesicht der Schweiz nicht täuschen. Ihre Machinationen blieben ihm kein Geheimniß. Konnte man es darum der Diplomatie verargen, wenn sie der Schweiz nie aufs Wort glauben wollte? Wird man es ihr jetzt, wenn sie von Bern, dem sogenannten moralischen Vororte, dem Oberführer der Bewegung Garantien fordert, die über die gewöhnliche Notenhypothek hinausgehen, verdenken, wie man sie anmaßend nennen könne. Ich meine es nicht.

Die Geschichte der Eidgenossenschaft zerfällt für mich in sieben Epochen. Die erste Epoche, die ich vom Jahre 1308 bis zum Jahre 1474 hinaufführe, ist die Periode der Unschuld, die nicht bei allen Völkern eine und dieselbe Länge hat. Die Grenzbestimmung dieser Unschuldsepoche bleibt immer etwas problematisch. Es hängt dieses mit der Schwierigkeit der Bestimmung des Begriffes der politischen Unschuld zusammen. Den zweiten Zeitraum von 1474 bis 1586, als vom Anfange der Burgunderkriege bis zum Borromäusbunde, bezeichne ich als die heroische oder ritterliche Periode der Schweiz. Ich fühle sehr gut, daß meine Markſteine hier nicht ganz feststehen, denn streng genommen sagten sich schon vor dem Jahre 1586 die Eidgenossen von der Schwertmagenschaft des Mittelalters los und vererbten ihr Heergewette an die neuere

Zeit. Die Jahre von 1586 bis 1712 bilden die dritte Periode, die man die Epoche des helvetiſchen Sündenfalles benennen könnte. Die vierte Periode von 1712 bis 1798 iſt die Periode des Fluches, in der ſich Gebrechen auf Gebrechen häuften, und zwar häusliche Gebrechen, Krankheiten im Innern des Staatenkörpers, der dabei einzelne Momente des natürlichen Wohlſeyns hatte, die aber unbenutzt blieben. Die Jahre von 1798 bis zum Jahre 1815 machen die fünfte Epoche aus, den Zeitraum der Schmach, der babyloniſchen Gefangenſchaft, des politiſchen Fegfeuers, dem in der ſechſten Periode, von 1815 bis 1830, die Epoche der Wiedergeburt folgte, die zugleich eine Epoche der Sehnſucht und des Verlangens nach einem neuen Evangelium war. Mit dem Jahre 1830 brach die ſiebente Epoche herein, die ich noch nicht taufen will, die vielleicht ungetauft bleiben und ſo das Schickſal der vor der Taufe verſtorbenen Kinder theilen dürfte.

Das Anomale des helvetiſchen Republicanismus in dem europäiſchen Staatenkörper trat in der dritten Periode eidgenoſſiſcher Geſchichten, in der Periode des Sündenfalles deutlich hervor. In dem goldnen Zeitalter der Schweiz blieb jene Abweichung unbeachtet. Die Epoche der Unſchuld iſt eine privilegirte Epoche. Das heroiſche oder ritterliche Zeitalter der Alpenſöhne hatte geſchliffene, ſcharf geſchliffene Gründe für das Anomale ſeiner politiſchen Stellung. Gewiſſe Leute fragt man nicht nach Gründen. Man geht ihren Gründen ſogar aus dem Wege. Jene heroiſche Epoche kehret für die Schweiz nie wieder!

Wer ſich in der Politik einmal ſchwach gezeigt hat, der braucht längere Zeit, ehe er ſich wieder ſtark zeigen kann. Oft

wird dieſes ganz unmöglich. Oft legen die Umſtände dagegen Proteſt ein. Dieß iſt der Fall bei der Schweiz, auf die Burke's Worte: Ihre Sicherheit beſtand in der Barmherzigkeit derer, die ſie ihrer Schwachheit wegen verachteten, bald zur Anwendung kommen dürften. Wenn ſich Deutſchland und Frankreich verſtehen, wenn beide über das Anomale des helvetiſchen Weſens einig ſind, ſo iſt es auch um daſſelbe geſchehen. Jetzt wird kein Volk mehr von Traditionen getragen.

Warum will man in der Schweiz gerade jetzt, wo ſich der Monarchismus angefeindet ſieht, jene Anomalie ſchlagend hervortreten laſſen, und mit dem halbtollen La Mennais glauben und behaupten, daß die Republic das große Quartier der Zukunft beziehen und dem Monarchismus in dieſem weiten Hauſe auch nicht einmal ein Dachſtübchen übrig laſſen werde? Die Helvetie, welche die abgeſpielte Rolle der altrömiſchen Sybille wieder aufnehmen, und ihre Weiſſagungen den Königen verkaufen möchte, iſt eine falſche Prophetin. Sie täuſcht ſich in Hinſicht ihrer eigenen Zukunft. Zwiſchen Frankreich und Spanien liegt das Andorrethal, ein kleiner neutraler Freiſtaat, der durch zwei Vikuiers regiert wird, von denen der eine von Seiten Frankreichs aus dem Kriegsdepartement, der andere aber von Seiten des ſpaniſchen Biſchofs von Urgel aus dem Andorrethale zu ernennen iſt. Wie komme ich auf dieſe neutrale Seelenrepublic? Durch Ideencombination. Was in der Andorrethalrepublic geſchieht, das könnte auch in der Schweizerrepublic geſchehen. Sie könnte von Deutſchland und Frankreich ihre Großbeamten empfangen. Bei den vielen die Eidgenoſſenſchaft durchkreuzenden politiſchen Corruptionen wür-

de dieſe Erſcheinung wenig befremden. Auch die politiſche Eiferſucht hat ihr Ziel. Der Radicalismus rechnet zu viel auf ſie. Er könnte ſich leicht verrechnen. Die politiſche Eiferſucht wird den politiſchen Schwächen beigezählt. Wie wenn die Politik des monarchiſchen Europa's, ohne Frömmlerin zu werden, fromm oder gut, ehrlich gut würde, gut durch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Legitimität — von einer karliſtiſchen Legitimität kann hier nicht die Rede ſeyn —, wenn ſie ſich des Mißtrauens entäußerte, wenn ſie aufhörte eiferſüchtig zu ſeyn? Dann hätte die Todesſtunde der Schweiz geſchlagen. Die Eidgenoſſenſchaft darf nicht vergeſſen, daß die Grundſätze mächtiger ſind, als die Menſchen.

Neutralitäten, ſtereotype Neutralitäten, die als ſolche eine europäiſche Anerkennung erhalten, die zu einem politiſchen Sacramente erhoben werden können, laſſen ſich am Ende auch unter monarchiſcher Firma errichten. Von dem Königreiche Belgien will ich nicht ſprechen. Seine neutrale Sacramentalität unterliegt noch manchem Zweifel, aber damit iſt nicht geſagt, daß ſich nicht die Schweiz zu einem neutralen Königreiche conſtituiren ließe. Die Sottiſen der Eidgenoſſenſchaft, deren petite moralité zum Nachtheile der modernen Freiſtaatlichkeit ausſchlägt, würde eine Maßregel dieſer Art rechtfertigen. Das Schweizervolk könnte am Ende dabei nur gewinnen, denn das wenige Gute, was noch in ihm iſt, geht ihm unter den Experimenten ſeiner Machtmenſchen verloren. Die Medizin iſt bei ihren gefahrvollen Verſuchen auf Verbrecher angewieſen. Bei Opfern dieſer Art leidet die moraliſche Welt keine Einbußen. Was iſt auch am Ende daran gelegen, ob ſich ein Paar Galeerenſclaven mehr oder

weniger im Wagne herumtreiben. Bei dem allen wird doch der Galeerenſclave noch gefragt: Ob er ſeinen Leib, der doch wenigſtens zur Hälfte dem Geſetze verfallen iſt, an den Verſuch wagen wolle. Er wird übrigens belohnt. Das Experiment macht ihn in der Regel ſeiner Ketten ledig. Wer gibt den politiſchen Reformatoren, die mit dem kühnſten aller Experimente, mit dem Verſuche einer neuen bürgerlichen Heilsordnung ſchwanger gehn, das Recht, das Volk gleich einem dem Strafcodex erb- und eigenen Sträflinge zu behandeln? Jene Charlatans halten es unter ihrer Würde, das Volk zu fragen: Ob es mit dem an ihm zu machenden Verſuche auch einverſtanden ſey, ob es ſich der ſchweren Probe unterwerfen wolle. Wenn ich mich in dieſen Gedanken, der wahrlich nicht bei den Haaren hierher gezogen iſt, ganz hineindenke, ſo könnte ich vor dem Anblicke eines Mahitalen erſchrecken. Die Worte des ältern Plinius: **Medici discunt periculis nostris, et experimenta per mortes agunt**, ſind für jene politiſchen Marktſchreier geſchrieben. Haben nicht ſchon jetzt **Frankreich** und **Irland** theilweiſe den Zuſchnitt eines Leichenackers, dem jedoch die heilige Stille eines **campo santo** gebricht. An Frankreich merkt man die Einwirkung der Friedhofsluft weniger. **Mazarin** hat noch zur Stunde recht, wenn er von ſeinen Landsleuten ſagt: **Ils chantent**. Er hätte noch hinzuſetzen können: **Et dansent**. Den franzöſiſchen Todtentänzen iſt eine Grazie eigen, auf die ſich der deutſche **Holbein** nicht verſtand. Dem iriſchen Todtenreihn geht jene Grazie ab. Die Polonaiſe von **Warſchau** gehört auf ein anderes Blatt. Der Fandango zu **Madrid** wird von Ferdinand VII. geleis-

tet. Wenn ein König sein Volk selbst zum Todtentanze auffordert, so kann die Geschichte nur eine stumme Zuschauerin abgeben. Deutschland soll wenigstens kein Todtenacker werden. Hatte es bisher die Bestimmung eines europäischen Blachfeldes, freilich auch eine herbe Bestimmung, so blieb es dabei doch immer noch ein Fruchtacker, der freilich seinen Dünger sehr theuer bezahlte, der mitunter auch brach liegen blieb, weil seine Eigner die Kosten der Bestellung zu Zeiten nicht aufzubringen vermochten, der aber jetzt bei dem erwachten constitutionellen Leben die wohlthätigen Folgen einer regelmäßigen Schlagwirthschaft vor Augen hat. Ich verspreche mir Großes von der geordneten politischen Wechselwirthschaft in Deutschland, mit der man auch gewiß einen Fruchtwechsel der politischen Ideen verbinden wird.

Die Schweiz ist für das constitutionelle Königthum vorbereitet. Ihr Boden hat noch viel germanischen Humus. In der zweiten Epoche der helvetischen Geschichten, die von mir als die heroische oder ritterliche Epoche bezeichnet wurde, kommen da, wo sich die Schweiz von ihrem Mittelalter abzuschälen, wo sie sich die Brücke zum Uebergange in die neuere Historie zu bauen anfängt, zwei Ab- oder Einschnitte vor, zwei natürliche nicht gemachte Unterabtheilungen, von denen die eine als romanische, die andere aber als deutsche Aera in die Augen fällt. Die letztere ist die großartigere, die folgenreichere, die edlere. Sie hat nichts gemein mit der elenden Söldnerei, die als wälsch-französisches Romanenthum die schweizerischen Geschichten entstellt. In ihr ist ein deutscher Kern, — der Schwabenkrieg trug den Schweizern den historischen Ritterschlag ein — der noch einmal zum deutschen Bau-

me erwachſen und herangezogen werden kann. Die ſchweizeriſchen Radicalen ſind gemeine politiſche Dilettanten. Was ſagte Napoleon im Januar 1803 zu denen in Paris vereinigten helvetiſchen Deputirten? Une forme de gouvernement qui n'est pas le resultat d'une longue suite d'événemens, de malheurs, d'efforts et d'entreprises d'un peuple, ne peut jamais prendre racine. Des circonstances passagères, des intérêts du moment peuvent conseiller un système opposé, et même le faire adopter, mais il ne subsistera pas. So ſprach Napoleon. So würde er noch heute ſprechen, wenn er hätte Zeuge ſeyn können von den politiſchen Sottiſen der neuen ſchweizeriſchen Diplomatie.

Empfehlen Sie jedem Deutſchen, bei dem ſich Symptome des Radicalismus zeigen, einen zweimonatlichen Aufenthalt in Bern. Hier wird er ſicher geheilt. Sollte er hier nicht geneſen, ſo wäre ihm nicht mehr zu helfen. Unter den deutſchen Flüchtlingen, die ſich hier herumtreiben, fand ich der Reconvalescenten viele. Eine bundestägliche Amneſtie würde als Nachkur treffliche Dienſte leiſten.

Fünfter Brief.

Bern, am 19. December 1834.

Ich bin diesmal ohne Christbaum geblieben. Ueberhaupt gibt es hier keine Christbäume. Die Berner wissen nichts von der heiligen Weihnachtsluft. Die Radicalen, die hier kindlich, oder besser kindisch zu werden anfangen, hatten die Absicht, dem Berner Volke einen Christbaum aufzuputzen. Man wollte einen alten Freiheitsbaum hervorholen, der mit deutschen Fürstenkronen, mit Bischofsstäben und was dem ähnlich verziert werden sollte. Die europäischen Diplomaten in Puppenform an dem Christbaume aufgeknüpft, kleine Hamans, die in effigie die politische Schuld des neunzehnten Jahrhunderts büßen, und dem eidgenossischen Volke den Tag der Auferstehung verkündigen sollten, versprachen einen ergötzlichen Anblick. Diese seltsame Idee ging von Kasthofer aus. Hören Sie den Antrag, oder Anzug, nach der Berner Kanzleisprache geheißen, den die deutschen Zeitungen nicht vollständig gegeben haben. „Da durch die Zumuthungen fremder Mächte," so sprach Kasthofer, am 24sten vorigen Monats, zu dem Großen Rathe, „die Unabhängigkeit und Ehre der Eidgenossenschaft verletzt worden ist; da ferner weder die letzte Tagsatzung noch der Vorort Zürich, das Vaterland vor herabwürdigenden Zumuthungen und beleidigenden Maßregeln dieser Mächte bewahrt haben; da endlich der auf unse-

re gefährdete Verfassung geschworne Eid und die Pflicht, für die Rettung der Schweiz vor fremder Unterdrückung zu sorgen, uns aufruft, außerordentliche, der Gefahr angemeßne Maßregeln zu ergreifen, so trägt der Unterschriebene darauf an, daß der Große Rath die folgenden Erklären an alle Eidgenossen erlasse, und die folgenden Vorkehrungen gebiete:

1) Der Große Rath erklärt die Unabhängigkeit des schweizerischen Vaterlandes, durch die Umtriebe fremder Gesandten und durch die Drohungen fremder Mächte gefährdet.

2) Er befiehlt dem Vollziehungsrathe, alle diplomatischen Agenten fremder Mächte, welche durch Umtriebe oder Drohungen, die Ehre, Sicherheit und Unabhängigkeit des Schweizervolks ferner antasten würden, aus dem Gebiete der Republic Bern zu verweisen.

3) Er befiehlt dem Regierungsrathe, unverweilt für die Anstellung eines erfahrnen, von schweizerischen Gesinnungen beseelten Generals zu sorgen, um demselben das Commando der Berner Truppen zu übertragen, und unsere Wehranstalten zu ordnen und zu vervollkommnen.

4) Der Regierungsrath erhält Vollmacht, im Falle die disponiblen Finanzquellen der Republic hiezu nicht hinreichen sollten, die nöthigen Summen durch Verpfändung der Staatsdomänen aufzunehmen.

5) Wenn ferner eidgenössische Uebungslager auf dem Boden der Republik Bern abgehalten werden sollten, so wird der Regierungsrath dafür sorgen, daß derselbe nicht von Truppen betreten werde, die Kokarden fremder Fürsten tragen, und das Bernersche Contingent zurückziehen, wenn das La-

ger in andern Cantonen abgehalten und dieſer Fall eintreten ſollte.

6) In Rückſicht des Aſylrechts der Schweiz, beſteht der Große Rath dem Regierungsrath, gemäß dem großen Rathsbeſchluß und der Erklärung der Bernerſchen Geſandtſchaft an der Tagſatzung, alle Zumuthungen fremder Mächte, welche der Schweiz dieſes heilige Recht beſtreiten, von der Hand zu weiſen, und wo eine Fortweiſung fremder Flüchtiger oder fremder Anſiedler überhaupt nothwendig ſeyn könnte, dieſe Fortweiſung nur in Folge deutlicher Forderung unſerer Geſetze zu verhängen.

7) Der Große Rath erklärt die beſtehende Bundesacte für ungeeignet, die Unabhängigkeit der Eidgenoſſenſchaft gegen das Ausland zu ſichern, entſtehende Zwietracht zwiſchen den Cantonen zu beſeitigen, und den Wohlſtand der Schweizer zu begründen, und da die Tagſatzung ihre gänzliche Ohnmacht beurkundet hat, eine das Wohl und die Sicherheit der Schweiz ſichernde Bundesacte aufzuſtellen, ſo ladet der Große Rath die Eidgenoſſen und Großen Räthe ſämmtlicher Cantone ein, mit Bern ſich dahin zu verſtehen, daß Abgeordnete, (deren Zahl nach dem Maßſtab der Bevölkerung zu beſtimmen wäre), mit unbedingten Vollmachten ſich in Sempach vereinen, um dem Schweizervolke eine Bundesacte zur Annahme vorzuſchlagen und Abgeordnete des Volkes, wie bei dem Entwurfe der Mediationsacte im Jahre 1802 zur Berathung derſelben beizuziehen.

8) Der Große Rath erklärt: daß der Canton Bern jederzeit, nicht nur den zu dieſen Bundeserneuerungen beitretenden Cantonen, ſondern auch allen Eidgenoſſen jener Canto-

ne, welche bei der jetzigen Bundesacte verharren ſollten, die alte Bundestreue bewahren und mit ihnen gegen jede fremde Unterdrückung einzuſtehn und zu kämpfen bereit ſey.

9) Da laut der gedruckten Verſchwörungsacten die Reichthümer der Stadt Bern zur Anzettlung des Bürgerkrieges und zum Sturze der beſtehenden Verfaſſung mißbraucht worden ſind, ſo wird von den Mitgliedern des Bürgerrathes und des Einwohnerrathes und von ihren Beamten unverweilt der Eid zu leiſten ſeyn, daß ſie die Verfaſſung für heilig halten, jedes Unternehmen der Fremden gegen die Unabhängigkeit des ſchweizeriſchen Vaterlandes nach Kräften bekämpfen, und nie die ihrer Verwaltung anvertrauten Gelder zu politiſchen Zwecken gebrauchen werden."

Kaſthofer merkte, daß ſein Anzug im Großen Rathe keinen Anklang finden würde. Ungern entſchloß er ſich zur Zurücknahme deſſelben. Die Abgeordneten des ſouverainen Berner Volkes meinten, es könnte dem beabſichtigten Chriſtbaume ergehen, wie es dem Feigenbaume im Evangelium erging, der, vom Fluche getroffen, keine Früchte trug. Sie ließen ſich von der Schnellſchen Partei, die mit der Naturgeſchichte der Freiheitsbäume ſehr vertraut iſt, erzählen, daß das Holz dieſer Bäume ſchon häufig zu Särgen verarbeitet, ein ominöſes Holz ſey, deſſen Maſern die Geſtalt großer und kleiner Todtenköpfe haben. Dem Berner Großen Rathe wurde bange. Er fürchtete ſich vor dem Tode, und verzichtete darum auf den Chriſtbaum.

Kaſthofer, der Sohn eines Advocaten, der aber, ſonderbar genug, als Inſelhospitalverwalter ſtarb, ein zahmer Mann, der den Brodkorb der Berner Ariſtocratie mit Blumen ſchmückte, und von der Decoration der Freiheitsbäume

keine Idee hatte, ergrimmte ob des Undankes des Großen Rathes. Er warf Blicke der Verzweiflung auf die Schnells und deren Anhang. Seine sonstige elegische Sentimentalität war nahe daran, sich in tragische Galle aufzulösen.

Es fehlte nicht viel, so hätte er den für das liebe Berner Volk bestimmten Christbaum vor den Fenstern des Sitzungssaales des Großen Rathes aufgepflanzt, und sich selbst daran aufgeknüpft. Der Großrath Jaggi hielt ihn von diesem excentrischen Entschlusse zurück.

Der Professor Ludwig Snell, der hinter den Coulissen die zum Henken der Deutschen Diplomaten bestimmten Stricke drehete, hätte es vielleicht gerne gesehen, wenn Kasthofer seinen Entschluß zur Ausführung gebracht. Er würde sodann herbeigeeilt, und seinen Freund losgeschnitten haben. Als Lebensretter Kasthofers durfte er auf den Dank aller eidgenossischen Radicalen rechnen. Ludwig Snell ist ein kluger Rechner. Er hatte den Eindruck, den der am Freiheitsbaume zappelnde Berner Forstmeister auf das Volk machen müßte, in seinen Kalkül gezogen, und suchte seinen politischen Glaubensgenossen zu beweisen, daß jenes Herzergreifende Schauspiel die Schutzvereine leicht dahin bewegen könnte, den großen Burgdorfer Hans an den Freiheitsbaum zu binden, oder, was er für das Beste hielt, an den Baum aufzuknüpfen. Er würde sich im Nothfalle selbst dazu hergegeben haben. Snell's Plan scheiterte. Kasthofer zeigte wieder Lebenslust.

Der Anzug vom 24 v. M. war zwar gefallen, allein die Berner Radicalen hatten darum doch nicht alle Hoffnung auf eine Christbescherung aufgegeben. Der Vorort Zürich,

der als grämlicher Knecht Ruprecht mit der Ruthe dräute, ſollte ſeinen Willen nicht haben. Die Berner Radicalen erklärten ſich ſelbſt für artige Kinder. Kaſthofer war auf einen andern Chriſtbaum bedacht. Die deutſchen Fürſtenkronen, an denen der Große Rath, aus politiſcher Gewiſſenhaftigkeit, Anſtoß genommen, ſollten durch vergoldete Nußſchaalen vertreten, die in Effigie aufgeknüpften Diplomaten aber, anſtatt mit Stricken, mit ſeidenen Schnüren an den Baum befeſtiget werden, der in ſeiner zweiten Auflage minder hoch und minder breit war.

Kaſthofers zweiter Antrag, ſcheinbar gemäßigter als der vom 24ſten v. Monats, doch in der Tendenz ſeinem Vorgänger vollkommen gleich, den die deutſchen Blätter nur Auszugsweiſe gegeben haben, der aber doch zu originel iſt, als daß man ihn nicht vollſtändig zu beſitzen wünſchen ſollte, lautet alſo: Da der Vorort Bern die heilige Pflicht auf ſich nimmt, die Unabhängigkeit der Eidgenoſſenſchaft gegen fremde Mächte durch alle Vorkehren zu ſichern, welche die beſtehende Bundesverfaſſung in ſeine Hände legt, und dieſe Pflicht Bern noch beſonders durch die Inſtruction der Tagſatzung vom 5. des verfloſſenen Herbſtmonats auferlegt wird, ſo ertheilt der Große Rath der erwähnten vorörtlichen Behörde in Folgeleiſtung dieſer Tagſatzungsinſtruction die folgende Weiſung:

1) Die vorörtliche Behörde wird die nöthigen Schritte thun, um die Rückberufung oder die Entfernung von dem Gebiete der Eidgenoſſenſchaft von allen fremden diplomatiſchen Agenten zu bewirken, welche künftig durch Umtriebe oder unbefugte Handlungen die Ehre, Sicherheit und Freiheit des Schweizervolks beeinträchtigen ſollten.

2) Gemäß der angeführten Tagſatzungsinſtruction wird dieſelbe unabläſſig bemüht ſeyn, die Anordnung und Vervollkommnung der vaterländiſchen Wehranſtalten in allen Cantonen zu beſchleunigen. Sie wird alles zu vermeiden ſuchen, was den eidgenoſſiſchen Militairgeiſt ſchwächen, und die Zwietracht zwiſchen den Contingenten der Cantone erzeugen könnte, und demnach dafür ſorgen, daß keine Truppen mit Cokarden oder Feldzeichen fremder Fürſten in den Lagern oder an den Zügen der eidgenöſſiſchen Truppen zugelaſſen werden.

3) Die vorörtliche Behörde wird alle Noten fremder Mächte, welche die von den Cantonsverfaſſungen gewährleiſtete Preßfreiheit, die Freiheit der Volksvereine und die Lehrfreiheit antaſten ſollten, von der Hand weiſen.

4) Sie wird das Recht des Aſyls, jedem Canton als Theil ſeiner Souverainetät, unverletzt zu erhalten ſuchen, und fernere auf die Lehre der mittelbaren Ruheſtörung gegründete und geſtellte Forderungen fremder Mächte, welche dieſem Rechte der Cantone Eintrag thun ſollten, von der Hand weiſen.

5) Da die Nothwendigkeit der Verbeſſerung des Bundesvertrages von der Tagſatzung und von der Mehrheit der Eidgenoſſen anerkannt, die Unmöglichkeit, auf anderm Wege, als auf dem eines eidgenöſſiſchen, nach dem Maßſtabe der Bevölkerung durch das Volk zu wählenden, Verfaſſungsrathes dieſes Ziel zu erreichen, dargethan worden iſt, ſo wird die vorörtliche Behörde nichts verſäumen, um die Cantone zu bewegen, ſich dem Votum Berns, der Baſellandſchaft, St. Gallens und Thurgaus anzuſchließen; den Cantonen, welche dieſer Art der Reconſtitution des Bundes nicht

beitreten ſollten, gibt der künftige Vorort die feierliche Verſicherung, daß er die alte Bundestreue ihnen, wie allen Cantonen, heilig bewahren werde, und mit ihnen gegen jede fremde Unterdrückung einzuſtehen und zu kämpfen bereit ſey."

Kaſthofer gab ſeinem Antrage Erinnerungen an den Garner Bund und andere ſchweizeriſche Zerwürfniſſe zur Unterlage. Unter den Grundſtein ſeiner Bill legte er ein Pergament, darauf verzeichnet ſtanden die Mißgriffe der Züricher Tagſatzung. Dazu warf er einige politiſche Berner Junkermünzen, einige Schmachmedaillen auf die europäiſchen Großfürſten, von den Berner Großradicalen geprägt, und was dem ähnlich. Kaſthofer verſicherte, daß der Anzug bloß aus väterlichem Herzen entſtanden, daß er dabei nur bei ſeiner Ueberzeugung und bei ſeinem Gewiſſen Rath geholt. Den Freunden, die ſich von ihm abgewandt, die ſeinen Anzug unzeitig genannt, die ſonach aufgehört hatten, ſeine Freunde zu ſeyn, wirft der grüne Mann noch einige Küſſe zu. So zärtlich trennt man ſich im engliſchen Parlamente nicht.

Fellenberg nahm zuerſt das Wort. Er pries die Selbſterkenntniß als der Weisheit Anfang, und legte das naive Geſtändniß ab, daß die junge Berner Republic nicht mit derjenigen Beſonnenheit verfahren ſey, die man von einem an Erfahrung gereiften Staate erwarten könne. In Hinſicht der unverſtändigen Streiche der jungen Republic Bern bin ich mit dem Manne von Hofwyl vollkommen einverſtanden, allein, wenn der philanthropiſche Redner unter andern ſagt: Das Memorandum, das nach Wien und Paris geſendet worden iſt, läßt glauben, als kröchen wir nun zum Kreuze,

als unterzögen wir uns jetzt dem Syſteme, das man uns aufzwingen wollte, als bequemten wir uns, ſtatt vor unſerm eigenen Richter zu ſtehen, fremden Rathſchlägen von nun an zu gehorchen. Wer will dieſes mit dem Nationalgefühle, mit der Ehre unſeres Volkes und mit ſeiner Vaterlandsliebe reimen? ſo bin ich nicht mit ihm einverſtanden. Der Hof zu Wien will nicht, daß Bern kriechen und kniebeugen, er will, daß Bern politiſch verſtändig, politiſch anſtändig handeln ſolle. Fellenberg hat gewiß den beſten Willen, allein diplomatiſches Talent hat er keines. Dieß zeigte auch der Schluß ſeiner Rede. „Obſchon ich den Anzug an und für ſich nicht für erheblich erkennen kann, ſo möchte ich doch zur Erheblichkeit ſtimmen, damit noch einmal über dieſe äußerſt wichtigen Fragen, die durch den Anzug erregt worden ſind, kann berathen werden.“ Ich ſehe nicht ein, wie man es anzufangen habe, um aus einem für unerheblich erklärten Anzuge zu Erheblichkeiten emporzuſteigen.

Auf Fellenberg folgte der Großrath Stettler, der ſich gegen die Erheblichkeit des Anzuges erklärte. Daſſelbe that auch der Schultheiß Tſcharner. Er hatte ganz Recht, wenn er unter andern ſagte: Da der Inhalt des Anzugs wirklich bereits in der Tagſatzung liegt, da die Tagſatzung dem Vorort zur Pflicht gemacht hat, alles dasjenige zu thun, was zur Wahrung der ſchweizeriſchen Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit erforderlich iſt, da es dem Vororte obliegt, dieſe Pflicht treu zu erfüllen, da ferner nach dem ſchweizeriſchen Staatsrechte keine Cantonalbehörde die Befugniß beſitzt, einer eidgenoſſiſchen Behörde Inſtructionen zu geben, und da jedes Mitglied dieſer Verſammlung durch Anzüge dahin

wirken kann, daß ſeine Regierung an der Tagſatzung auf dieſes oder jenes Ziel arbeite; ſo glaube ich, in Betrachtung aller dieſer Umſtände, nicht, daß es der Fall ſey, in dieſen Anzug einzutreten, um ſo weniger, als der Große Rath erſt neulich nicht nur die vorörtliche Behörde aus Männern ſeines Zutrauens zuſammengeſetzt, ſondern auch den Herrn Anzüger ſelbſt in dieſelbe gewählt haben. Dort kann er ſeine Anſichten, Gefühle und Meinungen anbringen. Er wird Anklang finden, ſobald daſelbſt die Freiheit des Vaterlandes zur Sprache kömmt. Wenn er nicht darauf zählen könnte, ſo wäre er nicht gewählt.

Der Großrath Schneider, Arzt von Profeſſion, war anderer Meinung. Er wollte nichts wiſſen von dem Götheſchen:

Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen,
Ihn durchſtudirt die groß' und kleine Welt.
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.

Die eidgenoſſiſche Welt ſoll gerade ſo und nicht anders gehen, als wie es Herrn Schneider, Kaſthofer und Compagnie gefällt. Der geniale Krüger-Hanſen ſagt irgendwo in einer ſeiner Schriften: Es iſt ein Unglück, daß mit Ertheilung des Doctorhutes den Aerzten eine ſouveraine Macht über Leben und Tod in die Hände gegeben wird. Dr. Schneider iſt ſomit auch ein kleiner Souverain, deſſen Recipe für das Schnellſche Inſtemilieu zum Todesurtheil werden kann. Er ſtimmte für die Erheblichkeit des Kaſthoferſchen Antrages. Dieß that auch der Fürſprech Jaggi, der als Advocat ein geborner Rumormeiſter iſt. Der Groß-

rath Marchand, der wenig zu ſagen wußte, trat in Jaggi's Fußtapfen. Die Regierungsräthe von Tavel und Kerber, ſo wie der Staatsſchreiber, May, entſchieden ſich für die Unerheblichkeit des Kaſthoferſchen Anzuges, der bei der Breite der Verhandlung ſchon zum Comödienaufzuge geworden war. Hans Schnell war ſehr verlegen. Es iſt mir gewiß höchſt peinlich, ſagte er, gegen dieſen Anzug aufzutreten, und während ich die Abſichten des Herrn Anzügers ganz rein glaube, und ſeine Anſichten perſönlich theile, äußern zu müſſen, der Anzug ſey weder für dieſen Ort, noch für die Zeit paſſend und gewiß auch nicht zum Vortheil der Sache. Ich hätte geglaubt, ein Großer Rath wie dieſer, der während drei Jahren keinerlei Art von Unwürdigkeit, keinerlei unanſtändige Nachgiebigkeit bewieſen, der mir wenigſtens durch ſeine ganze Haltung ſtets das Herz ſo groß gemacht hat, — denn es iſt unbegreiflich, wie ein Volk, ſeit ſo kurzer Zeit emancipirt, eine ſolche Behörde aufſtellen konnte — ein ſolcher Großer Rath, hätte ich geglaubt, würde ſo einen papiernen Wiſch von Inſtruction überflüſſig machen.

Jetzt ging es an ein Schmähen auf die Zeitungen, die an der würdigen Haltung des Regierungsrathes zu Bern Anſtoß genommen, jetzt regnete es Verwünſchungen gegen den Republicaner, gegen den Conſtitutionellen, gegen den Beobachter und andere radicale Blätter, jetzt wurde wieder von republicaniſchen Gefühlen, von republicaniſcher Ehre geſchwärmt, jetzt kam das Bekenntniß, daß der Redner kein Diplomat, ſondern ein ſchlichter und einfacher Mann ſey, der nie ein Blatt vor den Mund genommen, als

sonderbar genug ein Spatz gegen das mittlere Fenster des Versammlungssaales des Großen Rathes flog, und Hans Schnell, der eben im Begriffe war, für die gänzliche Unerheblichkeitserklärung des Kasthoferschen Anzuges zu stimmen, außer Fassung brachte.

Sie müssen wissen, daß der Spatz für den großen Burgdorfer ein Schicksalsvogel ist, der vielleicht dermaleinst den Bernischen Geschichtschreibern mehr zu schaffen machen dürfte, als Catull's Sperling Voß, Werburg, Ofann und Huschke zu schaffen machte. Was will der Sperling, mit dem Lesbia tändelte, gegen den Spatz, mit dem sich die neue Berner Republik die Zeit vertrieb? Lesbia's Sperling war ein lyrischer Vogel. Der Spatz der Berner Republic ist ein tragischer Vogel, in den sich an dem großen Tage von Münsingen, an welchem die neue Bernische Freiheit geboren wurde, der Bernische Aristocratismus verwandeln lassen mußte. Als Hans Schnell vor dem Volke stand und gewaltig redete von der neuen Zeit, als er bedeutsam die Hände ausstreckte, und schlau nach der neuen Aera lange Finger machte, als er begeistert von der Macht des souverainen Volkes predigte, da flog ihm jener aristocratische Spatz in die Hand.

Wer ließe wohl gerne eine lebendige blutwarme Allegorie fahren? Hans Schnell, der Alles, nur nicht Dichter ist, und der sich doch gern mit Gleichnissen herausputzt, schrie wie besessen: „Das Volk ist der Löwe; das Junkerthum aber gleicht diesem Spatze, den ich zerdrücken könnte, wenn ich Lust hätte am Tode der Kreatur.“

Hans Schnell ließ den Spatz fliegen. Er kam sich in diesem Momente selbst antik großartig vor. Der Spatz flog

davon. Anstatt sich dankbar zu bezeigen, wurde er zum Spottvogel gegen den edlen Burgdorfer.

Es liegt eine wunderbare Ironie in dem Berner Spaße. Dreimal klopfte er gegen das Fenster des Versammlungssaales des Großen Rathes an. Es klang wie die Hammerschläge der heiligen Fehme. Der verblüffte Redner brach plötzlich in die Worte aus: Jetzt fragt es sich aber, und das ist mir das Peinlichste, was ist nun zu thun? Erklären wir den Anzug für überflüßig, so werden die Leute sagen, wir haben einen Rückschritt gethan; die Zeitungsschreiber werden diesen „krassesten aller Rückschritte" in die Welt hinausposaunen und ausrufen: „Sehet, wie tief sie in Bern gesunken sind! Eidgenossen, nehmet Euch in Acht, der Große Rath von Bern hat sich auch prosternirt vor dem goldnen Kalbe, wenn auch dasselbe bald unter diesem bald unter jenem Bilde herumgetragen wird." — Können wir unter diesen Umständen den Anzug fallen lassen? Das ist für mich die schlimmste Sache. Die Patrioten werden sagen, der Große Rath habe sich nicht zu dieser Höhe erheben können. Das kann einen übeln moralischen Eindruck auf das Volk haben; aber wird dieser moralische Eindruck von solchem Einflusse seyn, daß wir dennoch den Anzug, obschon er nicht erheblich ist, erheblich erklären sollten, damit nicht der Schein eines Rückschrittes auf uns falle? Ich frage indessen weder den Republicaner, noch den Constitutionellen, ich frage nicht in diesem oder jenem Kaffee, an dem oder diesem Tischlein, die oder die Zeitung um Rath, sondern mein Rathgeber ist in meinem Innern; den will ich noch befragen und anhören, was noch ferner hierüber gesagt werden wird, denn ich bin — noch nicht

entſchloſſen. Der Regierungsrath Schnell ärgerte ſich ob der Verblüfftheit ſeines Bruders, indeſſen hatte er Zeit ſich zu faſſen, da Kerber, Marchand und der Oberſtlieutenant Wäber nach dem armen Hans das Wort nahmen. Der Regierungsrath Schnell krabbelte dem Kaſthoferſchen Anzuge den Kopf, wie der Schlächter den Kopf eines Ochſen krabbelt, der in der Schlachtbank den Todesſchlag empfangen ſoll. Er ſagte dem Anzuge einige recht innige Freundlichkeiten — Karl Schnell kann recht innig freundlich ſeyn; und ſchloß darauf mit den Worten: Alſo, ſo leid es mir thut, muß ich, wenn der Herr Forſtmeiſter auf ſeinem Anzuge beſteht, mich dahin äußern, daß man nicht in denſelben eintreten könne, und daß man, ob ſchon ich über die Grundſätze mit ihm einig bin, erkläre, der Anzug ſtehe weder mit der Zeit, noch mit den Verhältniſſen im Einklange.

Man ſchritt zur Abſtimmung. Kaſthofer's Anzug wurde mit 122 gegen 15 Stimmen verworfen. Das Berner Volk kam ſo um den ihm zugedachten Chriſtbaum.

Sechster Brief.

Bern, am 28. December 1834.

Die hieſige Hochſchule wird es nie zu einer Bedeutſamkeit bringen. Sie wurde gleich im Zuſchnitte verdorben. Es kommt bei den Hochſchulen vieles, ich möchte beinahe ſagen alles auf jenen Zuſchnitt an. Verhunzungen rächen ſich hier noch an dem ſpäteſten Enkel. Unter den Leuten, die den Plan zu der Berner Hochſchule entwarfen, von denen die möglich ſchnelle Ausführung deſſelben betrieben wurde — zu denjenigen Dingen, die ſich nicht übereilen laſſen, gehört auch die Anlage von Univerſitäten — befand ſich kein einziger namhafter Gelehrter. Die Gebrüder Karl und Hans haben zwar auf deutſchen Univerſitäten ihre Studien abſolvirt, werden aber darum gewiß nicht ſo eitel ſeyn, auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch machen zu wollen. Sie beſitzen das, was man beſitzen muß, um in dem gewöhnlichen Geſchäftsleben an ſeinem Platze zu ſeyn, allein dieſe Nothdürftigkeit, die ſo recht eigentlich auf den Hausgebrauch beſchränkt iſt, reicht nicht aus, wenn von der Grundlegung zu einer Hochſchule die Rede iſt. Wer bei einer ſolchen Gelegenheit die Brockhauſiſche Encyclopädie, die dem Monte di pieta, dem römiſchen Leihhauſe vergleichbar bleibt, angehen und bei derſelben ein Anleih eröffnen muß, der iſt ſehr übel daran. Die Berner Radicalen bildeten eine Weißbubenbrüderſchaft, der jedoch der

esprit der irischen Bulls abging, der hier durch den Ausdr
castellischer Bären ersetzt wurde. Wäre z. B. dasjenig
was Hans Schnell in Hinsicht der medicinischen Facult
verhatte, zur Ausführung gekommen, so hätte sich Albrec
Hallen im Grabe umwenden müssen. Ich überhebe S
der Details dieser Sottisen.

Die juristische Facultät der Berner Hochschule, d
dürftigste unter Allen, eine gemeine Taglöhnerin, um der
Hand sich kein königlich sächsischer Viceactuarius bewerb
würde, verdankt ihr Daseyn dem berühmten Dr. Samu
Schnell, der schon als Silhouette in Ihren Händen
Dieser alte Routinemensch haßt alle ächte und tiefe Gele
samkeit. Ein entschiedener Gegner wahrer Wissenschaftlichk
die er für ein Erbstück der Chouannerie hält, aus der ein
lehrter Machiavellismus hervorgehen und der hohen Repu
Bern den Todesstoß beibringen könnte, wollte er nicht,
nur irgend ein Samenkorn klassischer Jurisprudenz auf
Boden an der Mittelaar fiele. Daher seine Declamatio
von der practischen Tendenz unserer Zeit, hinter die sich un
senschaftliche Menschen, die aber diese ihre Unwissenschaftl
keit gern zu bedecken pflegen, vornehm zu verkriechen su
Samuel Schnell, der sich des Abganges in der höh
juristischen Gelehrtenbildung nur zu gut bewußt ist, der
Schatten der großen holländischen Rechtsmänner gleich
Teufel fürchtet und bei dem Namen Haubold und Gen
ten ein Kreuz schlägt, wehrte alles ab, was der Berner
ristenfacultät auch nur entfernt einen Anflug tieferer Re
studien hätte geben können. Römische Rechts- und Staat
schichte und was dem ähnlich dürfen Sie in dem Lectionsc

lose der Berner Hochschule nicht suchen. Ist doch nicht einmal dem deutschen Privatrechte ein Stuhl geboten. Auch das Kirchenrecht wurde vergessen. Wozu auch alle diese Allotria. Wer das Berner Recht sammt den Samuel-Schnellschen Anmerkungen hinuntergewürgt hat, der ist nach Schnellschen Begriffen ein gemachter Berner Jurist.

Höre ich ein unbärtiges Tagesliteraturmännlein auf tüchtige ältere Gelehrte schmähen, so fühle ich mich in das fünfzehnte Jahrhundert zurückversetzt, in das Jahrhundert der Judenverfolgungen, das jedem fürstlichen und unfürstlichen Schnapphahne das Recht gab, den reichen Hebräern die Beutel zu leeren. Die Hebräer waren die heimlichen Reichen jener Zeit. Unsere älteren klassisch geschulten Gelehrten sind auch heimliche Reiche. Sie tragen ihr Gold nicht auf dem Rocke, ihre edlen Steine nicht an den Fingern. Wie man der tollen Mährchen viele ersann, um durch sie die blutigen Judenverfolgungen zu beschönigen, so fehlt es auch nicht an Anecdoten, die den Verunglimpfungen unserer älteren Literatoren zur Folie dienen. Exempla sunt odiosa. Die Unbärtigkeit giebt ein Recht auf Nachsicht. Dieser Nachsicht entbehrt der graue Bart, der sich jenen schmähsüchtigen Knaben anschließt und mit ihnen die gelehrte Wissenschaft zu hänseln bemüht ist. Dieß thut Samuel Schnell. Seine Urtheile über die Nutzlosigkeit eigentlicher gelehrter Studien gleichen den lasciven, gemein lasciven Scherzen eines alten Wüstlings, der, von der Sünde verlassen, der Jugend nicht mehr persönlich nachstellen kann, ihr aber doch wenigstens noch in der Ferne zu schaden sucht. Samuel Schnell warnt die Studenten förmlich vor den klassisch-juristischen Studien. Samuel Schnell

iſt eine Peſt für die Berner Hochſchule. Wahrſcheinlich erkennt er in der gründlichen Wiſſenſchaftlichkeit die Baſis der Ariſtokratie. Er hat von der klaſſiſchen Bildung der engliſchen Hochtoryſchaft geleſen, und fürchtet, daß die Berner Univerſität durch ein wunderbares Spiel der Natur zur Pepiniere eines neuen, aber verklärten Berner Junkerthumes werden könnte. Und dieſer Samuel Schnell iſt an der Mittelaar eine Potenz! Jetzt können Sie über den Stand der literäriſchen Fonds an der Berner Gelehrtenbörſe urtheilen! Von hieraus hat die Legitimität nichts zu fürchten. Der Radicalismus wächſt hier in der größten Rohheit auf. Er eignet ſich einige Handgriffe an, er empfängt die Dreſſur eines jungen Bären und meint ſo vollſtändig zum Apoſtel ausgerüſtet zu ſeyn. Man erwartet jetzt mehr von einem Apoſtel. Die Berner Miſſionäre würden nicht einmal den Hottentotten im Thale der Gnade auf dem Kap einen Meſſias verheißen können. Was hätten ſie den Deutſchen zu ſagen? Die deutſchen Handwerksburſche würden dieſe armſeligen Apoſtel myſtificiren. Ich werde verſucht, die Steinhölzligeſchichte für eine Myſtification des Berner Radicalismus zu halten.

Die Berner Hochſchule kann bei der Richtung, die man ihr gegeben hat und die man verfolgen wird, keine Intelligenzen zu Tage fördern. Unſere Zeit wird allein durch Intelligenzen regiert. Bekanntlich giebt es gute und böſe Intelligenzen, ſo wie es gute und böſe Engel giebt. Gute Engel dürften die Berner Hochſchule ſchwerlich beziehen. Böſe Engel, die den göthe'ſchen Fauſt pro hospite hörten, würden hier ihre Rechnung nicht finden. Doch will ich der Univerſität an der Aar nicht alle Hoffnung auf den Beſuch

böſer Engel abſprechen. Die böſen Engel theilen ſich in kluge und dumme Teufel ab. Die Letztern könnten ſich leicht zum Beziehen der Berner Hochſchule veranlaßt fühlen. Denken Sie ſich ein Dutzend Auditoren zu den Füßen des großen Samuel Schnell's, der ihnen die Geheimniſſe des Berner Privatrechts enthüllt, folgen Sie dieſer edlen Kameradſchaft in den Hörſaal des Herrn Siebenpfeiffers, wo ſie die Dictata dieſes ausgezeichneten politiſchen Metaphyſikers ſorgſam in ihre Hefte einträgt, geben Sie dieſen fleißigen Leuten das Geleite in das Auditorium des Herrn Thourel's, der ihnen das Mittelalter in der allerluſtigſten Hahnreiperſpective zur Anſchauung bringt, und ſagen Sie mir, ob ſich aus dieſen Aufzügen nicht eine ächte Callatſche Bildergallerie zuſammenſetzen ließe? Da die Thourelſchen Vorleſungen von den Frauen und Töchtern der Berner Radicalen ſehr ſtark beſucht werden, — ich zählte deren oft über vierzig — ſo wäre hier Raum zu verliebten Epiſoden. Es iſt eine ſchwache Seite der unklugen Teufel, daß ſie ſich leicht verlieben und in dieſer Leidenſchaft dumme Streiche begehen. Wie, wenn hier etwas Menſchliches vorkäme, wenn eine von den Thourelſchen Zuhörerinnen, unter denen ich einige ſehr herbſtliche Jüngferlichkeiten bemerkte, durch einen dieſer Teufel Mutter würde! Es beſteht ein altes Berniſches Geſetz, Inhalts deſſen die Verführung einer Nonne aus dem Inſelkloſter mit dem Tode beſtraft wurde. Man wollte dieſes Geſetz im Jahre 1523 gegen den Reformator Bertold Haller zur Anwendung bringen. Hier lag doch nur eine geiſtliche oder geiſtige Verführung vor. Haller hatte der Nonne Klara May in Beiſeyn ihrer Großmutter von der

Herrlichkeit der von Gott eingesetzten Ehe vorgeredet und bei dieser Gelegenheit dem Ordensgelübde den Kopf geschoren. Wenn man die Vorrechte der Inselnonnen, die bekanntlich aus Bern verschwunden sind, auf die Thourelschen Zuhörerinnen übertrüge — Hans Schnell, der die Verehrung seines Schwiegervaters, Samuel Schnell's, für Thourel theilt, bei dem überhaupt viel respectus parentelae vorwaltet, soll mit einem Anzuge dieser Art an den Großen Rath beschäftigt seyn — so würde mein armer dummer Teufel den Kopf verlieren. Vielleicht ließe man es bei der Wegweisung aus dem Gebiete der Republik bewenden. Wenn man nur nicht etwa auf den Gedanken geriethe, diese dumme Teufelei mit der bekannten Hochverrathsgeschichte in Verbindung zu bringen. Dann wäre der arme Stuprator zu beklagen.

Kasthofer scheint von der neuen Berner Hochschule keine großen Erwartungen zu hegen. Sein einziger Sohn, der im Jahre 1833 zu München die Rechte zu studiren anfing und Ostern 1834 nach Bern zurückkehrte, um in der Vaterstadt zu absolviren, hat vor einigen Tagen, also vor dem Ablauf des Semesters, die vaterländische Universität verlassen und sich nach Freiburg im Breisgau begeben, wo seine Aufnahme, wie man sagt, keine Schwierigkeiten finden wird. Sollte Kasthofer, der Vater, seine bei dem Großen Rathe der Republik Bern verunglückten Anzüge an der hiesigen Hochschule rächen wollen? Die Schnellsche Faction ist der Meinung. Ich habe keine Gründe ihr zu widersprechen, ich kann nur lächeln über die sonderbaren Widersprüche, die vor der Pforte des neuen Berner Regierungssystemes lagern und sich bissigen Hunden dem einfachen altschweizerischen Haus-

verſtande den Zugang wehren. Für dieſen Don sens, der ſich vordem in grobes ſelbſtfabricirtes Landtuch kleidete, und den Pariſer Schneidern nichts zu verdienen gab, der ſeine Rechnung recht gut ſelbſt zu machen wußte und zu dem Ende keines franzöſiſchen Juliuscalculators bedurfte, der ſeine eigne Wettertheorie beſaß und von der doctrinairen Meteorologie nichts ahnete, hätte man wahrlich keine Hochſchule nöthig gehabt.

Siebenter Brief.

Bern am 26. Jenner, 1835.

Wollen Sie lernen, wie man Revolutionen vorbereitet, wie man es anzufangen habe, um eine Regierung methodisch zu unterminiren, so nehmen Sie ein privatissimum bei dem Professor Samuel Schnell, der, nachdem er länger denn zwanzig Jahre an dem Sturze der Berner Junker gearbeitet hatte, im Jenner 1831 die Früchte seines mühevollen Werkes ernten konnte. Dieser Samuel ist eine historische Person! Ob sich die Mutter des Herrn Professors diesen Sohn im Berner Münster eigens erbeten, wie es Hanna, Elkana's Frau mit dem alttestamentarischen Samuel gethan, ob einer der Berner Pfarrherrn zu ihr gesprochen, wie Eli der hohe Priester vor der Hütte des Stifts gesprochen zu Hanna, das kann ich nicht sagen, indessen ist der Geburt des Berner Samuel doch ein Gesicht vorausgegangen, das eine prophetische Färbung hat. Die Mütter großer Männer wurden häufig von Träumen heimgesucht. Ueber die Mutter unseres Samuel's kam auch ein solcher Traum. Es war ihr, als habe sie einen Fuchs geboren, dessen Lunte den nicht vollendeten Berner Münsterthurm vierzig Fuß überragte, die sich gleich dem Schweife eines Löwes dräuend ringeln und aus diesem dräuenden Ringeln wieder in das schmeichelnde Wedeln eines ehrlichen Hof-

bundes übergeben konnte. Dieſer Fuchs ſpielte mit dem Berner Bär, machte ihm den Hof, krabbelte ihm den Kopf und erſchöpfte ſich in hundert thieriſchen Artigkeiten. Es waren Bilder aus dem Roman de Renard, die, in die Scene geſetzt, an der Träumerin vorüber zogen. Das Ganze hatte einen tragiſchen Ausgang. Der junge dienſtbare Fuchs war während der erſten drei Aufzüge, die ſich um die Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung nicht kümmerten, die, gleich den dreißig Jahren aus dem Leben eines pariſer Spielers, Decennien zum Frühſtück verſpeißten und überdieß Bundes- und Mediationsacten aus der äſopiſchen und caſtiſchen Thierwelt zu Auswattirung der Lenden ihrer erſten Liebhaber verwendeten, ein alter, eisgrauer Fuchs geworden, der den Berner Bär, der über ein Weinfaß vom Jahre 1815 gerathen, ſich berauſcht und ſich darauf dem Schlafe überlaſſen hatte, boshaft die Gurgel durchbiß. Der mörderiſche Meiſter Reinecke floh von dem Orte ſeiner Schandthat und reinigte die blutig gewordene Lunte in der Aar.

So endete der vierte Act. Der fünfte Aufzug, der mit dem Leichenbegängniſſe des Bären anhebt, zeigte der träumenden Mutter den alten Fuchs unter den Leidtragenden, die aber ſammt und ſonders das Anſehn lachender Erben hatten. Der Hahn machte ſich in dem Trauergefolge beſonders bemerkbar. Ein Spatz, der auf der Lunte des Fuchſes ſaß, hielt am Grabe des dummehrlichen Bären eine Standrede, die nichts Ihresgleichen hatte. Eſel und Böcke, Schweine und Ochſen und andere unvernünftige Creaturen tummelten ſich auf der Ruheſtätte des faulen Thieres herum und trieben ſo tollen Spuk, daß der Hahn, der ſich auf einen im

Hintergrunde des Theaters befindlichen Misthaufen zurückgezogen hatte, zu krähen anfing. Bei dem Rufe des Gallus senkte der alte Fuchs seine Lunte und verkroch sich bald darauf in ein Dachloch, das ein altbürgerliches Ansehn verrieth.

Dem sechsten Theile des Gesichtes — es fehlt uns ja auch an sechsactigen Bühnenstücken nicht — konnte Mutter Schnell nicht recht folgen. Die Scene veränderte sich oft, die Handlungen drängten sich. Es kam ihr vor, als sei der todt gebissene und begrabene Bär wieder aus dem Grabe hervorgegangen. Er war nicht mehr das faule Thier von vormals. Sein Kopf schien verändert zu seyn. Er hatte zwar keine Tonsur wie der Bär in dem Roman de Renard, allein es war mit seinem Kopfe etwas geschehen, was auf eine Kopfreform hindeutete. Der Spatz, den die Schwangere als Leichenredner gesehen, den sie, sie wußte nicht warum, besonders liebgewonnen hatte, flatterte ängstlich hin und her und stieß sich endlich an einem altgothischen Pfeiler, an dem einige Alt-Berner Wappen hingen, verdummt den Kopf ein. Die poetische Gerechtigkeit, zu deren Jurisdiction auch die Träume gehören, hatte jetzt den alten Fuchs ertappt. Er war mit der Lunte an ein Andreaskreuz genagelt. Wie er an das Kreuz gekommen, das wurde der Träumerin nicht recht klar. Am Fuße des Kreuzes stand ein Hahn, der den Epilog repräsentirte und das Gesicht mit einer moralischen Vorlesung beschloß, von der die gute Frau Schnell nichts behalten hatte. Sie erwachte mit einem Schrei, der ihren Ehemann aus dem Schlafe aufschreckte und genas vier Monate nach diesem merkwürdigen Traume von einem Knaben, der durch einen

zwölf Ellen langen Fuchsschwanz, der hier die Stelle der Nabelschnur vertrat, mit dem Leibe der Mutter verbunden war. So kurz man auch die luntenartige Nabelschnur am Leibe des Kindes abzuschneiden bemüht war, so blieb doch etwas von derselben übrig. Dieses Ueberbleibsel wuchs später nach und bildete sich zu einem Fuchsschwanze aus, in dem die Stärke des Herrn Professors bestehen soll.

Schnell besaß der Berner Aristokratie in der Maße, daß er derselben unentbehrlich wurde, vor allem war es den Schultheiß von Wattenwyl, der in ihm, wie in einen güldenen Reif blickte. Wattenwyl gehörte zu denjenigen Leuten, die leicht zu hintergehen sind. Der gute Schultheiß hielt sich für eine Potenz. Schnell bestätigte ihn in diesem Glauben und verfeindete ihn so mit allen, die den Herrn von Wattenwyl für einen ehrlichen aber für keinen großen Mann hielten. Der schlaue Schnell säete Zwietracht in die Mitte der Berner Patrizier. Ich könnte Ihnen hunderte von Belegen dafür liefern. Hier nur einen einzigen Zug, der aber charakteristisch ist.

Die Kapitulation mit Neapel kam im Großen Rathe zur Verhandlung. Samuel Schnell, der das Berner Patriziat aller auswärtigen Beziehungen entkleiden, der dasselbe isoliren und von allen fremden einflußreichen Verhältnissen losreißen, der die jungen Leute, die der ausländische Fürstendienst für gute Zahlung in Anspruch nahm, der von ihm schon ein Viertel Jahrhundert unter dem Hervorgetragenen Revolution erhalten wollte, sagte dem Schultheiß Wattenwyl, daß er dazu bestimmt sey, dem der

Schweiz so schädlichen Reislaufen ein Ende zu machen, und die häßliche Söldnerei, diesen Makel helvetischer Geschichten für immer zu verwischen. Bern müsse der Eidgenossenschaft ein glänzendes Beispiel geben. Den Impuls zu einem edlen Vorbilde dieser Art könne Bern nur von einem Wattenwyl empfangen. An Gründen für seine Meinung fehlte es unserm Samuel nicht. Der Gründe und zwar der haltbaren Gründe gab es viele. Man brauchte ja nur der schweizerischen Sittlichkeit in die Schürze zu greifen. Der gänzliche Verfall alt-helvetischer Zucht, von der man kaum in den abgelegensten Winkeln der Urcantone, in den unbesuchten Seitenthälern von Wallis u. d. g. noch eine Ahnung hat, war ein reiches, hier verwendbares Capitel. Schnell hatte leichtes Spiel. Wattenwyl's Schwäche und Wattenwyl's Eitelkeit kamen vorzugsweise mit in Rechnung, und so gab es ein Facit, bei dem unser Mephistopheles vor Freuden in die Hände klatschte.

Es lag in Schnell's Plane, die Geldmittel des Berner Patriziat's zu schwächen. Die pecuniairen Zuflüsse von Außen sollten ihm verstopft werden. Der geheime Agitator wußte nur zu gut, daß das Schweizervolk vor allem materiellen Interessen gehorcht. Wattenwyl, der durch seinen natürlichen Patrizierinstinct auf den reichen und leichten Erwerb des schweizerischen Adels zurück kam, den die guten Pensionen, die der ausländische Kriegsdienst gewährte, einen Augenblick stutzig machten, so daß er secundum naturam sui generis zu calculiren und dem Reislaufen gegen seinen Hausfreund in Schutz zu nehmen anfing, wich doch am Ende der Schnellschen Sophisterei, und bot alles auf, um seine Partei

im Großen Rath zu verstärken. Schnell that auch das Seinige. Man war auf eine starke Opposition gefaßt. Mephistopheles hatte Wattenwyl's Taschen mit moralischen und politischen Gründen weitlich ausgestopft. So ausgerüstet betrat der Schultheiß den Großen Rath, wo ihm Karl von Lerber, der damals noch nicht ahnen konnte, daß er einige Jahre später den Radicalen in die Hände fallen würde, in Schach zu halten suchte. Der arme Lerber ließ sich die Sache der Capitulation sehr angelegen seyn. Er sprach über eine Stunde und würde noch länger gesprochen haben, wenn ihm das Scharren der Wattenwylianer nicht den Mund verschlossen hätte. Die neapolitanische Capitulation fiel. Mephistopheles freute sich ihres Falles und der gute Wattenwyl wußte nicht was er that.

Der alte Professor Schnell hatte durch seine Vettern Karl, Hans und Ludwig Schnell zu Burgdorf, von denen der eine Hans Schnell ihm als Tochtermann noch näher stand, das Landvolk bearbeiten lassen. Der Saame der Reform war mit vollen Händen ausgestreut worden. Ludwig und Karl Schnell manipulirten als Advocaten. Sie wissen ja, was die Advocaten in dieser Hinsicht vermögen. Die französischen Juliustage brachen herein. Die Folgen derselben für die Schweiz sind Ihnen bekannt.

Samuel Schnell ist der eigentliche Vater der Berner Revolution. Er verleugnet diese Vaterschaft und lehnt alle revolutionaire Ehren ab. Er thut, als hätte er nie Hand angelegt, um das Berner Patriziat zu stürzen, und stellt sich beleidigt, wenn man ihm den Titel des großen Berner Agitators beilegt. Das ist das ächt Mephistopheliſche an die-

ſem Manne, der gleich den Alten vom Berge die geheimen Fäden der Bewegungen an der Mittelnar in der Hand hatte, der ſie leitete, und ſie berechnete, von dem die Inſtructionen für die Radicalen ausgingen, der jedem derſelben die ihm gebührende Stelle anwies und der wieder unbefangen wie ein Kind den müßigen Zuſchauer machte und das, was Reſultat ſeines liſtigen Calkuls war, als eine Zufälligkeit betrachtete, über die er zu erſtaunen ſchien.

Wenn Sie in den Augen dieſes Mannes leſen könnten, ſo würden Sie auf der Stelle an das Geſicht ſeiner Mutter glauben. Samuel Schnell iſt ein ganzer Fuchs. Er hat neben der Schlauheit des Fuchſes auch mehrere Eigenſchaften dieſes Thieres. Sein Kopf wäre für Gall eine intereſſante Erſcheinung geweſen. Die geheime Freude, die ihn bei der Niederlage des ariſtokratiſchen Principes zu Bern ergreift, iſt diabboliſch. Sie bricht jedoch nie in ein lautes Lachen aus. Er hat für die Berner Junker ſogar noch ein Bedauern. Er wirft ſeinen alten Freunden unter den Patriziern noch ſehnſuchtsvolle Blicke zu. Hier iſt die Schlauheit mit Perfidie verſetzt. In Schnell hat Meiſter Meinecke ſeinen Culminationspunkt erreicht. Daher kann man es den ſogenannten Schwarzen nicht verargen, wenn ſie den Samuel des Herrn Profeſſors in Samiel umſetzten.

Noch jetzt leitet Samuel Schnell die Burgdorfer Partei, deren jetzige gemäßigte Geſinnung ein Dictat aus ſeinem politiſchen Hefte iſt. Unſcheinbar wie immer ſitzt er auch jetzt in dem Couſinenkaſten. Da ihm der Muth des Herzens gebricht, da er von Natur feig, den Ereigniſſen nie auf den Leib zu gehen wagt, ſo bleibt er hinter den Couliſſen. Ob

er gleich der Politik des franzöſiſchen Hofes nicht traut, ſo thut er doch, als ob er den Verſicherungen des Herrn von Rumigny vollen Glauben ſchenkte. Seine Vettern müſſen es ihm nachthun. Da ſein Einfluß auf den Schultheiß von Tavel weniger entſcheidend iſt, ſo tröſtet er ſich mit dem Gedanken, daß im nächſten Jahre der Altſchultheiß Tſcharner wieder an die Spitze der Regierung kommen müſſe, der als ſicheres Inſtrument in ſeiner Hand nachholen könne, was, ſeinem Syſteme nach, augenblicklich zurückbleiben dürfte.

Samuel Schnell handelte ſehr undankbar gegen die alte Regierung, die für 3144 Franken Civilgeſetze bei ihm beſtellte. Er hat dieſer Beſtellung auch genügt. Das nenne ich doch einen fleißigen Mann! Fleißige Männer ſind nicht immer große Männer. Dieß gilt vorzugsweiſe im Fache der Geſetzgebung. Die legislativen Talente unſeres Samuel's ſind nicht weit her. Wenn man drei oder vier Geſetzbücher vor ſich liegen hat, ſo kann man leicht ein fünftes Geſetzbuch daraus zuſammen tragen, zumal für ein Land, in dem die legislative Critik als eine Heimathloſe über die Grenze gewieſen wird. Der Schnellſche Civilgeſetzcodex für die Republik Bern iſt eine ganz geiſtloſe Compilation, die ſich durch ein ängſtliches Haſchen nach Syſtematiſirung, bei dem die von einem gewiſſen deutſchen Rechtslehrer geliehenen Ideen durchſchlagen, preciös zu machen ſucht, und dadurch doppelt widrig wird. Da in den Schweizeriſchen Richtſcheiden, Ordnungen, Statuten und Satzungen das germaniſche Princip dominirend war, und dominirend blieb, da man in der Schweiz dem Andrange des Römerrechtes, nachdem daſſelbe Deutſchland überſchwemmt hatte, wehrte, ſo hätte man ſich des ro-

meinden Syſtematiſirens um ſo mehr enthalten ſollen. Römiſche Rechtstheorien und Rechtsphiloſophien auf Deutſche Rechtsinſtitute angewendet, geben immer ein procruſtiſches Bette, wenigſtens gleichen ſie den Zwangsjacken, durch die man Tollhäusler zu beruhigen pflegt. Unſer Samuel muß das deutſche Privatrecht ſchon im Jahre 1817 für einen Irren gehalten haben. Er ſcheint dieſen Gedanken noch jetzt nicht aufgeben zu wollen. Bei der unterm 31 December 1817 niedergeſetzten Berner Civilgeſetzgebungscommiſſion, die unter dem Vorſitze des damaligen Rathsherrn Aſcharner zuſammentrat, war der Spitalverwalter Steck, Samuel Schnells Vormann. Die Verordnungen unſeres Samuel's, die zum größern Theile als Invaliden auf die Welt kamen, hatten nicht weit bis zum Hospitale. Es war dieſes ein Glück für ſie. In Wien, Berlin und München hätten ſie es nicht ſo bequem gehabt. Samuel Schnell bildet ſich nicht wenig darauf ein, daß Caſimir Pfyffer bei der Commentirung der Luzerner Civilgeſetze einen geehrten Diebſtahl an ihm beging. Pfyffer, der ſich die Sache leicht machte, nahm wörtlich aus den Schnelliſchen Bemerkungen zu dem bürgerlichen Berner Rechte, was für Luzern paßte. Die regenerirte Berner Regierung ſoll für zweimal 30000 Franken nagelneuer Geſetze bei dem guten Samuel beſtellt haben. Der Mann hat vollauf zu thun. Ich weiß nicht, wo er die phyſiſche Zeit hernimmt, um dem allem vorzukommen. Die geheime Leitung einer noch nicht vollendeten Revolution iſt doch auch zeitraubend.

Ich halte die Berner Revolution noch nicht für vollendet. Der alte Berner Bär iſt noch nicht mauſetodt. Wer

Hr Samuel Reinecke hat ihm die Gurgel nicht ganz durchgebiſſen. Der alte Bär ſchläft, ſaugt an ſeinen Tatzen. Während dieſes Schlafes könnte die Gurgel wieder heilen. Der ſchlaue Samuel ſcheint den Dingen ſelbſt noch nicht ganz zu trauen. Vielleicht macht er darum den Unbefangenen. Samuel Schnell weiß, daß es ein ius postliminii gibt. Vielleicht will er ſich, falls die Sachen anders laufen ſollten, als die Radicalen glauben, das Recht der Hinterpforte offen erhalten. Er zählt auf die Gutmüthigkeit ſeiner ariſtocratiſchen Freunde. Der Fuchs am Kreuze, den ſeine ſelige Mutter im Traume ſah, mag manchmal Bedenken in ihm aufregen. Bei einer patriziſchen Reaction könnte es um den guten Samuel leicht geſchehen ſeyn. Ich möchte wenigſtens ſein Leben nicht verſichern. Sollte das jetzige neue Bern auch einmal alt werden, ſo iſt der Ruhm unſeres Profeſſors geſichert, ſo wird er zu einer hiſtoriſchen Perſon. Ja er kann noch mehr werden, er kann es zu einem Calenderheiligen der Berner Radicalen bringen, deſſen Geiſt man in den Zeiten der Noth herauf beſchwört, wie Saul einſt herauf beſchworen den Geiſt des altteſtamentariſchen Samuel's durch das Weib von Endor. Wie aber, wenn dann der Geiſt des Berner Samuel's ſpräche zu den Radicalen, wie der Geiſt des Propheten Samuel geſprochen zu Saul, wenn er ſie anließe mit den Worten: Der Herr wird euch thun, wie er durch mich geredet hat und das Regiment von eurer Hand reißen!

Samuel Schnell eifert gegen die Könige. Er redet von deren Rechten, wie der alte Samuel von dem Königsrechte geredet zu dem Volke Israel, und doch berechnet er

Haus Nro. 10. in der Inſelgaſſe, das dem Beſuche eines Königs den größten Theil ſeiner Berühmtheit verdankt. Das Haus des großen Albrechts von Haller, das der noch größere Joſeph II. betrat, um dem gelehrteſten und genialſten Schweizer ſeiner Zeit einen Beſuch zu machen, iſt jetzt Samuel Schnell's Eigenthum. Eine metallene Tafel auf der Hausflur gibt Kunde von dem kaiſerlichen Beſuche. Dieſe Tafel iſt eine Anomalie in der Wohnung eines Medicaſters. Wäre ich an der Stelle des Herrn Profeſſors, ſo hätte ich dieſes Gedächtnißblatt längſt hinwegſchaffen laſſen. Es ſieht einer Votive zum Beſten des Königthumes ähnlich. Votiven dieſer Art ſollte kein Mann der Bewegung um ſich dulden. Der gute Samuel machte ſich nie mit dem griechiſchen Tempelweſen gemein, denn ſonſt würde er wiſſen, daß die Votiven der Medicin ſehr nahe verwandt ſind. Joſeph II. beſuchte den kranken Albrecht von Haller. Die heilige Allianz am Siechbette der an hoſteriſchen Uebeln darnieder liegenden Helvetia. Lachen Sie immerhin über dieſen närriſchen Gedanken. Jene Tafel kann am Ende noch zur Converſion unſeres Samuel's beitragen. Wer weiß, ob er nicht noch mit dem Reformator Bartold Haller ausruft: „Ich fürchte die franzöſiſche Meſſe mehr denn die päpſtliche.“ Die päpſtliche Meſſe würde hier in eine öſterreichſche übertragen werden müſſen. Joſeph II. war ja ein Oeſterreicher!

Das Haus Nro. 10. in der Inſelgaſſe führt den Namen des regierenden Hauſes. Die Familie Schnell wird in Kurzem in dem gothaiſchen genealogiſchen Calender figuriren. Man ſuche in den florentiniſchen Geſchichten nach

einer Parallelſtelle. Sie iſt gefunden. Die Medici und die Schnelle. Der große Lorenzo und der große Samuel. Der Kunſtſinn wird nachkommen. Für einen Machiavelli mag die Zeit ſorgen.

Achter Brief.

Bern, am 4. März 1835.

Kasthofer, von dem ich glaubte, daß er seine politische Rechnung mit dem Jahre 1834. für immer schließen würde, hat es auch mit dem Jahre 1835. versucht. Am 21 v. M. wurde folgender Anzug auf den Canzleitisch des Großen Rathes niedergelegt: „Bekannte Thatsachen, und die Offenbarung öffentlicher Blätter, die als Organe fremder Minister angesehen werden müssen, geben die Ueberzeugung, daß von den fremden Mächten, mit Einverständniß sogar der französischen Regierung, eine Einmischung in die Angelegenheiten des schweizerischen Vaterlandes nicht nur beschlossen worden, sondern wirklich begonnen habe."

„Die Unterzeichneten, getreu ihrem Eide, die Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu bewahren, und im Bewußtseyn ihrer heiligen Pflicht als Stellvertreter des Bernervolkes, und als Mitglieder der obersten vorörtlichen Behörde haben mit Befremden in dem Tractandencircular, welches der Einberufung des Großen Rathes voranging, die Verhältnisse der Schweiz und des Cantons Bern insbesondere zu den fremden Mächten mit keinem Worte berührt gesehen. Sie befürchten, daß die Unruhe und das Mißtrauen gegen die obersten Cantonsbehörden aufs höchste erregt wer-

den müßten, wenn dieſe Verhältniſſe mit Stillſchweigen übergangen, und mithin dem Schweizervolke aus der Lage des Vaterlandes ein Geheimniß gemacht werden ſollte, und ſie tragen daher darauf an: Daß der Regierungsrath von dem Großen Rathe die Weiſung erhalte:

1) In Zeit von acht Tagen dem Großen Rath einen genauen Bericht über die Lage des Vaterlandes in Bezug auf die Anmaßungen fremder Mächte zu erſtatten;

2) Alle darauf ſich beziehende Actenſtücke und namentlich die Antwort des Fürſten Metternich auf das bekannte Memorandum des Regierungsrathes, und alle das Benehmen des franzöſiſchen Cabinets erläuternde Actenſtücke unverweilt und vier Tage vor Erſtattung jenes Berichtes auf den Kanzleitiſch legen zu laſſen.

Endlich verlangen die Unterzeichneten, daß nach Vorlegung des Berichtes über die Lage des Vaterlandes der Große Rath darüber ſeine Anſicht und ſeinen Entſcheid ausſpreche.

Bern, den 20. Hornung, 1835.

Unter dieſer Motion befanden ſich die Namen: Dennler, Großrath, J. Jäggi, Großrath, D. Seiter, Regierungsſtatthalter, Leibundgut, Großrath, Johann Lanz, J. Mieſcher, R. Schüpbach, J. Müller von Oberhasle, Fleury, Gatherat, Schnyder-Dufresne, Häberli, Jakob Stempfli, Schläppi, J. Gäumann, J. Gürlet, Roth, F. Morel, Boll, Rickli, Obrecht, Borell, Rötſchet, Johann Jucker, Johann Walthard, Jakob Schneider, Alb. Jaggi, Kaſthofer.

Es war bei diesem Anzuge lediglich darauf abgesehen, den Regierungsrath in Verlegenheit zu bringen. Hierzu sollte vor allem dasjenige dienen, was der österreichsche Beobachter in der vom 25 Januar d. J. datirten Nummer gegeben, was die allgemeine Augsburger Zeitung unterm 7 Februar d. J. über gewisse zwischen den Cabinetten von Paris und Wien hinsichtlich des Cantons Bern statt gefundene Verständnisse zur Oeffentlichkeit gebracht hatte.

Der 2. d. M. war zur Verhandlung über diese wichtigen Motive bestimmt. Das Publicum eilte von allen Seiten herbei. Die Tribune war schon vor acht Uhr des Morgens überfüllt. Mit Mühe bekam ich noch einen Platz. Ich bemerkte viele Landleute. Die Kleidung gab die sogenannten Seeländer kund, bekanntlich Freunde der Bewegung, die sich durch eine Adresse an den Großen Rath als Träger des vorliegenden Anzuges ausgesprochen hatten.

Kasthofer nahm zuerst das Wort. Er bekannte sich zu der Autorschaft des fraglichen Anzuges und erklärte förmlich und feierlich, daß ein hiesiger Deutscher Professor, der grundlos als Souffleur und Geburtshelfer aller im radicalen Sinne an den Großen Rath gerichteten Anträge verdächtigt werde, an dieser Motion auch nicht den allerentferntesten Antheil habe. Diese Erklärung war namentlich gegen den Berner Volksfreund, d. h. gegen die Schnellsche Partei gerichtet, die den Redner als eine zwar gutmüthige, aber — dieß sind seine eigenen Worte — ganz abhängige Creatur einer revolutionairen schweizerischen Propaganda zu verdächtigen gesucht hatte. Der berufene Deutsche Professor, von dem der Volksfreund behauptet, daß er an der Spitze jener schwei-

berischen Propaganda stehe, ist kein anderer als Dr. Ludwig Snell, der dem Berner Justemilieu viel Herzeleid zufügt.

Kasthofer gab dem Großen Rathe sein Ehrenwort, daß er nie Mitglied einer geheimen Gesellschaft gewesen. Ich will keinen Zweifel in die Versicherung des Grünen setzen, indessen so viel weiß ich doch, daß der Herr Forstmeister in die Mysterien der Unruhen im Berner Oberlande vom Jahre 1815 eingeweiht und verflochten war. Die Geschichte jener verunglückten kleinen Revolution, die sich in den europäischen Annalen namlos abgedruckt findet, ist aus Kasthofers Feder. Der jetzige Regierungsrath Wyß hatte sie ohne des Verfassers Zustimmung der Redaction der Annalen übermacht. Der Berner Aristocratie wird darin sehr übel mitgespielt. Obgleich der vorigen Regierung Kasthofer's Theilnahme an den Unruhen im Oberlande genau bekannt war, so wollte man doch aus unzeitiger Schonung nicht gerichtlich gegen ihn einschreiten. Die alten Berner Herren zeigten sich als sehr gutmüthige Herren. Diese Gutmüthigkeit darf man bei den jungen Berner Herren nicht erwarten. Uebrigens wird Kasthofer allgemein der indirecten Theilnahme an dem Savoyerzuge bezüchtigt. Daher die Wärme, mit der er für die polnischen Flüchtlinge sprach.

Der Redner vergriff sich, zur großen Freude der Tribüne, an dem Schnellischen Familienvogel, an dem — Spatz, der unter Kasthofers Händen zur Travestie wurde. Wenn die allgemeine Schweizerzeitung, die mich so oft mißhandelt und wissentlich verläumdet, so sprach der Berner Forstmeister, ein Spatz wäre, und ich hätte das Thierchen in meiner Faust gefangen, glauben Sie wohl, Hochgeachtete Herren, ich würde

den Spatz erdrücken? Nein, wahrlich nicht, ich würde ihm keine Feder krümmen, und sagen: Fliege in's Freie, mein Spatz, du hast mich zwar arg gekneipt und besudelt, aber wir haben, Gottlob, Preßfreiheit; fliege du nur in's Freie. Deine Verläumdungen will ich dir christlich verzeihen, und für die Wahrheit, die du kleiner Feind mir gesagt hast, für die will ich dir danken. Ich weiß wohl, von Feinden können wir oft schneller die Wahrheit vernehmen, als von Freunden.

Der Apostrophe an den Spatz ließ der Redner eine Betrachtung über den Radicalismus folgen. Ich war sehr gespannt, als der Berner Forstmeister die Frage aufwarf: Was ist denn Radicalismus? Er antwortete: In Frankreich gilt heut zu Tage jeder Bürger für radical, der republicanische Gesinnungen äußert. In unsern kleinen Republicen nennen wir den radical, der unbeugsam die vaterländische Unabhängigkeit gegen fremde feindliche Mächte will, und jede die Nationalehre gefährdende Vermittlung mit derselben verwirft. In Bezug auf das Innere sind wir radical, wenn wir nicht nur dem Wort, sondern auch dem Geist den Grundsätzen unserer Verfassung getreu bleiben, und mit allen ihren nothwendigen Folgen sie zu verwirklichen streben.

Kasthofer versteht sich schlecht auf das Definiren. Vielleicht gehört der Radicalismus, und namentlich der schweizerische Radicalismus zu denjenigen Dingen, die sich gar nicht definiren lassen. Es scheint mir, als ob der schweizerische Radicalismus ein Unding wäre. Die Radicalen oder Nationalen sind über das, was sie eigentlich wollen, noch nicht mit sich einig. Unter solchen Umständen wird ihnen das Definiren schwer. Unser Redner statuirt, wie es scheint, einen äußern

und einen innern Radicalismus. Vielleicht ſchwebte ihm die Analogie der äußern und innern Geſchichte vor. Wir wollen darüber nicht mit ihm rechten.

Kaſthofer, der es den Alliirten noch immer nicht vergeben konnte, daß ſie im December 1813, von großen politiſchen Nothwendigkeiten gedrängt, zum Heile der Schweiz die eidgenoſſiſche Neutralität unbeachtet ließen, erzählte dem Groſſen Rathe folgende Anecdote: Ein Officier des Generalſtaabes, ein braver Mann, aber Juſtemilieukrieger, der auf die moraliſche Kraft des Schweizerheeres ſich nicht verließ und für weſentlich hielt, die fremden Heere oder Mächte nicht etwa durch Widerſtand zu reizen, beſichtigte die Vorpoſten bei Baſel. Er fand die Mündungen der Kanonen gegen die Oeſterreicher gerichtet, und ſagte: Tournez moi ces pièces, elles sont trop démonstratives. Auf ſeinen Befehl wurden die Kanonenläufe gegen das Vaterland, die Laffeten aber gegen die Oeſterreicher gerichtet.

Als Anecdote hat dieſer Zug ſchweizeriſcher Beſonnenheit allerdings ſeine picante Seite, allein ernſtlich betrachtet, handelte jener Officier beſonnen. Die Berner Radicalen lieben das Demonſtrative. Sie gehen aber auch über die Demonſtration nicht hinaus und ſetzen ſich in derſelben ſo feſt, daß ihre Demonſtration zur Provocation wird, eine dümmelnde provocatio ad agendum, die hier wie überall den Erſatz der Koſten nach ſich zieht. Wenn das Mitleiden der Großmächte den Radicalen in der Schweiz die Erſtattung der Provocationskoſten noch bis zur Stunde erlaſſen hat, ſo dürfte dieſer Act der politiſchen Gnade doch nicht zur Conſequenz gezogen werden.

Nachdem Kasthofer bald Oesterreich, bald Frankreich den Rücken gezeigt, und der la meilleure des républiques, der royauté citoyenne, in der Person des Herrn von Rigni einen Backenstreich versetzt hatte, schloß er pathetisch mit den Worten: Unsre Unabhängigkeit, die Freiheit des schweizerischen Volkes ist offenbar durch die fremden Nachbarmächte bedroht. Geben wir dem Volke Licht über unsere Lage, leuchten wir den Eidgenossen vor mit Entschlossenheit und festem Verharren im Widerstand gegen solche Mißhandlungen. Die Altvordern fielen auf die Knie vor Gott, ehe sie sich in die Schlachten gegen fremde Fürsten stürzten, und wir sollten auf die Kniee vor diesen Fürsten fallen!

Mein Nachbar, ein kleiner bucklichter Mann, mit einer gewaltigen Habichtsnase, dessen Gesicht etwas zu bedeuten hatte, sprach Amen zu Kasthofers Rede. Er stieß dreimal mit dem Stocke auf den Boden. Ich merkte, daß ich neben einem Radicalen saß.

Der Schultheiß von Tavel sagte im Auftrage der Regierung, was sich über die Berner Dinge mit Ehren sagen ließ. Der Präsident des Vorortes mußte sich bei einigen zweideutigen Stellen Gewalt anthun. Er machte den Unbefangenen; er suchte ihn wenigstens zu machen.

Obgleich der Landammann mit ausdrücklicher Beziehung auf den §. 40. des Großräthlichen Reglement, nach welchem jeder Redner seine Meinung kurz, ohne abzuschweifen, ohne Leidenschaft und Persönlichkeit, die Discussion in dem Bette der parlamentarischen Ordnung zu halten suchte, so sollte es doch bald zu brausen und zu wogen anfangen. Fellenberg, der sich gleich nach dem Schultheiß von Tavel vernehmen ließ,

hatte zwar weder Leidenſchaft noch Perſönlichkeit, er verwahrte ſich im Gegentheil gegen beide, indeſſen ſetzte er durch ſeine Umſtändlichkeit den Großen Rath ſo unter Waſſer, daß ich nahe daran war, eine Sündfluth zu fürchten. Fellenberg iſt ein geiſtvoller Mann, den man aber nicht im Großen Rath zu Bern hören ſollte. Er ſcheint mir hier nicht an ſeinem Platze zu ſeyn, wenigſtens wird er nicht verſtanden. Der Mann von Hofwyl hat ſehr hohe Begriffe von der Schweiz und namentlich von dem Canton Bern und deſſen gegenwärtiger Conſtellation. So nur konnte er ſagen: Keine Legitimität in Europa iſt wie die unſrige. Die Abdankung der alten Regierung, ihre Uebertragung an den Verfaſſungsrath, die Art und Weiſe, wie wir hier conſtituirt worden ſind, ſpricht unbeſtreitbar für die Legitimität unſers Daſeyns. Die Juliusregierung tritt ganz in Schatten in dieſer Beziehung. Da haben wir das göttlichſte Recht und das legitimſte Recht in Europa.

Ich möchte die Berner Legitimität gern im Nachtkleide ſehen. Sie hat falſche Haare, falſche Zähne, einen falſchen Buſen, an ihr iſt alles falſch. Der gute Fellenberg ſcheint an Myopie zu leiden. Seine Rede hatte übrigens einige witzige Stellen. Unſere Feinde, ſprach er unter andern, klagen auch die Schutzvereine an. Ich möchte dieſe als Hülfsmittel, die electriſchen Batterien zu entladen, gelten laſſen. Sollte es Herrn Fellenberg mit dieſer Aeußerung Ernſt ſeyn? Das Schlußwort ſeines weitläufigen, mit kleinen Hinweiſungen auf England und Frankreich geſpickten Vortrages: Ich möchte darauf antragen, daß der Anzug für erheblich erklärt werde und daß die Mitglieder des Großen Rathes ſich alle

Zeit nehmen möchten, noch wohl zu überlegen, was das Intereſſe des Vaterlandes erheiſcht, und daß wir dann in der nächſten Zeit noch einmal eine Radicalmaßregel berathen, um für unſere künftige Handlungsweiſe eine beſtimmte Norm feſtzuſetzen, dürfte beweiſen, daß Herr Fellenberg noch innerhalb des politiſchen Normal- oder Discretionsjahres ſtehe, daß er noch nicht mit ſich aufs Reine ſey, ob er ſich zu den Radicalen oder zu den Leuten von der rechten Mitte halten ſolle. Er erinnert mich an einen alten ſiebzigjährigen preußiſchen Oberſten, der in eine Armeeliſte, die Fragen über Namen, Alter, Dienſtjahre, Religion u. ſ. w. enthielt, in die Categorie: Welcher Religion? ganz naiv, Sein: Noch nicht reſolvirt, einrücken konnte. Friedrich II. lachte herzlich über den alten Knaben. Fellenberg iſt mir zu werth, als daß ich ihn in eine ähnliche Lage verſetzt ſehen möchte.

Die Anträge der Großräthe von Grüningen und Stettler waren weder warm noch kalt, ob ſich gleich Letzterer im Ganzen für die Erheblichkeit der Motion erklärte. Beſtimmter ſprach ſich der Großrath Belrichard für den Anzug aus. Jaggi, einer der Unterzeichner des Anzugs, erging ſich in ſeiner bekannten wildradicalen Manier. Er ſpricht herzlich ſchlecht und macht als Redner der ſchweizeriſchen Advocatenkaſte wenig Ehre. Ihm folgte Hans Schnell, der ſeinen rhetoriſchen Gedanken heute die Sonntagsjacke übergeworfen hatte. Der Burgdorfer nahm ſich zuſammen. Die Lebensfrage ſeiner Partei war an der Tagsordnung. Seine diplomatiſche Ehre ſtand auf dem Spiele. Hans hatte zu der heutigen Rede Studien gemacht. Die Pariſer Fiſchweiberphraſen waren durch außerordentliche Gelegenheit nach Burg-

dorf befördert worden. Der Schnelliſche Vortrag war ein non plus ultra parlamentariſcher Gemeinheit. Um die Ehre ſeines Lieblingsvogels, des von Kaſthofer traveſtirten Spatzes zu retten, ſchimpfte er wie ein Rohrſperling. Ich habe nicht Luſt, die Gemeinheiten dieſes politiſchen Schwätzers zu wiederholen. Sie ſtehen ſchwarz auf weiß in in Nro. 16. der Verhandlungen des Großen Rathes der Republik Bern vom Jahre 1835. ein bleibendes Denkmal liberalen Unſinnes und liberaler Pöbelhaftigkeit. Der unhöfliche Hans ſpuckte der politiſchen deutſchen Metaphyſik in's Geſicht. Die Ausfälle gegen Ludwig Snell gingen in's Gemeine. Der Profeſſor des neuen ſchweizeriſchen Staatsrechts wurde zwar nicht ausdrücklich genannt, allein er war ſo nach dem Leben gezeichnet, daß man ihn mit Händen greifen konnte. Schnell's letzte Worte: Wenn man den Antrag fallen läßt, ſo glaube ich, man habe gethan, was man thun ſolle, und man erkläre namentlich dadurch, daß dieſe hohe Verſammlung den Regierungsrath in allen Theilen billige, und daß alle Angriffe gegen denſelben ein ſchändliches Gewebe von Verläumdungen ſeyen. Will man aber die Sache weiter ſpinnen, ſo werde ich nichts mehr dazu ſagen, ſondern mich begnügen, an einem andern Orte darüber nachzudenken, klingen etwas myſtiſch. Wahrſcheinlich iſt es auf eine Myſtification des Großen Rathes abgeſehen. Der Große Rath wird mit dem Rückzuge des Burgdorfer Diplomaten bedrohet. Der Republic Bern könnte kein größeres Unglück begegnen, als wenn Hans Schnell die großräthliche Loge deckte.

Die Herren Romang und Straub, zwei ziemlich zahme Großräthe, wollten ſich an dem von Seiten des Regie-

rungsrathes erſtatteten Berichte — erſättigen. Der Ausdruck des Erſättigens verdient auch in die deutſche landſtändige Sprache einquartirt zu werden. Der politiſche Appetit jener Berner Großräthe kann nicht groß ſeyn. Der Tiſch des Berner Regierungsrathes war am 2. d. M. ſehr ſchlecht beſetzt. Er beſtand in dem Abfalle der rumignyſchen Küche, die jetzt auf Faſtenſpeiſen beſchränkt iſt.

Der Großrath Schneider, einer der Anzüger, lanete die Kasthoferſchen Ideen wieder.

Der Regierungsſtatthalter Müller und der Oberſtlieutenant Steinhauer erklärten einſtimmig, daß der Große Rath der Regierung unbedingt und ohne Vorbehalt die Führung der öffentlichen Geſchäfte anvertrauen könne. Davon wollte der Fürſprecher Jaggi, der gegen das Reglement noch einmal das Wort nahm, nichts wiſſen. Der Regierungsſtatthalter Müller rief zur Ordnung. Jaggi ſchrie: Wir ſind perſönlich angegriffen worden. Nach dem Reglement darf ich alſo reden. Von Seiten der Schnellſchen Partei wurde das Rufen „zur Ordnung, zur Ordnung" immer lauter. Um doch etwas zu retten, ſchrie Jaggi: Ich erkläre Alles, was Herr Profeſſor Johann Schnell hinſichtlich der Entſtehung und der Zwecke dieſes Anzuges ſo eben geſagt hat, hier öffentlich als Unwahrheit und Verläumdung.

Der Großrath Jäggi, der Letzte, der ſich öffentlich äußerte, entſchied für die Erheblichkeit der Motion, auch berührte er die Leidenſchaftlichkeit, mit der Hans Schnell geſprochen.

Der Landammann Lohner, ein Figurant, ein Mann ohne höhere Bildung, der von der Verſammlung um ſeine

Ansicht gefragt wurde, erklärte: Er wisse nicht mehr, als was der Schultheiß berichtet. Mit dem Anzuge sey er in so fern einverstanden, als er glaube, es solle allerdings über diese Verhältnisse Bericht erstattet und die Meinung des Großen Rathes vernommen werden. Uebrigens müsse er, wie die Sachen jetzt vorlägen, die Motion für voreilig halten.

Der Anzug wurde mit 153 gegen 36 Stimmen verworfen. Viele Mitglieder hatten sich ihres Votums begeben. Das sollte nicht seyn. Wozu eine Neutralität dieser Art, die zwar als eine uralte Parlamentssitte, als pair of auch in England vorkommt, die aber darum doch eine Unsitte bleibt.

Auf der Tribune bemerkte ich einige Professoren der hiesigen Hochschule. Der zeitige Rector Dr. Wilhelm Snell war unter ihnen. Mein kleiner buckelichter Nachbar brummte einige unverständliche Worte in den Bart. Der Fall der Motion schien ihm sehr nahe zu gehen. Sie sind auf die nähere Bekanntschaft des kleinen Mannes gespannt. Gedulden Sie sich einige Augenblicke.

Die Zwerge waren ein stehender Artikel in den Hofhaltungen von Vormals. Der kleine grundhäßliche Anton Godeau, ein Chapelain bei Julie von Rambouillet, der nachherigen Herzogin von Montausier aufführte und der von Richelieu seiner Possirlichkeit halber das Bisthum Grasse erhielt, gehörte zu den Hausfreunden des edlen Conrart's, dessen Namen mit der Geschichte der französischen Literatur so eng verwachsen ist. Godeau, der sich als Nain de Julie gefiel, war übrigens kein gemeiner Zwerg, denn in seinen Hosentaschen hatte die Kirchengeschichte seit dem Anfange der Welt bis zum Ende des neunten Jahrhunderts Platz; an

ſeinem Daumen hingen die Lebensbilder des heiligen Paulus, des heiligen Auguſtin, des heiligen Dionyſius, des heiligen Carl von Borromeo, und zwar in Quartform. Da er gern auf großen Füßen ging, und doch nur kleine Füße hatte, ſo trug er große Schuhe, die er mit der Ueberſetzung des neuen Teſtaments und der Pſalmen ausſtopfte. Godeau liebte die Paraphraſen, bekanntlich eine Lieblingsſchüſſel kleiner Leute. Als Dichter copirte er ſich ſelbſt. Wie mochte der Jeſuit Bavaſſeur fragen: Godellus utrum poeta? Das nenne ich eine ächt jeſuitiſche Frage. Uebrigens iſt Juliens Zwerg einer von den Stammvätern der pariſer Academie der Wiſſenſchaften. Den Academien geht es wie den Kindern der Griſetten, die gewöhnlich mehr als einen Vater haben.

Die franzöſiſche Juliusrevolution, die ſich in ihren Einrichtungen den Höfen von Vormals zu nähern ſucht, hat ſich auch einen Zwerg zugelegt, der Godeau an Kleinheit und Häßlichkeit nichts nachgibt, der aber dabei auch gelehrt iſt, der Ueberſetzungen liefert und Paraphraſen auswirft, die von Paris bis Madrid reichen, der endlich Geſchichten zuſammenſetzt, die gleich den Hiſtorien des Biſchofs von Graſſe die Logogriphenform haben. Wer würde in dem jungen Nain de Julie das Juſtemilieu verkennen, den poſſirlichen Zwerg mit dem kleinen Kopfe und dem dicken Bauche.

Die neue Republik Bern hat auch ihren Zwerg, einen kleinen wilden Mann, viel wilder, als die wilden Männer, die Schildhalter des herzoglich Bärenburgſchen Wappens, der die Beſchlüſſe des Großen und Kleinen Rathes aus dem Bernerdeutſch in's Franzöſiſche überſetzt, und die bettelarmen eidgenoſſiſchen Revolutionen ſo mit Paraphraſen behängt, daß

man die Pfauenfüße derſelben nicht bemerken kann. Der Berner Zwerg iſt auch Dichter und zwar lyriſcher Dichter, der aber in Proſa ſchreibt und zwar in jener franzöſiſchen Conventsproſa, die von vielen Leuten für die Sprache der Pſalmen gehalten wird. Der Berner Zwerg hat keine Gemeinſchaft mit dem Nain de Julie, den er aus voller Seele haßt, ſo viel Mühe man ſich auch ſchon gegeben hat, ihm die Annehmlichkeit des kleinen pariſer Mannes begreiflich zu machen. Der Berner Zwerg iſt kein anderer als der berüchtigte Advocat Wille aus Chaux-de-Fonds, der in den Unruhen im Canton Neuenburg im Jahre 1831 eine Rolle ſpielte. Aus ſeinem Vaterlande vertrieben, wurde er mit offenen Armen in Bern empfangen, und als franzöſiſcher Ueberſetzer angeſtellt. Wille iſt eine radikale Capacität, ein revolutionaires Genie, das, in der Wolle gefärbt, Farbe hält. Dieſer neuenburger Zwerg wiegt zwanzig große Berner auf. Er hat den Muth des Kopfes und des Herzens, ein entſchiedener Charakter, der ſich nicht irren läßt. Wille iſt der radicalen Beredſamkeit mächtig. Es liegt eine diaboliſche Ironie in ſeinen Worten. Er trägt eine Charaktermaske. Stirn und Naſe verrathen viel Stolz. Aus ſeinen braunen Augen ſprüht eine unheimliche Gluth hervor. Der Volksglaube hat ſo Unrecht nicht, wenn er die Gezeichneten verdächtigt. Guimand thut in ſeinen Fragmens Neuchatelois ou Essai Historique sur le droit public Neuchatelois, sur la domination Prussienne et sur les événements de 1830 à 1832 Lausanne chez Marc Ducloux 1833 Wille's zwar mehrmals Erwähnung, indeſſen ſcheint er die politiſche Bedeutſamkeit des kleinen

Mannes nicht hoch genug veranſchlagt zu haben. Pfuel wußte beſſer, woran er mit Bille war. Uebrigens zeigte ſich die preuſſiſche Regierung bei dem allen gegen den kleinen Mann ſehr mild. Gibt es in Bern einen offenen Krieg gegen das Juſtemilieu, ſo wird Bille nicht lange auf ſich warten laſſen. Er iſt mit Leib und Seele ein Erzradicaler.

Neunter Brief.

Bern, am 16. März 1835.

Die Idee eines politiſchen Ketzerlexicons wird Glück machen. Ich danke Ihnen für den mir mitgetheilten Plan des Werkes. Daß Sie dem Mittelalter eine vorzügliche Rückſicht ſchenken wollen, hat ganz meinen Beifall. Die Politik des Mittelalters zählt der dunkeln Stellen noch ſehr viele. Wir haben in der neuern Zeit einige intereſſante Bücher über das Mittelalter erhalten, allein in keinem derſelben hat die Staatskunſt jener Epoche eine vollſtändige und genügende Würdigung gefunden. Das politiſche Syſtem des Mittelalters war höchſt complicirt, und läßt ſich nicht wohl auf einige allgemeine Sätze zurückführen, was von einem und dem andern neuern Schriftſteller verſucht wurde. Die Hierarchie iſt die große Schneiderhölle, in der man alles zu verſtecken pflegt, was man anderwärts nicht unterzubringen weiß. Die Geſchichtner haben es ſich in dieſer Hinſicht mitunter allzubequem gemacht. So wurden ſie der Mühe überhoben, den politiſchen Perſönlichkeiten nachzujagen, die den Dingen Chancen beibrachten, die zwar gewöhnlich nur als Thaten, nicht aber als Begebenheiten auftraten und ſo von dem gemeinen Beobachter nur als Erſcheinungen aufgefaßt wurden, dabei aber mehr als Phänomene waren, weil ihre Fibrirungen eine Nachhaltigkeit hatten, der die ſogenannten herrſchenden Grundſätze der Zeit, die bald

eine einfache, bald eine dreifache Krone trugen, am Ende erlagen.

Man hat den Einfluß, den überwiegenden Einfluß der Individualitäten auf den Geist des Mittelalters ſchon längſt gefühlt, man hat denſelben einzufangen geſucht, ging aber dabei oft ſo ungeſchickt zu Werke, daß man des Aetheriſchen jener Potenz nicht habhaft werden konnte. Der Weg der Biographie, den Sie einſchlagen wollen, gehört zwar zu den ſogenannten großen Heerſtraßen, die ſchon vor Ihnen befahren wurden, indeſſen ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß Sie dieſen Weg verlaſſen ſollen. Sie haben ein ſehr ſcharfes Auge und werden daher von jener Heerſtraße ab, hundert Dinge bemerken, die andern Reiſenden, die an Kurzſichtigkeit litten, entgehen mußten. Ich freue mich ſchon im voraus auf die nähere Bekanntſchaft Arnold's von Brescia und Cola di Rienzo's.

Daß Sie den zeitgenoſſiſchen politiſchen Ketzern auch Herberge geben wollen in Ihrem Lexicon, mag für neugierige Leſer ein Intereſſe haben, das ich jedoch nicht theilen kann. Die Politik unſeres Jahrhunderts beruhet auf allgemeinen Grundſätzen, unter denen die ſogenannten öffentlichen Charaktere gleich den Karyatiden Platz haben. Sie ſchneiden bald frohe, bald weinerliche Geſichter, und ſpielen bei den Ereigniſſen, die von jenen allgemeinen Grundſätzen geboren werden, die Bedientenrollen. Sie unterſcheiden ſich im Ganzen nur durch die Livree. Die politiſchen Ketzer in der Schweiz tragen ſammt und ſonders die Farbe der Julusrevolution. Was ich von den Berner Häretikern weiß, will ich Ihnen geben. Es iſt nicht viel, indeſſen ſehen Sie doch meinen guten Willen.

Die Berner politiſchen Ketzer ſind ganz gemeine Bedienten, keine Kammerdiener, denen ſich der Herr im Nachtkleide zeigt, die von ſeinen Ebentheuern und Verirrungen Kenntniß haben. Mit Menſchen dieſer Art kommt man bald in's Klare.

Unter den politiſchen Ketzern ſtehen die Abtrünnigen, die dem Patriciate abgefallenen Mitglieder der vorigen Regierung oben an. Von dieſen werden vor allem die Herren Tſcharner und Lerber genannt. Beide haben der ſogenannten Berner Revolution weſentliche Dienſte gethan. Sie waren die Spione im feindlichen Lager. Durch ſie erhielten die Radicalen von allem Kunde, was in der Mitte des Kleinen Rathes vorkam. Wie ging es aber zu, daß ſich Tſcharner und Lerber, durch das Blut der Ariſtocratie verwandt, zu dem Radicalismus bekannten? Es ging ſehr natürlich zu. Die Eitelkeit, dieſe gefährliche Delila hat ſchon manchem Samſon den Kopf geſchoren. Tſcharner und Lerber hatten überdieß nie viel Haare. Es koſtete der Eitelkeit nur wenig Mühe, dieſe beiden Ariſtocraten den Burgdorfern Philiſtern in die Hände zu ſpielen. Der Schultheiß Tſcharner kam ohne Talente auf die Welt. Man fütterte ihn mit dem ſilbernen Patricierlöffel. Der Brei der guten alten Zeit bekam ihm trefflich. Er wuchs heran und nahm zu an Alter und Gnade. Die Weisheit hinkte nach. Es war jene Routineweisheit, die als Conventionsgeld überall in Cours iſt. Tſcharner trat in die Dienſte der alten Republik. Als Kamaſchenmenſch war er ganz an ſeinem Platze. Er war dabei auch ein ehrlicher Mann. Seine Ehrlichkeit hatte jedoch viel Eigen- und viel Starrſinn, der ihr einen Theil ihrer natürlichen Reize raubte. Der ehrlich eigenſinnige oder beſſer vielleicht der eigenſinnig ehrliche

Tſcharner verſtieß ſehr oft gegen die Privilegien ſeiner Kaſte. In ſeiner Stellung als Chef der Juſtizſection kam er häufig mit dem Nepotismus in Colliſion. Er rügte die Mißgriffe der Junker, die oft ohne alle Vorkenntniſſe zu Juſtizſtellen auf dem Lande befördert, Formwidrigkeiten auf Formwidrigkeiten häuften, und machte ſich auf dieſe Weiſe manchen Feind. Bis zu dieſem Puncte iſt an Tſcharner alles lobenswerth, allein hier nehmen die gemeinen Menſchlichkeiten ihren Anfang. Hier erſcheint der Teufel als Verſucher, der den guten Patricier auf die Spitze des Gurten bei Bern führte und an ihm that, was er einſt an Chriſtus gethan. Tſcharner kniete vor dem böſen Geiſte, und kniete um ſo willfähriger, weil ihm der Teufel mehr zu geben verſprach, als der Große Rath, der ihn mit dem Begehren der Präſidentenſtelle des Berner Obergerichts enthört hatte. Ein Anderer erhielt dieſen Platz. Tſcharner's Anſprüche auf denſelben waren begründeter, als die ſeines Nebenbuhlers. Tſcharner konnte dieſe Zurückſetzung nicht verſchmerzen. Von jetzt an machte er dem Radicalismus Nicodemusbeſuche. Die Capacitäten hatten von jetzt an einen Wortredner an ihm in dem Kleinen Rath. Die Burgdorfer Partei gab ihm den Meiſtergrad. Tſcharner war trotz der Meiſterſchaft ein dienender Bruder der Schnells. Er hat zum Umſturz der alten Ordnung der Dinge weſentlich beigetragen. Sein Name galt mehr denn ſeine Perſon. Er war ein verkürzter Orleans Egalité. Darum hat ihn auch die Berner Ariſtokratie für immer verworfen.

Tſcharner hätte ein ehrlicher Mann bleiben, er hätte, da man ihm den verdienten Präſidentenſtuhl verſagte, aus dem Kleinen Rath ausſcheiden und wenn er des Gefühles der ge-

kränkten Eitelkeit nicht Meiſter werden konnte, durch eine offene Schilderhebung ſeinem Unwillen Raum machen ſollen. Indem er in ſeiner amtlichen Stellung verharrte, indem er der alten Regierung den Glauben ließ, daß er ihr noch immer treu, hold und gewärtig, bei dem allen aber mit der Gegenpartei Verſtändniſſe unterhielt und dieſe Verſtändniſſe bis zum Verrathe an der Sache der Ariſtokratie ausdehnte, ſtellte er ſich in die Reihe der politiſchen Apoſtaten. Am 28. Februar 1831 ließ Tſcharner die Maske fallen. Der Verfaſſungsrath wählte ihn zu ſeinem Präſidenten. Tſcharner's politiſche Rolle iſt jetzt zu Ende. Er hat keine eigentliche Bedeutung. Er bedeutet nur das, was ihn die Schnells bedeuten laſſen wollen. Er leuchtete ſo lange, als die Burgdorfer Partei ihm etwas von ihrem Lichte abgeben konnte. Da das Licht der Gebrüder Schnell, das noch vor einigen Monaten eine kleine Sonne war, die zwar ihre Flecken hatte, aber dabei doch etwas von ihren Strahlen entbehren konnte, durch das franzöſiſche Juſtemilieu eine totale Verfinſterung erleiden mußte, ſo iſt Tſcharner ſehr übel dran. Ein Mond ohne Sonne, ein ganz dunkler Punct liegt er da auf der radicalen Himmelskarte, ein Dintenklecks aus der Feder der Juliusphiloſophie, der einem Schreibfehler veranging, in dem der unbefangene Leſer der geſchichtlichen Dinge die neue Berner Verfaſſung erkennt.

Karl von Kerber, ein Fragment der Alt-Berner Junkerſchaft, figurirte am 28. Februar 1831 als Vicepräſident des Berner Verfaſſungsrathes. Kerber weiß eigentlich ſelbſt nicht, warum er unter die Radicalen ging. Kerber weiß viel und weiß dabei doch nichts. Er iſt nicht ohne Kenntniſſe, allein

er verlegt dieſelben, oder wirft ſie ſo durch einander, daß er das, was er ſucht, nie finden kann. Lerber gehört zu den zerſtreuten, zu den vergeßlichen Leuten, bei denen man den luſtigſten Verwechslungen begegnet. Lerber wäre in der That ein ſehr verwendbarer Comödiencharakter, bei dem nicht ſelten die Gemüthlichkeit eines Kotzebueſchen Plumpers durchzuſchlagen pflegt. Er iſt nicht böſe von Hauſe aus, allein er geräth in ſeiner Zerſtreutheit ſehr oft in das Böſe hinein, und nimmt dann, weil er ſich des Zerſtreutſeyns ſchämt, die Miene an, als ob er gleich anfangs die Abſicht gehabt, dem Teufel einen Beſuch zu machen. Lerber war nie ein Mann von feſten Grundſätzen. Von jeher mit ökonomiſtiſch politiſchen Phantaſien ſpielend, die unter ſeinen Händen zu Zerrbildern wurden, zu ungeheuern Carricaturen, vor denen ſich ſelbſt der Alt-Berner-Bär zu fürchten anfing, war es für die Radicalen eine leichte Sache, den phantaſtiſch barocken Lerber zu ſich herüberzuziehen. Man zeigte ihm Mirabeau's Bild, man ſagte ihm, daß er mit dieſem Prototype eines adelig gebornen Reformers die größte Aehnlichkeit habe, und der zerſtreute und vergeßliche Lerber fühlte in Händen und Füßen die Vocation zu einem ſchweizeriſchen Mirabeau. Lerber hat viel natürliche Schnellfüßigkeit. Sein Ahnherr war Läufer geweſen und ſoll in dieſer Eigenſchaft der alten Republik Bern ſehr weſentliche Dienſte geleiſtet haben. Ich meine es ernſtlich mit dieſer Läuferſchaft. Warum ſollte eine Virtuoſität dieſer Art nicht auch des Rathsſtuhles und der Nobilitirung würdig geweſen ſeyn? Man ſollte die Capacitäten auch an und in den Füßen ehren. Dieß wußte ſchon Homer,

der das Schnellfüßige an ſeinem Achilles zu einem Epitheton ornans erhob.

Vor mir liegt ein Gedicht in Knittelreimen, das einen Berner Ariſtokraten zum Verfaſſer und Karl von Lerber zum Stichblatte hat. Die ariſtokratiſchen Reime zogen in Deutſchland ihre Privilegien ſchon längſt ein. Dort ſtehen ſie, gleich den bürgerlichen Reimen, unter der Aufſicht der Critik. In der Schweiz haben ſie ihre alten Privilegien noch beibehalten. Hier darf die Critik noch zur Stunde ihre Wohnung nicht betreten. Dieß dürfen Sie bei der Muſterung des nachfolgenden Knittelgedichtes nicht überſehen. Nachdem in neun Reimen erzählt worden, daß einſt ein Berner Läufer, Namens Lerber, an den vierten Heinrich von Frankreich abgeſandt, ſeiner Sendung nicht unwitzig ſich entledigt und zum Danke zum Rathsherrn befördert worden, wendet ſich das Lied dem Vicepräſidenten des Berner Verfaſſungsrathes von 1831 zu, und fährt in ſeinem Berichte alſo fort:

Zwei hundert vierzig Jahre nachher
Einem andern Lerber gelüſtet es ſehr,
Durch Ruhm zum Firmament zu ſteigen,
Auf daß vor ihm die Häupter ſich neigen.
Gegen Hagel und Brand er eifrig kämpft.
Die Armuth des Landes er heilſam dämpft.
Die Kirchen mit Oefen er wollte erheitzen,
Die froſtigen Chriſten zur Andacht reitzen.
Auch Thibet's Böcke im Oberland'
Zeugen von Lerber's Hochverſtand,
Die Böcke! Ja dieß geht mich an.
Bisher war alles wohlgethan.

Doch, ach! Oh weh! nun kommt Neapel.
Den Herrn Senator beſällt der Krapfel.
Die diplomat'ſche ſchwere Koſt
Wirft ihn wie ungegorner Moſt.
Der holden Lilien Schutzpatron
Beſitzt ja Anwartſchaft zum Thron.
Verfochten wird der Söldnerſtand
Als einz'ges Heil für's Vaterland.
Huſch wendet ſich das loſe Blatt,
Das manchen ſchon betrogen hat.
Zwar wurden die Ordonanzen geprieſen,
Die ja das Volk zur Ordnung wieſen.
Die Trauerpoſt kommt hinten drein,
Und wendet 's Ding nicht gar zu fein.
Der Familienherrſchaft überdrüſſig,
Wird 's Berner Volk auch räthig und ſchlüſſig
Freiheit und Gleichheit allein ſoll'n gelten —
So läßt man ſtaunen in alle Welten.
Da nimmt Herr Lerber ſeine Leyer auch um.
Ariſtokratie iſt warmfaul und dumm.
Er tritt an freien Volkes Spitze
Und fächelt den Muth zu Lohe und Hitze.
Wird Demagog in Werk und Wort,
Reißt manchen Laffen mit ſich fort;
Nun ſage jeder frank und frei,
Wer wohl der kühne Lerber ſei.

Der Leſer hat zu wählen zwiſchen dem Läufer Lerber, dem Stammherrn des Hauſes, der Heinrich IV. die Antwort nicht ſchuldig blieb und dem Altſchultheiß von Lerber, der

vor Vergeßlichkeit nicht weiß, was er antworten ſoll, und der, weil er den Berner Patricier aus der Taſche verlor, als der Letzte ſeines Stammes zu betrachten ſeyn dürfte. Lerber hat zwar einen Sohn, allein dieſer Sohn iſt durch die Zerſtreutheit des Vaters expatricirt.

Ich bin Ihnen zu den Knittelreimen noch einige Gloſſen ſchuldig. Lerber intereſſirte ſich lebhaft für die Hagel- und Feueraſſecuranz. Er hat in dieſer Hinſicht einige Verdienſte um ſein Vaterland. Jetzt geht er mit dem großen Gedanken um, die neue Republik Bern zu verſichern. Er knüpfte mit der Londner Phönixgeſellſchaft Verhandlungen an. Das Wellington-Peelſche Miniſterium hat dieſe Verhandlungen unterbrochen. Lerber klopfte in Paris an. Thiers und Humann wollten mit der Aſſecuranz der neuen Berner Republik nichts zu thun haben. Lerber's Gedanken ſind zu Ende. Der Deutſche Bundestag gibt ſich nicht gern mit gewagten Speculationen ab. Der Berner Radicalismus könnte auf den mordbrenneriſchen Gedanken kommen, ſein eigenes Haus in Flammen aufgehen zu laſſen. Es ſoll ſehr leicht gebaut ſeyn! Man fürchtet den Einſturz des leicht gebauten Hauſes. In Deutſchland zeichnete man bisher auf keine Folie, nicht einmal auf die Folie Polignac, die doch auf hiſtoriſcher Erde ſtand. Auf die Berner Republik, dieſe Folie Schnell, die auch nicht einen Fußbreit hiſtoriſcher Erde unter ſich hat, würde man noch weniger zeichnen.

Lerber's Verdienſte um die Veredelung der Böcke werden zwar von der Verläumdung in Zweifel gezogen, indeſſen iſt doch ſo viel gewiß, daß durch ſeine Bemühungen thi-

hetiſche Widder in's Oberland verpflanzt wurden. Ob dieſen Thieren goldne Vließe folgen werden, das iſt freilich eine andere Frage.

Lerber, der gleich allen großen Menſchen einen entſchiedenen Widerwillen gegen das Berguntergehen hat — weinte doch auch Eulenſpiegel, wenn er bergunter ging — wollte die Gerechtigkeitsſtraße, da wo ſie ein planum inclinatum zu bilden anfängt, durch eine Brücke mit dem jenſeits der Aar liegenden aargauer Stadel verbinden. Die Aarbrücke und das vor derſelben befindliche Unterthor würden unter der Lerberſchen Brücke Quartier bekommen haben. Dieſe koloſſale Idee ließ ſich die alte Berner Regierung entgehen. Sie war ohne allen Sinn für das Großartige. Es iſt etwas Buonarottiſches in Lerber. Ein Michael Angelo unter den Berner Radicalen, wäre er im Stande der neuen Republic an der Mittelaar eine Kuppel aufzuſetzen, in welcher der thomaspäyneſche Rieſentraum einer Univerſalrepublik neben der allerchriſtlichſten Kantſchen Idee vom ewigen Frieden ruhig niſten könnte.

Die Capitulation mit Neapel, die der Schultheiß Wattenwyl den Eingebungen des Berner Mephiſtopheles folgend auf das heftigſte beſtritt, hatte an Lerber ihren kräftigſten und breiteſten Wortredner. Nehmen Sie meinen Brief vom 6. d. M. zur Hand. Damals trug Lerber eine weiße Lilie im Knopfloch. Er warf die Blume der Unſchuld von ſich. Die Julirevolution brachte ſeinen politiſchen Glauben um die Junggeſellenſchaft. Männer wie Lerber ſind leicht verführt. Mit einigen Artigkeiten kann man ſie locken, wohin man will. Sie gleichen den fliegenden Ameiſen, die nach dem Honig zie-

den und dann die Flügel abwerfen. Die Entschlüsse solcher Männer haben die größte Aehnlichkeit mit dem elastischen Gummi. Sie lassen sich aus einander zerren. Ihr Herz ist ein göthescher Walburgisſack.

Lerber war unter dem alten Werner Regim ein sehr kleines politisches Factotum. Da er durchaus ein großes politisches Factotum werden wollte, so ließ er sich von den Radicalen anwerben. Er ist eine ihrer langweiligsten Erwerbungen. Mit einem langweiligen Radicalen kann man mich meilenweit jagen. Dergleichen Leute sind nur in der Schweiz zu Hause. Sie haben nichts von dem Esprit der Frondeurs, nichts von dem Skurrilen der Incroyables, nichts von der Lächerlichkeit der Exaltados. Sie haben nichts, wodurch man auch nur auf funfzehn Minuten angezogen werden könnte. Auch als Redner ist Lerber höchst langweilig. Dabei hört er sich gern selbst. Wenn er im Großen Rathe das Wort nimmt, so nehme ich meinen Hut und gehe, woher ich gekommen.

Frau von Lerber ist eine gescheide Frau, die aber auch ihre kleinen politischen Leidenschaften hat, die aber inmitten derselben nie den Kopf verliert, und ihnen immer noch so viel Zeit abgewinnt, daß sie eine anständige Toilette machen kann. Ihr Mann würde in dieser Hinsicht von ihr lernen können. Frau von Lerber, die Tochter des Präsidenten Glaire, dem Stanislaus Leszinsky seine Bildung verdankte, besitzt etwas von jener Theatergrazie, die sich an gewissen weiblichen Gestalten, wo sie mit demjenigen, was man le trait der Unterhaltung nennt, zusammenstößt, recht gut ausnimmt. Frau von Lerber spielte immer gern Comödie. Sie hat noch jetzt

ihr kleines Haustheater, auf dem sie neben ihrem schon hoch herangewachsenen Sohne als erste Liebhaberin figurirt. Frau von Lerber verdiente als Preisgedicht auf den Spätherbst eine zweite Auflage. Sie half die Entschlüsse ihres philanthropisch schwärmenden Mannes beflügeln. Mehrere Reden, mit denen der Vicepräsident des Verfassungsrathes die neue Ordnung der Dinge begrüßte, sind aus ihrer Feder geflossen. Sie hatten diese Reden Hyperbeln unter den Füßen, man konnte ihnen ein Uebermaß von Pathos vorwerfen, sie verfielen sogar mitunter in politische Affectationen. Die politischen Passionen der Verfasserin klären alles auf. Denken Sie an das Properzische: Spectaculum capta nec minus urbe fuit, das der Dichter von seiner Cynthia sagt. Frau von Lerber hatte keinen Properz zum Liebhaber, sonst wäre wahrscheinlich von ihr etwas Aehnliches zu lesen.

Von denjenigen Aristokraten, die sich für die neue Ordnung der Dinge entschieden — die Zahl derselben ist sehr klein — waren nicht alle von gleich großen Eitelkeiten besessen. Die Regierungsräthe Tscharner, ein entfernter Vetter des Schultheißen Tscharner, von Ernst und von Tillier sagten sich, daß das Alt-Berner Junkerthum nicht ferner fortbestehen könne. Sie sagten dieß auch im Großen Rathe und verlangten zeitgemäße Concessionen, von denen die Männer der Vergangenheit nichts hören wollten. Im Gefühle der bessern Ueberzeugung, die aber auch hier mit Rücksichten behangen war, die sich indessen zu Opfern bereit erklärte, stellten sie sich auf die Seite des neuen Regiments. Sie streckten die Hand aus nach einer vernünftigen Freiheit. Da man ihnen später eine unvernünftige Freiheit in die Hand spielen wollte, so go-

gen ſie theilweiſe die Hand zurück. Tillier ſchied aus dem Regierungsrathe aus. Seine öffentliche Thätigkeit beſchränkt ſich auf den Großen Rath. Leute, die Herrn von Tillier näher kennen, bezüchtigen ihn der Politrennerie, die ich nun freilich nicht zu den politiſchen Tugenden zählen kann. Tillier, der Geſchichtſchreiber, gehört nicht hierher. Ueber ihn ein andermal. Herr von Graſt ſoll mit ſeinen Finanzen geſpannt ſeyn. Spannungen dieſer Art führen oft von den angebornen, von den angewöhnten Grundſätzen ab. So wäre denn von Graſt aus Noth ein Radicaler geworden. Vielleicht iſt es ihm darum mit der Conſtituante und was dahin gehört kein rechter Ernſt. Die Ariſtokraten dürfen bei dem Allem doch nicht auf ihn rechnen. Die Scham iſt auch eine Potenz. Sie tritt oft an die Stelle der Grundſätze und ſteht gleich einem Verzweifelten. Unter der Reſtauration der Alt-Berner Junker, die vielleicht näher iſt, als viele glauben, würde man den abtrünnig gewordenen Graſt in den Winkel drücken. Der Regierungsrath Tſcharner hat etwas von der Starrköpfigkeit ſeines Vetters. Er wollte unter der alten Regierung vieles, was die alte Regierung nicht wollte. In manchen Dingen mochte er Recht haben. Der ſtarrköpfige Präſident des Verfaſſungsraths rannte mit ſeinem eiſernen Schädel gegen das Stift an. So fielen von demſelben die letzten Reſte ariſtokratiſcher Anhänglichkeit ab. Der Regierungsrath Tſcharner ſpricht weniger, als ſein Vetter, der mich oft in den Sitzungen des Großen Rathes gelangweilt hat. Er hat weniger Eitelkeit, aber auch weniger politiſche Fähigkeit. Der geborne Ariſtokrat gibt ihm in den Augen der Radicalen Werth. Er wird von dem Reize des Gegenſatzes

getragen, an dem ſelbſt die Jakobiner in Frankreich Luſt hatten. Der Bruder des Schultheißen Aſcharner kümmert ſich um die neuen Berner Dinge nicht. Sie haben kein Intereſſe für ihn. Er iſt Junker und will es bleiben. Wer kann es ihm verargen.

Zehnter Brief.

Bern, am 30. März 1835.

Sie haben mich mißverſtanden, wenn Sie glauben, daß ich die Bewegungen in der Schweiz in das Juſtemilieu münden laſſen wollte, in jenes todte Meer, dem der rüſtige Wellenſchlag fehlt, deſſen Ufer kahl und freudenlos da liegen, an dem die Verwünſchung entſchlußlos hin und her rennt und der Sodomsapfel mit ſeinem rothwangigen Geſichte dem durſtigen Wanderer die bitterſte Täuſchung verhält. Das todte Meer hat freilich auch ſeine Geſchichte, aber es iſt dieſe Geſchichte eine Aſchengeſchichte, eine Aſchermittwochhiſtorie, die als Vorrede zu einer Reihe von Faſtnachtsnächten in der Wüſte bei Kanaan ſucht. Die ſchweizeriſche Neutralität hat nichts mit dem Juſtemilieu zu ſchaffen. Laſſen wir Johannes von Müller ſprechen. „Das Wichtigſte im Staatsſyſte„me, ſagt er, iſt das Entſcheidende in Entſchlüſſen. Camillus „ſtellt den Römern zwei Wege vor: Latium zu vernich„ten, oder durch Gutthaten auf ewig zu verbin„den. Eins von Beiden! Die Florentiner begnadigten 1306 „Arezzo zum Theil, zum Theil ſtraften ſie dieſe Stadt, und „es gelang übel. Es that Karl V. übel, daß er Franz I. „nicht ohne Entgelt los ließ, oder gefangen behielt. „Daher einer der landverderblichen Grundſätze in der „Schweiz, der Grundſatz der goldnen Mittelſtraße iſt.

„Durch ihn werden wir von Europa errötheu, unſere Frei„heit durch Waffen oder Bündniſſe oder Capitulationen zu „vertheidigen, oder ganz oder zum Theil zu retten verſäu„men und uns ſelbſt zerſtören.“ So Johannes Müller. Er hatte Recht. Alles Halbe verfällt dem Teufel und muß ihm verfallen, weil es vom Teufel kommt.

Wenn Ihnen das todte Meer mit ſeinen ſtummen, trapyſtiſchen Wellen, mit ſeinen kahlen Ufern, mit ſeinen Sodomsäpfeln und der im Hintergrunde lagernden Wüſte, für die ſich nicht leicht ein Maler finden dürfte, allzuſchauerlich, zu hochtragiſch vorkommt, ſo will ich Ihnen, der Sie nicht gern Tragödien ſehen, für das Juſtemilieu ein anderes Gleichniß reichen, das tragikomiſch, dem blutarmen deutſchen Luſtſpiel mit einem reichen Stoffe an die Hand gehen könnte. Denken Sie ſich das Juſtemilieu als ein zwiſchen dem Himmel und der Hölle belegenes Land, das den Engeln wie den Teufeln gegen Vergütung der Zehrungskoſten den Durchgang verſtattet. Die Engel bezahlen mit Gebeten, die Teufel mit Flüchen, die beide in dem ſonderbaren Lande als Convertibelmünze gelten. Eine eigene Landesmünze gibt es hier nicht. Man iſt zu unwiſſend, als daß man wiſſen ſollte, daß das Münzrecht, als ein einträgliches Recht, nicht ohne Grund zu den Regalien gezogen wurde.

Die gewöhnliche Neutralität, die ſogenannte rechte Mitte, hat Jacob Jordäns, ein genialer Niederländer des ſechzehnten Jahrhunderts, auf die ſinnreichſte Weiſe gemalt. Ein Satyr ſitzt neben einem Bauer am Tiſche und verweiſt dieſem, daß er kalt und warm aus dem Munde bläſe. Es liegt unendlich viel Wahrheit in dieſem Bilde, deſſen Figuren

in Lebensgröße den Meiſter verrathen. Der Bauer hat ein einfältiges Geſicht. Er ſcheint ſich ſelbſt nicht begreifen zu können. Der Satyr verlacht den Pinſel. Das war es, worüber ſich Johannes von Müller erbittern konnte. Er erkannte in dem pinſelhaften Bauer ſein Vaterland, an dem er mit begeiſterter Liebe hing. Wie oft hat er mir im Jahre 1810, wo wir uns in Kaſſel wöchentlich einigemal ſahen, von der Heimath vorgeredet. Es lag etwas Prophetiſches in ſeinen Worten. Wenn Müller in die Zukunft ſeines Vaterlandes blickte, fiel ihm der weſtphäliſche Miniſterrock vom Leibe. Er war dann ganz Schweizer, Schweizer aus der guten alten Zeit, der mit den Jämmerlichkeiten der Gegenwart keine Gemeinſchaft unterhielt. Was würde er ſagen, wenn er das tolle Treiben ſeiner Landsleute ſeit dem Jahre 1830 erlebt hätte! Wohl ihm, daß der ſchlechte Nachdruck der Julirevolution ihm nicht zu Geſicht kam!

Die Schweiz fühlte, daß ſie aufhören müſſe, gleich dem Jordäniſchen Bauer warm und kalt aus dem Munde zu blaſen, daß ſie für Engel und Teufel nicht ferner als Etappenſtraße dienen, ſich nicht mehr mit Gebeten und Flüchen bezahlen laſſen, daß ſie, ſtatt jenes leichten Conventionsgeldes, eine eigene Landesmünze ſchlagen könne. Ehe ſie zu dieſem edlen Gefühle gelangte, hatte ſie eine Reihe unangenehmer politiſcher Erfahrungen und politiſcher Prüfungen zu durchlaufen. Es war dieß ein Gang durch die Wüſte. Sie verfiel auf dieſem Wüſtenzuge in mannigfache Abgöttereien. Anſtatt des goldenen Kalbes der Juden betete ſie einen goldnen Hahn an. Ich werde Ihnen gelegentlich mündlich die Geſchichte von dem gerupften Gallus erzählen, der wider Willen der

Schweiz die Lehre von dem wahren Gotte verkrähen mußte. Es ist dieses eine der größten politischen Ironien. Der Vorort Zürich, der längere Zeit nicht wußte, was jeder eidgenössische Vorort wissen sollte, dem der Begriff der ächten politischen Indifferenz, jener Neutralität par Excellence, die alle fremden Interessen von sich stößt, nur dunkel vorschwebte, that wie die Deutschen Heiden thaten, die häufig neben dem neuen wahren Gotte auch die alten falschen Götter beibehielten, diesen letztern wenigstens in der Stille der Nacht verstohlen ihre Opfer brachten. Niemand kann zweien Herren dienen, wenigstens werden beide schlecht bedient. Jene ächte politische Indifferenz, die im verklärten Zustande, in der höchsten und reinsten Potenz für die Schweiz zur Legitimität wird, warf einen Theil ihrer Strahlen auf die letzten Tage des Vororts Zürich, der so hellsehend zu werden anfing, ein reuiger Sünder, der mit dem einen Auge vertrauensvoll in den Himmel blickt, mit dem andern Auge aber ängstlich der Hölle zublinzt. Der Graf Bombelles, der bei dem sterbenden eidgenössischen Vororte die Stelle eines Beichtigers versah, wußte demselben viel Tröstliches zu sagen. Es ist Pflicht, einen Sterbenden zu trösten. Der Graf erzählte seinem dem Heimgange nahen Beichtkinde von Moses vor, der seine hohe Mission, ob der eigenen auf dem Zuge durch die Wüste begangenen Sünden, nicht vollenden, der das Land der Verheißung nicht betreten konnte, dem aber doch der Herr das Land, in dem Milch und Honig floß, von fern zeigte, worauf Moses starb, und die Freude hatte, von Gott selbst begraben zu werden. Diese Freude ist seitdem keinem Reformator widerfahren! Moses bestieg kurz vor seinem To-

de einen hohen Berg, von dem herab ihm Gott Kanaan in weiter Ferne zeigte. Moſes hatte noch im Alter ſehr geſunde Augen. Der Vorort Zürich war immer ſchlecht zu Fuß. Er ging an Hirzels Krücke und litt dabei an Myopie. Er konnte darum keinen Berg beſteigen, nicht einmal den kleinen Uto, an deſſen Fuße der große Freiheitsbaum zum großen Zürcher Freiſchießen erwachſen war. Er ſollte die Zukunft der Schweiz weder in einer Vogel- noch in einer Cavallierperſpective ſehen. Bei dem allem wollte ihn die Vorſehung doch nicht ganz ungeſegnet heimziehen laſſen. Die Donaunixe, eine der klügſten und ebelſten Nixen, ſeit uralter Zeit befreundet mit der Züricher Seefei — die Töttweilerſchlacht und andere Schlachten hatten dieſe freundlichen Verhältniſſe zwar unterbrochen aber nie ganz abgebrochen — mußte Rath ſchaffen. Sie führte dem ſterbenden Vororte die neue Schweiz, die durch das Feuer der Juliträume getriebene und durch dieſe Purgatorienflammen geläuterte, zur politiſchen Seligkeit vorbereitete Schweiz in einer der reizendſten Opernperſpective vor. Die politiſche Indifferenz war nie leuchtender geſehen worden. Hirzel, der ſich auf Tabor verſetzt glaubte, ſank auf die Knie und verhüllte ſein Geſicht. Der ſterbende Vorort aber ſprach mit Simeon: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen. Es geſchah, wie er gebeten. Er ſtarb bald darauf, nachdem er zuvor noch ſeinen letzten Willen Hirzel in die Feder dictirt hatte, und ward begraben bei ſeinen Vätern, deren letzte Hälfte gleich ihm mit Sünden hinübergegangen war, in das Reich des langen Schlummers. Es ging bei

dem Begräbniß des Vororts Zürich ſehr ſtill zu. Keine Glocke rührte ſich. Das Geſolge der Leidtragenden war ſehr klein. Man ſahe nur gleichgültige Geſichter. Der Stand Bern, der nächſte am Sarge, der Erbe des hohen Todten, der ehrenhalber die meiſte Trauer zeigen mußte, ſchien ſehr ernſt geſtimmt zu ſeyn. Man ſagte, er habe nicht mit ſich einig werden können, ob er die ihm zufallende Erbſchaft unbedingt oder unter dem Vorbehalt der Rechtswohlthat des Inventars antreten ſolle.

Am Grabe des Vororts Zürich iſt es nicht geheuer. Es pocht und lärmt gewaltig in der Gruft, und doch hat der reuevoll Geſtorbene die Abſolution empfangen und iſt mit der letzten Wegzehrung, ob er gleich Proteſtant war, überreichlich verſehen worden. Die politiſchen Sünden haben etwas ganz Eigenthümliches. Sie ſind nicht wie gewöhnliche Sünden. Ich bin neugierig, wie lange der Vorort Zürich noch ſpuken wird! Bern kann zur Beruhigung ſeiner armen Seele das Meiſte beitragen.

Eilfter Brief.

Bern, am 3. April 1835.

Bern hat die Erbschaft des Vororts Zürich unbedingt angetreten. Diese unbedingte Erbschaftsantretung macht hier, wie in der ganzen Schweiz sehr viel Aufsehn. Es ist, als ob sich der neue Vorort dieser Handlung schämte. Er wird roth und geht dem Gespräche über die Züricher Erbschaft absichtlich aus dem Wege. Der Berner Hauskalender hat sich in aller Eile einige bedeutende Veränderungen gefallen lassen müssen. Das Jahr 1835, das nach der gregorianischen Zeitrechnung ein gemeines Jahr ist, wurde durch jene Erbschaftsantretung für Bern zu einem Schaltjahre. Der neue eidgenössische Vorort, der im vorigen Jahre von mehreren Gedächtnißfehlern beschlichen wurde, der für gewisse Dinge ohne alles Gedächtniß war, hat der Vergessenheiten so viele nachzutragen, daß er nicht weiß, wo er mit den Einschaltungen anfangen soll. Wenn sich doch der Wiener Littrow über den Berner Volksfreund erbarmen und dem Geängstigten schnell zu Hülfe kommen wollte. Der Arme, der sonst als Schnellläufer den Weg von Bern nach Burgdorf, der doch immer auf fünf Schweizerstunden berechnet wird, in einer Stunde und fünf und funfzig Minuten zurücklegte, trägt jetzt an jenen Einschaltungen so schwer, daß er von zehn zu zehn Mi-

nuten ausruhen und ſich der Hirzelſchen Krücke dabei bedienen muß.

Mit einem gewöhnlichen Schalttage war dem neuen eidgenoſſiſchen Vororte nicht geholfen. Das Berner Jahr iſt ſo in Unordnung gekommen, daß man nach Schaltmonaten greifen mußte. Dieß ſcheint jetzt ſelbſt der Schultheiß von Tavel zu fühlen, der anfangs nicht einmal von einem dies intercalaris hören wollte. Der beſonnene Karl Schnell erinnerte in dem Regierungsrath an das, was Julius Cäſar für den römiſchen Kalender that. Cäſar ſchaltete bekanntlich zwei Monate ein. Karl Schnell forderte auch eine zweimonatliche Intercalation. Sie wurde bewilligt. Ueber die Stellung ſo wie über die Namen der neuen Berner Schaltmonate erhob ſich eine lange Discuſſion. Bei der Gefährlichkeit des Julius, des leidenſchaftlichſten Monates des neuern chriſtlichen Kalenders, war man auf deſſen Bevormundung bedacht. Ihm ſollte der eine der beiden beſchloſſenen Schaltmonate vorgeſetzt werden. Wie dieſen Vorſatzmonat nennen? Man glaubte den eidgenoſſiſchen Staatsrath hören zu müſſen, der aber, als ein geborner Taubſtummer, weder hören noch ſprechen kann.

In der Berner Regierung befinden ſich einige ſehr fromme Leute, die als fromme Leute auch bibelfeſte Leute ſind. Die Berner Pietiſten haben ſich vorzugsweiſe in das neue Teſtament verliebt. Unter den deutſchen Pietiſten ſchwänzeln viele um das alte Teſtament herum und legen ihre Eier bald in das Buch der Könige, bald in die Faſti von den Makkabäern. Die Berner Pietiſten wußten, daß Johannes der Täufer in der Meſſiade eine ſehr bedeutende Rolle

ſpielt. Da ſie den Julius, allen von der Vulkanität dieſes Monats gemachten Erfahrungen zum Trotz, noch immer für den eigentlichen Chriſtmonat hielten, da ſie des Glaubens lebten, daß die bisher verfehlte Miſſion dieſes Monats einzig und allein darin ihren Grund habe, daß es dem Julius an einem apoſtoliſchen Hans gebrochen, ſo lag ihnen ſehr viel daran, daß der eine der beſchloſſenen Schaltmonate, der dem Julius vorgeſetzt werden ſollte, Johannes oder kürzer Hans geheißen würde.

Dem taubſtummen eidgenoſſiſchen Staatsrath, zu dem auch Hans Schnell aus Burgdorf gehört, ward der Wunſch der Berner Pietiſten, der mit dem Wunſch der vordrtlichen Regierung zuſammenfloß, durch ein frutiger Schiefertäfelchen zur Kunde gebracht. Der arme Taubſtumme wurde bis über die Ohren roth. Man ſah ihm die Unzufriedenheit mit dem gewünſchten Taufnamen deutlich an. Er ſtampfte mit den Füßen und forderte mit Ungeſtüm gleich dem Prieſter Zacharias im Evangelium ein Täfelchen. Man reichte ihm das Täfelchen und er ſchrieb darauf in Bunt- und Mönchsſchrift: Er ſoll Philippus heißen. Ganz Bern ſchloß vor Verwunderung den Mund, der taubſtumme eidgenoſſiſche Staatsrath aber öffnete den Mund, und redete und lobte Gott.

Sie ſehen daraus, daß der Vorort Bern zu großen Dingen berufen iſt. Der Außerordentlichkeit ſtehen immer Mirakel zu Gebote. Man ſtreitet ſich über die Beziehung des Namens Philippus. Einige meinen, daß der vordrtliche Staatsrath an Philipp Melanchthon den praeceptor Germaniae gedacht, und ſo eine Canoniſation des deutſchen Profeſſorenwitzes habe begehen wollen. Es fand dieſer Gedan-

ſe um ſo mehr Anklang, weil der Deutſche Witz erſt einige Monate vorher durch den Berner Volksfreund auf's heftigſte geſchmähet und im eigentlichen Sinne gemißhandelt worden war, ſo daß er ein Märtyrerthum beſtanden und die Reife zur Heilig- wenigſtens zur Seligſprechung bewährt hatte. Die Deutſchen Profeſſoren zu Bern, die als Wärter junger Bären vollkommen ein Bärenführeransehen haben, das auf der einen Seite von beſtialiſcher Martialität zeigt, von der andern Seite aber eine Savoyardiſche Dürftigkeit verräth, hinter der man wenigſtens keine epiſchen Savoyerzugsgedanken ſuchen ſollte, fingen ſchon an vornehm den Kopf zu erheben. Sie hatten ſich vergebens gefreut. Meiſter Philipp, der ſo ſinnvoll mit dem Augsburger Interim umgeſprungen war, der dieſem Juſtemilieu der Reformation, dem Moritz von Sachſen den Hals brach, eine Zeitlang den Kopf gekrabbelt hatte, gehörte nicht in den Berner Staats- und Hauskalender. Dieſe Ehre war einem andern Philipp aufbewahrt, einem königlichen Philippus, bei dem man an den ſchlauen Macedonier denken, mit dem man auch jenen ſchönen Philipp Frankreichs in Rapport ſetzen und ſo ein ächt königliches Bild gewinnen kann, deſſen der politiſche Zodiakus der Schweiz bisher entbehrte. Der franzöſiſche Bürgerkönig als Mentor des leidenſchaftlichen Julius, welch ein erhabener Gedanke!

Wie ſollte nun aber der zweite für den Helvetiſchen Staats- und Hauskalender nothwendige Schaltmonat, den man zwiſchen den Julius und Auguſt einſchieben zu müſſen glaubte, geheißen werden? Legen Sie ſich auf's Rathen! Sie nennen den Namen Nikolaus. Der Namen iſt groß

und heilig, allein, es iſt nicht der rechte. Ich merke ſchon, daß Sie heute nicht in's Schwarze ſchießen. So ſage ich Ihnen denn, daß der vorörtliche Staatsrath, in vollkommener Uebereinſtimmung mit dem Regierungsrath, auf den Namen Clemens verfiel. Mit dem heiligen Clemens machte man ſich in dem ketzeriſchen Bern nicht gemein. Dieſen Mann Gottes muß man hier ganz aus dem Geſicht verlieren. Wie mochte man wohl auf den Namen Clemens kommen. Die Clementia war zu den Zeiten Alexander Sever's ein kaiſerliches Prädicat. Am Ende läßt ſich an dem neuen Vororte ein Appetit nach cäſariſchen Prädicaten verſpüren. Unmöglich wäre es nicht. Vielleicht erfuhren die hochgeachteten Herren zu Bern, daß die Clementia bei den Römern als Göttin des Vergebens und Vergeſſens, des Glimpfes und der Gnade verehrt wurde. Da in dem Kalender alles nach Saliſchem Rechte geht, — die lex Salica ſchließt bekanntlich die Frauen von den Thronen aus — ſo war die Clementia nicht als Kalenderregentin zu verwenden und mußte darum einem Clemens weichen, der als Friedensfürſt die Verirrungen des wilden Julius mit dem weiten Mantel ſeiner Gnade bedecken kann. Vielleicht glaubte man dem öſterreichſchen Staatskanzler eine Artigkeit zu erweiſen, wenn man den zweiten Schaltmonat nach ſeinem Taufnamen nannte! Man hat dem Fürſten Metternich, wie ich höre, die Ehre der Pathenſchaft angetragen. Man erzählt ſich von einem höchſtrührenden Gevatterbriefe aus Karl Schnell's Feder. Der Oeſterreichſche Staatskanzler lehnte die ihm zugedachte Ehre zwar ab, ſandte jedoch eine Flaſche Donauwaſſer, mit dem der zweite Bernſche Schaltmonat chriſtlich getauft wurde.

Die Dinge werden ſich an der Mittelaar ruhig und friedlich erledigen. Der Vorort begann ſein Regiment unter dem Zeichen des Waſſermannes, eines ſehr günſtigen Zeichens, unter dem ſich, nach der Meinung der Mehrzahl der neuern Geologen, unſere jetzige Erde geſtaltete. Die Berner Regierungsräthe, die vormals entſchiedene Vulkaniſten waren, haben ſich jetzt reu- und einmüthig den Neptuniſten angeſchloſſen. Ihre Diplomatie bildet ſich auf dem naſſen Wege aus, auf dem ſündfluthlichen Wege, der ein Tauf- und Reinigungsweg iſt, auf dem man mit dem Exorcismus zuſammentrifft, der als ſchwimmende Batterie alle Barricaden der Juliusphantaſien zu raſiren droht. Die Münſinger Schwüre, die man für Unverbrennliche hielt, die ſich rühmten, daß ſie ſitzen könnten in dem feurigen Ofen, den die Miniſter geheizt mit den Flüchen des alten Teſtamentes, unverſehrt ſitzen, wie da geſeſſen die drei Männer Sadrach, Meſach und Abednego, ſchwimmen gleich todten Ratten auf der Mittelaar herum. Der Waſſermann, der Fürſt des Jenner's 1835 that an dem Vorort Bern, was die chriſtkatholiſchen Fürſten alljährlich am grünen Donnerſtage an zwölf ehrbaren armen Greiſen zu thun pflegen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſich die Fußwaſchung hier in eine Kopfwaſchung verwandelte, in eine Douche, die den Schwindel des Gedeuchten von Grund aus heilte, eine Radicalkur des Radicalismus, dergleichen in der Geſchichte der heiligen Taufe nirgends zu finden. Die Kopfwaſchung, oder was daſſelbe iſt, die politiſche Taufe des jungen eidgenoſſiſchen Vorortes war eine Nothtaufe, bei der man ſich der ſonſt bei Taufen gebräuchlichen kirchlichen Formalitäten über-

leben, die von dem ersten besten alten Weibe, namentlich von der Hebamme vollgültig vollzogen werden kann. Der neugeborne eidgenossische Vorort war ein in Sünden wider den heiligen Geist empfangenes, und darum sehr schwaches Kind, das von dem französischen Justemilieu, dieser sage femme, die Guizot in die Sokratischen Familienmysterien eingeweihet hatte, an's Licht der Welt gebracht und durch die Gnade des Wassermannes mit dem heiligen Sacramente der Nothtaufe versehen wurde.

Bei der Taufe spielt in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge die Taube eine bedeutende Rolle. Sie ist die Stellvertreterin des heiligen Geistes. Bei der Nothtaufe des jungen eidgenossischen Vorortes war keine Taube zu sehen, wohl aber bemerkte man einen gerupften Hahn, der die federlosen Flügel betrübt hängen ließ, der wohl noch hüpfen, aber nicht mehr fliegen konnte. Der entfederte Gallus krähete dreimal bei dem Vollzuge der Berner Kopfwaschung, allein sein Ruf war gebrochen, er hatte das Durchdringende, das Stentorartige verloren. Es war das Geschrei eines Kapaunes, der sich der Kastratenschaft schämt, und darum thut, als ob er noch Hahn wäre.

In dem nützlichen Hilfs- Noth- Haus- und Wirthschafts-kalender des Schweizerboten für das gemeine Jahr 1835, — sollte heißen für das große schweizerische Schaltjahr 1835 — ist bei dem Monat Jenner, der den Wassermann in seinem Schilde führt, zu lesen:

Bist du geboren im Wassermann,
Wirth oder Pfaffe werde dann.
Taufen soll die Natur verbessern,
Und viel Futter bringt ja das Wässern.

Der Verein Bern würde ſich als Gaſtwirth, meiner Ueberzeugung nach, ſehr gut machen. Dem Gaſthof Bern, zu den drei Königen geheißen, könnte es nicht an Einkehr fehlen. Das ehemalige Schultheißenhaus an der ſogenannten Plattform, das jetzt zur Hälfte von dem franzöſiſchen Geſandten, zur Hälfte von dem Berner Departement der auswärtigen Angelegenheiten bewohnt wird, ſcheint mir zu einem Hôtel aux trois Rois viel Talent zu beſitzen. Herr von Rumigny würde freilich einige Zimmer abtreten müſſen. Ein geſcheidter Aubergiſt kommt allen ſeinen Gäſten mit gleicher Artigkeit entgegen. Der Appetit eines jeden der Gäſte ſieht ſich an der Wirthstafel bedacht. Den Alt-Franzoſen lächeln Würſtchen à la Richelieu an. John Bull freut ſich ſeines Plumbpuddings. Dem Wiener fliegen ſeine gebackenen Händel entgegen. Der Ruſſe trifft hier ſeinen Kaviar, ſeine Oſtereier. Auch der Ruſſe hat ſein Oſtern, das aber mit dem deutſchen Oſtern nicht in einer und derſelben Woche gefeiert wird. Der Deutſche Michel begegnet hier ſeinen Klümpen, an denen er die runde Form der deutſchen Erde demonſtriren kann. Für die allerneueſten Franzoſen gibt es Paſteten. Auch für Mannigfaltigkeit der Weine muß geſorgt ſeyn. Den einen Gaſt verlangt nach Lafitte, den andern nach Johannisberger. Ein Dritter hat Appetit nach einem Glaſe alten Oeſterreicher. Ein Vierter fragt nach leichtem Moſelwein. Ein Fünfter beſtellt zum Nachtiſch Tokayer. Einem Sechſten iſt es um den flüchtigen Champagnerrauſch zu thun.

Empfehlen Sie vorläufig allen unſern Freunden das Berner Gaſthaus zu den drei Königen. Sie ſelbſt waren

gewohnt, in dem Hôtel aux Gentilshommes Quartier zu nehmen. Es ist ein gutes Wirthshaus, in dem man prompt und billig bedient wird; allein, ich würde Ihnen doch rathen, künftighin in dem Hôtel aux trois Rois abzutreten, sich wenigstens einmal, der Curiosität halber, dort einzulogiren. Dem ersten Könige, der das neue Berner Wirthshaus mit seiner Einsprache beehrte, könnte freilich dasselbe begegnen, was Georg II. in Amsterdam begegnete, wo damals die Könige zu den seltensten Gästen gehörten, dafür würde man aber den folgenden königlichen Reisenden die Zeche desto billiger machen. Dem sey nun wie ihm wolle, der Wassermann kann und wird den Vorort Bern nicht im Stiche lassen.

Zwölfter Brief.

Bern, am 6. April 1835.

Wenn ich als Knabe einen grünen Rock ſah, ſo ſchlug mir das Herz. Ich hing mich an jeden Weidmann an. Es ging mir nichts über den Förſter. Ich wollte ein Forſtmann werden. Der iſländſche Oberförſter rührte mich immer bis zu Thränen. Für dieſen Oberförſter hätte ich alle Kammer- und andere Präſidenten, alle Hof- und Juſtizräthe der ganzen deutſchen Erde gegeben. Man hätte dabei noch zehn Dutzend Hof- und geheime Secretaire in den Kauf bekommen können. Nemeſian und Faliscus waren auf der Schule zu — meine Lieblingsautoren. Von ihnen ließ ich mich in die Myſterien des edlen Weidwerks einführen. Der Rector wußte mich ungern in dieſer Geſellſchaft. Er ſchilderte mir die ſogenannten poetae minores als gemeine Leute, deren Umgang er mir zuletzt förmlich und feierlich unterſagte. Was kümmerte mich das Verbot des Rectors. Ich fühlte mich nun einmal zu jenen gemeinen Leuten hingezogen. Virgil war mir zu höfiſch. Ich verkehrte lieber mit Calpurnius. Seine Schaafe kamen mir viel natürlicher vor, als die Schaafe Virgil's, bei denen ich immer an die goldnen burgundiſchen Vließe denken mußte, die für die gewöhnlichen Wollhändler zu theuer ſind. Später wurde ich ein leidenſchaftlicher Jäger,

auch legte ich mich auf die Sprache des Waldes, die bekanntlich zu den altgermaniſchen Sprachen gehört, die zwar aufgehört hat Landesſprache zu ſeyn, deren Grundtöne aber doch in dem Gemüthe des Deutſchen noch immer mehr oder weniger vorzuklingen pflegen. Ein geiſtvoller deutſcher Schriftſteller, der nicht mehr iſt, hat darum Recht, wenn er ſagt: „Die germaniſche Zeit war aus den Wäldern gekommen: Eichenhaine waren ihre urſprünglichen Tempel, daher blieb ſie immer im Reiche des Lebens den Pflanzen näher als den Thieren. Was von der griechiſchen und römiſchen Heiden Gottesdienſt und Mythologie zur Wiſſenſchaft germaniſcher Völker kam, erhielt unter den Händen dieſer Völker gewiſſermaßen einen Blumen-, einen Waldgeruch. Immer iſt, als würde es betrachtet durch einen dichten Vorgrund von Laub und Grün. Daher begriffen ſie von allen Göttern der Heiden am beſten Dianen, die Göttin des Mondes, der Nacht und der Jagd. Bei Nacht, wenn die Thierwelt untergegangen und das Leben der Pflanzen üppiger und duftiger hervortritt, regte ſich das poetiſche Leben der germaniſchen Menſchheit vornehmlich. Daher der träumeriſche Charakter ihrer Fabeln, der beſonders hervorſchimmert aus den beiden vornehmlichſten Gattungen der modernen Poeſie, der Romanze und dem Mährchen.“

Die deutſchen Forſtmänner haben mehr oder weniger alle etwas Romanzen-, etwas Mährchenhaftes. Auch der iſländiſche Oberförſter iſt nicht frei davon. Iſland's Phantaſie, die, flach wie ein bürgerlicher Eierkuchen, weder Romanzen noch Mährchen unter ihrem Herzen trug, muß ſich, als ſie mit dem Oberförſter ſchwanger ging, an einem ſteinernen Ro-

landsbilde verſehen haben. Wundern Sie ſich daher nicht, wenn ich an dem berühmten Berner Forſtmeiſter, an Herrn Kaſthofer, den man in Deutſchland als Nachdruck des wilden Jägers fürchtet, den man für einen Prinzenräuber hält, Laub und Grün ſuchte, wenn ich ihn von oben bis unten mit Romanzen behangen glaubte, wenn ich der Meinung war, daß der Mann ſich täglich zweimal einen Mährchenrauſch trinken müſſe. Ich hatte mir ſelbſt einen Weidmann geſetzt, und ſo in's Blaue hineingeſchoſſen, daß ich über mich ſelbſt zu lachen anfing. An Kaſthofer iſt nichts Romantiſches, nichts was dem ächten Mährchen auch nur entfernt gliche. Der Mann hat weder Blumen- noch Waldgeruch. Er riecht wie eine halbverfaulte Sentimentalität. Es iſt dieſer Geruch der widerlichſte, den es geben kann. Ich rieche lieber eine deutſche Philoſophenleiche.

Denken Sie ſich einen empfindſamen Radicalen, der jedem ſeiner Flüche ein zärtliches Lebewohl nachruft, der, wenn die Verwünſchungen, die er als Kronenräuber ausſchickt, keine Kronen heimbringen, als verlorne Söhne beweint, und die convertirten Tollheiten ſeiner Brüder, die ſich einer verſtändigen Diät zu befleißigen anfangen und darum auf ein langes Leben rechnen können, als Todte betrachtet, die er mit Seelenmeſſen zu bedenken habe, und Sie gewinnen ein Kleinbild von dem berühmten Berner Forſtmeiſter, der als Theaterfigur höchſt ergötzlich ſeyn dürfte. Ich hatte früher nicht geglaubt, daß der Radicalismus auch ſeufzen und gleich einem enthörten Liebhaber dem Monde ſeinen Schmerz erſchließen könne. Es iſt dieſes eine Eigenthümlichkeit des ſchweizeriſchen Radicalis-

mus, die mit dem ſchweizeriſchen Heimweh verwachſen zu ſeyn ſcheint. O' Connell und Hunt wiſſen davon nichts.

Kaſthofer befand ſich nach der Enthörung mit ſeinem berüchtigten Antrage, der dem monarchiſchen Principe den Fehdehandſchuh hinwarf, in der Lage eines verſchmäheten Liebhabers. Die ſchweizeriſche Reform hatte ihm den Korb gegeben. Dieſe Schmach konnte er nicht überleben. Er beſchloß politiſch zu ſterben. Kaſthofer führte ſeinen Entſchluß aus und nahm als Mitglied des vorörtlichen Staatsraths den Abſchied. So wäre denn der berühmte Mann, der geprieſene Hochdemagoge politiſch todt, ſo wäre er begraben. In dem großen Rathe der Republik wird Kaſthofer's Geiſt noch irre gehn, dort wird er von Zeit zu Zeit geſehen werden, bis ſich der wilde Jäger über ihn erbarmt und ihn aufnimmt in ſeinen nächtlichen Zug. Dann wird man ihn ſehen als Piqueur ohne Kopf, auf einem magern apokalyptiſchen Roſſe, die helvetiſche Conſtituant vor ſich auf dem Sattelknopfe haltend, eine uneheliche Tochter der Bürgerſchen Eleonore, die, von Glaurens Mimili erzogen, auf dem Wege nach Münſingen durch den Kammerdiener des Herrn von Rumigny zu Falle kam.

Kaſthofer, der im Leben nichts Grünes, nichts Romantiſches an ſich hatte, wird nach ſeinem Tode der Romanze verfallen und wenn ihm der wilde Jäger von Zeit zu Zeit Urlaub ertheilt, als grüner Geiſt im Berner Oberlande am Fuße der Jungfrau ſitzen und den Wegweiſer machen, oder, ſinnend ob der Dinge, die da kommen ſollen, Alpenreiſen über den Suſten, Gotthard, Bernhardin, Oberalp, Furka und Grimſel antreten, um den Kreis ſeiner Bemerkungen

zu ſchließen, die vor Jahren zu Aarau bei Sauerländer erſchienen ſind. Dieſe Wanderaleſſen werden ſich ganz anders machen, als das Tagebuch jenes unſichtbaren Reiſenden, das den Zürcher Heinrich Heideger zum Herausgeber hat, ſie werden für Deutſchland zu einem Yorickſchen Sentimental Journey werden und der deutſchen Literatur einen ghost of feelings zuführen, dem der engländiſche man of feelings beſcheiden ſeinen Platz abtreten wird.

Kaſthofer, dem alles Ariſtokratiſche ein Greuel iſt, der auch die ariſtokratiſchen Schriftſteller nicht leiden kann, und der darum den ſonſt ſo demagogiſchen St. Simon, der einen franzöſiſchen Herzog zum Ahnherrn hat, aus ſeiner kleinen Bibliothek verbannt hat, — St. Simon iſt unverſchämt genug zu behaupten, daß alle bedeutenden Schriftſteller Edelleute geweſen — ärgerte ſich, daß die Briefe eines Verſtorbenen von Adel ſo viel Glück machten. Er kam auf den Einfall, ähnliche Briefe zu ſchreiben, und ſagte ſich im Voraus, daß ſeine Briefe, als Briefe eines wirklich Verſtorbenen, noch ungleich mehr Glück machen müßten. So entſtand ſein Briefwechſel mit Hans Schnell, der ſich zwar bis jetzt nur auf zwei Briefe beſchränkt, der aber in Kurzem die Bändezahl der Briefe des fürſtlichen Verſtorbenen erreichen dürfte. Kaſthofer, der Unſichtbare, hat Schnell dem Sichtbaren noch vieles mitzutheilen. Der Ton dieſer Briefe iſt mit der zarteſten politiſchen Sentimentalität geſchwängert. Auch Hans Schnell, der liebenswürdige Sans façon, der früher nichts von Sentimentalität wußte, iſt in ſeinem Brief an Kaſthofer ſentimental. In dem Auge des empfindſamen Hans ward eine Thräne ſichtbar. Sie rollte auf das Grab des ver-

lornen Freundes, eine halbblasive Cleopatraperle, die Frucht des diplomatiſchen Notenbohrers, die Herr von Rumigny für die Krone des franzöſiſchen Juſtemilieu zu einem äußerſt billigen Preiſe an ſich gebracht haben ſoll.

Die Kaſthoferſche Sentimentalität iſt verklärter als die Schnellſche. ſie hat etwas von dem Schmelze eines gefallenen Engels aus Thomas Moor's Schule. Ihre Thränen ſind durchſichtig, wie die Seifenblaſen eines Kindes, die ſich nach dem Zerplatzen als Thautropfen in den Kelch eines Gänſeblümchens werfen und hier des Wunders der politiſchen Transſubſtantiation harren. Nach Kaſthofer's Thränen iſt ſonderbar genug keine Nachfrage. Den iriſchen Repealers ſind ſie nicht ſalzig genug. Sie finden übrigens auch etwas Krokodilartiges darin. Die franzöſiſchen Republicaner kamen bei der mit dieſen Thränen vorgenommenen Analyſe auf ein ihrem Intereſſe wenig günſtiges Reſultat. Sie ſollen zu viel Stickluft enthalten. Siebenpfeiffer that ſein Möglichſtes, um die Lacrimae Kasthoferi, die er für Lacrimae Christi erklärte, in Deutſchland anzubringen und gab zu dem Ende Gebrauchszettel aus, die für die deutſchen Radicalen, denen er eine Menge Unterlaſſungsſünden beimißt, zugleich als Ablaßzettel dienen ſollten. Er gleicht dem Marktſchreier von Gerard Dow, der auf einer Bühne ſtehend die Zuſchauer zum Einkauf ſeiner Arzneimittel aufzumuntern ſucht. Der arme Siebenpfeiffer hat ſich ſchon heiſer geſchrieen. Seine Stimme klingt weinerlich. Zum Charlatan höhern Schlages iſt der deutſche Großdemagoge zu unbeholfen. Ihm geht der leichte Takt des vornehmen Marktſchreiers ab. Er hat Menken's berühmtes Buch de charlatanaria auditorum nicht ſtudirt.

Er iſt noch zu ſehr Parvenu. Der Mangel an feiner Erziehung klakt ihm nach. Mirabeau war ein ganz anderer Mann. Mirabeau beſaß neben Talenten, die dem deutſchen Großdemagogen fehlen, auch Eleganz der Sitten, Grazie der Bewegung, Anmuth der Sprache, mit einem Worte, Mirabeau war ein fein erzogener Mann. Aus einem Ariſtokraten kann alles werden. Siebenpfeiffer iſt kein Gerard - dowſcher Marktſchreier, es iſt ein Adrian - brouwerſcher Dorfbarbier, der an dem lahmen Fuße des deutſchen Radicalismus eine Operation verſucht. Bei einem Dorfbarbier darf man weder nach ſeiner Erziehung noch nach ausgeſuchtem Welttakt fragen.

Kaſthofer hat ſeinen Freund Hans aufgegeben. So trennten ſich einſt Fox und Burke. Vielleicht wollten die beiden Berner Herren jene berühmten Britten copiren. Copieen bleiben immer hinter den Originalen zurück. Sie haben eine gewiſſe Geleckheit, die dem Gemäldekenner ſogleich ſagt, woran er iſt. Hier iſt auch eine gewiſſe Geleckheit ſichtbar und zwar die Geleckheit des Bären, die freilich allen maleriſchen Reiz entbehrt.

Kaſthofer, der Radicale per Excellence, kann und wird es den Gebrüdern Schnell nie vergeben, daß ſie, von der wilden Reform abgefallen, in dem Juſtemilieu ein Aſyl ſuchten. Er will ſich darum von dem vordrtlichen Staatsrathe, den er für einen Automaten des Regierungsrathes erklärt, trennen. Auch dem Großen Rathe dürfte er über lang oder kurz ſeine Dienſte entziehen. Will der Große Rath dieſen wichtigen Mann nicht verlieren, ſo muß er bald möglichſt ein repealerſches Lebenszeichen von ſich geben. Ich habe keinen Glauben daran. Die Schnellſche Partei iſt noch immer zu

mächtig. Man folgt ihr ſelbſt wider beſſere Ueberzeugung. Die Mehrzahl der Großräthe iſt ohne politiſchen Beiſtand. Sie hat nicht einmal politiſchen Inſtinkt. Sie hängt aus Gewohnheit an Karl und Hans Schnell, die als Rumormeiſter in den Augen des Landvolkes republicaniſche Verdienſte haben, die als eine republicaniſche Tradition fortleben und denen man aus republicaniſcher Dankbarkeit einige ſchwache Streiche vergeben zu müſſen glaubt. Die republicaniſche Dankbarkeit iſt freilich nicht ſehr vorhaltig. Dieß dürfen die Schnell nicht vergeſſen. Sie ſcheinen ſich auch an dieſen Gedanken gewöhnt zu haben und ſind darum unaufhörlich mit der Bearbeitung des Landvolkes beſchäftigt. Großdemagogen können die Hände nicht in den Schooß legen, auch müſſen ſie gleich den Haſen mit offenen Augen ſchlafen. Dieß thun die Schnells, die, bei aller Vielwiſſenheit, viel Haſenherzigkeit beſitzen, und darum überall Verrath wittern.

Dreizehnter Brief.

Bern, am 15. April 1835.

Siebenpfeiffer hat aufgehört, eine politische Rolle zu spielen. Seine politischen Phantasien sind hier ohne alle kanonische Autorität, und laufen als namlose Apocryphen am Ufer der Mittelaar ängstlich hin und her. Sie haben nicht den Muth, sich in's Wasser zu stürzen, um so ihrem verfehlten Daseyn mit einem einzigen Sprunge ein Ende zu machen. Die Phantasien der deutschen Radicalen sind ein todtes Geflügel, das aber nichts, gar nichts, von den Reizen besitzt, mit denen Schnitzler, Balen, Hamilton, Fyt, Adrian von Utrecht, Snyders, van Boel ihre Speisekammerbilder ausstatten. Den Phantasien der deutschen Radicalen geht der Schmelz des Geflügels ab. Ihre Federn haben etwas Dreckrappenartiges. Der Gassenkoth klebt ihnen an. Die meisten derselben rangiren mit den Wasservögeln. Einige dieser Phantasien, die mit den Apotheosen der altrömischen Kaiserinnen wetteiferten, paradiren als Pfauen. Zu diesen gehören die Siebenpfeifferschen Phantasien.

Der Pfau ist bekanntlich der eitelste Vogel im Vogelreiche. Er hat eine häßliche Stimme, und wird, da er sich gern der Welt zeigt, und zu dem Ende gern auf den Dächern herumkletert, den Dächern gefährlich. Sie leiden durch ihn, besonders die Stroh- und Rohrdächer. Wer möchte es der

baierſchen Regierung verdenken, wenn ſie den eitlen Klettereien des Herrn Siebenpfeiffer endlich Einhalt that.

Sie kennen Bulwer's England und die Engländer. Nehmen ſie aus dieſem geiſtvollen Buche, das übrigens auch ſeine ſchwachen Seiten hat, William Muscle heraus; geben ſie ihm Samuel Square bei, und ſtellen ſie hinter beide den Dr. Siebenpfeiffer, beſchäftigt die Arrierpenſens dieſer Bulwerſchen Radicalen zu ſammeln, ſo gewinnen ſie das treueſte Bild des Verfaſſers des Weſtboten. Muscle, der in den Miniſtern nur Verſchworne gegen das Volk ſieht, der die Juden haßt, weil ſie ſich zu Anleihen verſtehen, der auch der Kunſt flucht, weil der Schweiß des Volkes an ihr kleben ſoll, der nur eine Wiſſenſchaft kennt, die Wiſſenſchaft der Steuern ledig zu werden, der einen Präſidenten mit fünftauſend Pfund verlangt, iſt der Gamaliel, zu deſſen Füßen Siebenpfeiffer ſitzt, der übrigens alles, was er an politiſcher Logik beſitzt, aus Samuel Square's linker Rocktaſche holt. Die Syllogismen des Weſtboten ſind ein ſquareſches Kebricht, das kein brittiſcher Nonkonformiſt mit dem Fuße berühren würde.

Siebenpfeiffer wollte ein neues Deutſchland improviſiren. Er vergaß, daß zum Improviſiren ein ganz eigenes Talent erfordert wird und daß man vor allem der Sprache, in der man aus dem Stegreif dichten will, vorzugsweiſe mächtig ſeyn muß. Genies findet man zwar nie unter den Improviſatoren, — das Genie hat ſeinen Myſteriendienſt, an dem es niemand Theil nehmen läßt, — aber Talente entdeckt man unter ihnen. Was von den Improviſationen im Allgemeinen Rechtens iſt, das gilt auch von den politiſchen

Improviſationen. Das neunzehnte Jahrhundert hatte nur einen politiſchen Improviſator und auch dieſer eine konnte zuletzt den aufgegebenen Reimen der Zeit nicht genügen. Napoleon's Leben läßt ſich in ſeinem letzten Viertel einer verunglückten Improviſation vergleichen. Napoleon war übrigens ein politiſches Genie. Großen Leuten vergibt man viel. Die Sünden des Genies bringen ihren Jubelablaß gleich mit auf die Welt, ein Wiegengeſchenk der Vorſehung, das darum auch keiner kanoniſchen Taxe unterliegt. Kleinen Leuten vergibt man auch; allein nur darum, weil ſie klein ſind. Dieſe Vergebung iſt ein Dictat des chriſtlichen Mitleides. Dieſem Mitleiden iſt auch der politiſche Improviſator Siebenpfeiffer verfallen.

Die Entſchlüſſe mancher Menſchen haben die Natur der Wahrzeichen, jener Gemälde, die ohne innern Kunſtwerth, als ſchlechte Ausſchnitte der Chronik, in eines hochweiſen Raths Seſſionszimmer hängen, um Kunde zu geben von den gefährlichen Anſchlägen, die einſt ein armer betrunkener Bürger auf der guten Stadt Herrlichkeit gefaßt. Wenn man der Siebenpfeifferſchen politiſchen Improviſation, die übrigens gleich bei der erſten einleitenden Strophe ein Gähnen erregte und ſo umgegähnt wurde, die Ehre der Wahrzeichenſchaft zugeſtehen ſollte, was noch ſehr problematiſch bleibt, ſo müßte man ſie zwiſchen die politiſchen Fatalitäten und politiſchen Myſtificationen in die Mitte hängen. So könnte ſie als Fabelfroſch, — ich meine jenen Froſch, der durch das Aufblaſen die Peripherie des Ochſen erreichen wollte — eine politiſche Moral predigen. Denken Sie ſich Herrn Siebenpfeiffer, Lafayette gegenüber; und zwar dieſen als pariſer

beruf grat, jenen aber als deutſchen Rheinlandsfroſch ängſtlich ſich abmühend, um durch Aufblähen dem großen reichbebänderten Ochſen ähnlich zu werden. Siebenpfeiffers propagandiſche Gedanken waren nichts als Vapeurs, ein verfehlter Nachdruck mutuelliſtiſcher Blähungen, die der Weſtbote für ſinaiſche Gottesſtimmen verkaufen wollte. Man hat vielleicht zu viel Aufhebens über jene Vapeurs gemacht, hinter denen man feurige Naphtaquellen fürchtete, hinter denen aber nur eine armſelige Pfütze lag, zu deren Ausfüllung ein einziger Handkorb der gemeinſten hiſtoriſchen Erde ausgereicht hätte.

Siebenpfeiffer floh nach Bern, wo ihm der baieriſche Steckbrief damals als Einlaßkarte trefflich zu Statten kam. Die regenerirte Republik hatte ſich einmal in die Gezeichneten verliebt. Sie iſt jetzt von dieſer unglücklichen Leidenſchaft geheilt. Siebenpfeiffer lebte von radicalen Sympathien. Die Burgdorfer Partei pflegte ſeiner. Sie wollte ihn zum Lehncommiſſair machen. Aus einem deutſchen Radicalen kann alles werden. Die Idee der Burgdorfer fand im Regierungsrathe nicht allgemeinen Anklang und Siebenpfeiffer ſchob den Antrag ſeiner Freunde beſcheiden auf die Seite. Er begnügte ſich mit einer extraordinairen Profeſſur an der neuen Berner Hochſchule. Ueber Siebenpfeiffer, den Profeſſor der politiſchen Oekonomie ein andermal. Jetzt nur noch einige Worte über Siebenpfeiffers neue politiſche Leiden. Der Mann iſt zum politiſchen Märtyrer berufen.

Hans Schnell hatte ſich ſeltſam genug in den Kopf geſetzt, daß die Politik der deutſchen Flüchtlinge nicht für die Schweiz paſſe, daß ſie ein Gift für die helvetiſche Diploma-

tie ſey, und daß man darum die politiſchen Reiſe- und Handapotheken der proſcribirten Deutſchen ſchließen müſſe. Hans Schnell ſchrie als Helvetus im Volksfreund ſo laut, daß Siebenpfeiffer, deſſen Ohren doch nichts weniger als zart ſind, von dem heftigſten Ohrenzwange befallen wurde. Der deutſche Großdemagoge wollte anfangs den Volksfreund mit gleicher Münze bezahlen, er wollte wieder gegen ihn anſchreien, allein er verſtummte plötzlich. Es lag etwas Prophetiſches in dieſem plötzlichen Verſtummen, das an Zacharias erinnerte, dem bekanntlich ein Engel den Mund ſchloß. Andreas del Sarto hat dieſe Scene grau in Grau ausgeführt. Ich ſah dieſes Bild vor vier Jahren in München. Es intereſſirte mich. Del Sarto iſt einer meiner Lieblingsmaler. Das plötzliche Verſtummen Siebenpfeiffers wäre eine belohnende Aufgabe für einen baieriſchen Maler. Das Bild würde ſich in dem Saale des Correctionsgerichts zu Frankenthal recht gut ausnehmen. Der neuteſtamentariſche Engel des heiligen Zacharias müßte hier in einen neuteſtamentariſchen Teufel verwandelt werden, in einen Juliusengel, die als gefallne Engel den Mummenſchwanz der miltonſchen Teufel bilden, die, wie Sie wiſſen, als Cromwellſche böſe Geiſter, die helle etage der Hölle bewohnen. An den Juliusteufeln iſt im Ganzen wenig Miltonſches zu erfinden, es ſind der Mehrzahl nach dumme, ſehr dumme Teufel, die dem Cretinismus einer gewöhnlichen Hebamme weichen. Einer jener Juliusteufel, der einen dummen Engel um die Flügel betrogen und dieſe roth, ſchwarz und goldgelb gemalt hatte, erſchien plötzlich vor unſerm Siebenpfeiffer und redete ihn alſo an: Schmähe nicht den, der dich und

dein Volk geſchmähet, denn es ſtehet geſchrieben in dem Buche der Bücher: Du ſollſt nicht Böſes mit Böſem vergelten. Sei dafür froh und guter Dinge, denn dein Gebet iſt erhöret und dir wird, obwohl der Schooß deiner Seele lange verſchloſſen und ſie unfruchtbar war, wie Sara, bis der Herr ihrem Rufen geneigt geworden, ein Sohn geboren werden, den ſollſt du zur Schmach deines Widerſachers Hans heißen. Deß wirſt du Freude und Wonne haben und viele werden ſich ſeiner Geburt freuen, denn er wird groß ſeyn vor dem Herrn. Wein und ſtarke Getränke wird er nicht trinken. Er wird es in dieſer Hinſicht dir nachthun, der du ein Oertelſcher Waſſertrinker des Geiſtes nie voll geworden. Er wird die Kinder von Deutſchland zu Gott, ihrem Herrn bekehren und die falſchen Götzen ſtürzen von ihren Stühlen. Er wird vor dem Zeitgeiſt, der da iſt der neue Meſſias, hergehen mit der Kraft Eliä und zurichten ein neues Volk.

Siebenpfeiffer ſprach zu dem verkleideten Julusteufel: Wobei ſoll ich das erkennen? denn ich bin ſtumpf, und meine Seele iſt es auch. So hatte Zacharias auch geſprochen zu Gabriel, dem Großengel, der ihm verkündigt die Geburt eines Sohnes. Der Juliusteufel aber antwortete: Ich bin Julius, der vor deinem und der Deinen Gotte ſteht, und bin geſandt mit dir zu reden, daß ich dir ſolches kund machte. Und ſiehe, du wirſt verſtummen und nicht reden können, bis auf den Tag, da dieß geſchehen.

Der Juliusteufel flog darauf davon. Siebenpfeiffer aber ſank auf ſeine Knie und betete ſtill. Laut konnte er nicht mehr beten, denn er war ſtumm. Noch zur Stunde iſt ſein Mund verſchloſſen und wird verſchloſſen blei-

ben. denn die Weiſſagungen der Teufel gehn nicht in Erfüllung.

Was beginnt der ſtumme Siebenpfeiffer, höre ich Sie fragen? Er ergänzt das abgebrochene zwei und dreißigſte Capitel in dem Worte eines Gläubigen, und hat zu dem Ende alle Ungeheuer der Apokalypſe um ſich verſammelt. Die Männer der helvetiſchen Bewegung dürfen ſich Großes von dieſer Ergänzung verſprechen. Es wird ein Geſicht von der neuen Schweiz über Siebenpfeiffer kommen, ähnlich dem Geſichte von dem neuen Jeruſalem. Loſe Mäuler, an denen es auch an der Aar nicht fehlt, meinen, das ſchweizeriſche neue Jeruſalem werde eine auf den Kopf geſtellte, beide Beine gen Himmel ausſtreckende nordamerikaniſche Union. Die helvetiſche Conſtituante dürfte hier das einwendig und auswendig geſchriebene, mit ſieben Siegeln verſiegelte Buch aus der Offenbarung Johannis vertreten, das der Evangeliſt verſchlingen mußte. Auch Siebenpfeiffer wird die Conſtituante verſchlingen, und wenn er ſie verſchlungen, wird es ihn im Bauche grimmen, aber in ſeinem Munde wird es ſüß ſeyn wie Honig. Wenn das Bauchgrimmen vorüber, wird ſich über den Ergänzer la Mennais's die Weiſſagung ergießen. Der ſtumme Prophet wird dann durch Zeichen kund geben, was der Geiſt ihm geboten. Wer ſoll aber die prophetiſchen Zeichen deuten! Die Lesarten werden ſehr verſchieden ausfallen. Was der vorörtliche Staatsrath darin findet, das wird der vorörtliche Regierungsrath nicht darin finden und was die Unitarier darin leſen, das werden die Föderaliſten nicht darin leſen wollen. Auf die Gloſſen des Familien „Oertli" und Cantonligeiſtes bin ich beſonders geſpannt. Dieſe drei

kleinen Geiſter, die ſich auch für Propheten und zwar für groſſe, nicht aber für kleine Propheten halten, werden den armen ſtummen Siebenpfeiffer der falſchen Weiſſagung bezüchtigen.

Denken Sie ſich den Schmerz des ſtummen deutſchen Großdemagogen, für einen falſchen Propheten gehalten zu werden. Zieh man ihn doch ſchon im Sommer des vorigen Jahres der geheimen Agentſchaft für die Ariſtokratie. Wie leicht könnte ſich auf der Tagſatzung zu Bern eine Partie gegen ihn bilden, die ſein politiſches Glaubensbekenntniß verdächtigte. Wie wäre es, wenn man ihn des politiſchen Arianismus beſchuldigte. Wenn er das Schickſal des unglücklichen Valentin Gentilis theilen müßte, der bekanntlich am 10 September 1566 arianiſcher Grundſätze wegen zu Bern enthauptet wurde. Den Bernern iſt nicht zu trauen. Sie könnten auf die wunderliche Idee kommen, den diplomatiſchen Galvanismus an einem deutſchen Radicalen erproben zu wollen. Hans Schnell hat vielleicht von Aldini's Verſuchen gehört. Sollte der große Burgdorfer ſeinen Haß gegen die Deutſchen ſo weit treiben, daß er an dem abgeſchlagenen Siebenpfeifferſchen Kopfe thäte, was der Scharfrichter an dem Haupte Charlotte Corday's gethan, dem er nach der Enthaupfung, als er es dem Volke zeigte, eine Ohrfeige gab. Ein bitteres Gefühl der Entrüſtung malte ſich auf dem bleichen Geſichte des enthaupteten Heldenmädchens. Wie furchtbar würde nicht erſt das Siebenpfeifferſche Geſicht nach dem Hans-Schnellſchen Backenſchlage grimaſſiren!

Galianus berichtet, daß der Kaiſer Commodus einem Strauße ſehr ſchnell den Kopf abgeſchlagen und dieſer

nach wie vor bis an's Ende der Bahn gelaufen ſey. Wie, wenn der kopfloſe Siebenpfeiffer, den ich früher mit einem Pfaue verglichen, der es aber nicht übel empfinden wird, wenn ich den Strauß in ſein Wappen ſetze, — beide Vögel ſind ja Seelenverwandte — ſeine Bahn auch bis an's Ende verfolgte, beſſer noch, wenn er den verlornen Kopf von der Erde aufnähme, denſelben, das Geſicht nach außen gekehrt, gegen die Bruſt drückte und ſo der Welt zum Trotz ſein Stadium durcheilte. Die ſchweizeriſchen Stunden ſind ſtärker als die deutſchen, ſie verhalten ſich zu letztern, wie ſich das olympiſche Stadion zu dem pythiſchen verhielt. Der kopfloſe deutſche Renkonformitiſt würde ſonach hier hundert Schritte mehr machen müſſen, als in Rheinbaiern. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo bliebe die Sache ein Mirakel, das die deutſchen Radicalen dreiſt für ſich in Anſpruch nehmen könnten. Sie würden ſich dieſes Wunder auch nicht entgehen laſſen, und für den grundehrlichen Weſtboten die Ehren des heiligen Dionyſius begehren, des Schutzpatrons der ältern Linie der Bourbons, die ſich beſcheiden genug mit einem kopfloſen Schirmheiligen begnügten, oder, richtiger geſprochen, mit einem Heiligen, der den Kopf in der Hand trug. Als gelehrter Catholik ſind Sie gewiß mit der Geſchichte des heiligen Dionyſius vollkommen bekannt.

Vielleicht erwählten die franzöſiſchen Radicalen, die, wie ich höre, noch zur Zeit keinen Schutzheiligen haben, St. Siebenpfeiffer auch zu ihrem Patrone. Vielleicht verſtändigte ſich dieſer mit dem heiligen Dionyſius, vielleicht tauſchten ſie ihre Köpfe gegeneinander aus, vielleicht käme ſo das eine ächte und untheilbare Juſtemilieu zu Stande, die Verſöhnung

der Legitimität mit der Revolution, die Ludwig Philipp, der doch den Kopf auf der rechten Stelle hat, bislang nicht zu Stande bringen konnte. Dadurch wäre auch Spanien aus aller Verlegenheit gerettet.

St. Jago, der erste Schutzheilige der pyrenäischen Halbinsel, würde, was auch Mina dagegen sagen möchte, seinen Stuhl mit dem kopflosen Westboten theilen. Kann Rothschild als Jude in den Kreis der erzkatholischen Isabellenritter eintreten, so kann auch Siebenpfeiffer, der Protestant, der Ketzer, den Stuhl eines erzkatholischen Heiligen besteigen. Auch Griechenland wäre durch jenes ächte und untheilbare Justemilieu geholfen. Alle Parteinamen würden verschwinden und von den Rappisten, Maurokordatisten, Koletististen, und was es sonst noch an Faction- und Fractiontiteln geben möchte, würde bald nichts mehr zu hören seyn. Hätte ich doch beinahe die Schweiz vergessen. Die arme Schweiz, die bis jetzt die abgelegten Kleider der französischen Julirevolution tragen, welche diese ausgeschossenen Lumpen theuer, sehr theuer bezahlen mußte, könnte dann wieder zu ihrer alten ächt malerischen Landestracht zurückkehren. Der Vorort Bern würde vor Dankbarkeit zerfließen. Karl Schnell, ein in schweizerisches Deutsch übersetzter Joseph Surface, würde die Maske abwerfen und sein wahres Gesicht zeigen. Der Berner Regierungsrath, den man jetzt bei der Gebrochenheit seiner Meinung als sheridanische School of scandal in die Scene setzen könnte, würde zur Brüdergemeinde werden. Möchten Sie die Siebenpfeifferschen freiheitlichen Gedanken jetzt noch für ein Absud Cobbet-Huntscher Arrierpensées halten?

Vergeben Sie mir den langen, den tollen Beiſ. Es liegt in dem deutſchen Hochradicalismus ein Fond zu Hogarthſchen Zerrbildern, daß man der Anwandlung, ein Hogarth zu werden, nicht widerſtehen kann. Siebenpfeiffer ging auch einmal unter die Dichter. Als Dichter hatte ich ihn früher nicht gekannt. Der Kellner im Gaſthof zum Stadthofe zu Baden-Baden war mir zu dieſer Bekanntſchaft behülflich. Ich leide, wie Sie wiſſen, an Schlafloſigkeit und pflege, um mich einzuſchläfern, vor dem Zubettgehn in einem langweiligen Buche zu blättern. Mein Verleger iſt in dieſer Hinſicht ſehr gütig gegen mich und läßt mir keine unſerer deutſchen politiſchen Broſchüren und Zeitſchriften entgehen. So wurde ich auch mit dem Siebenpfeifferſchen Weſtboten bekannt, dem ich manche gut durchſchlafene Nacht verdanke. Ich führe auf Reiſen immer einige deutſche Langweiligkeiten mit mir. Die Auswahl derſelben bleibt gewöhnlich meinem Bedienten überlaſſen, der in dieſer Hinſicht einen ſehr glücklichen Inſtinkt beſitzt. Er beriecht die Broſchüren und Zeitſchriften. Diejenigen, an denen er einen Fett-, Wurſt- oder Brantweingeruch wahrnimmt, ein Wachſtubenaroma, ſo etwas, wodurch man an das Invalidenhaus erinnert wird, haben die Ehre mich zu begleiten. Im letzten Sommer war mein vieljähriger Diener erkrankt. Er konnte mir nicht nach Baden-Baden folgen. Ich mußte das Einpacken meiner Sachen ſelbſt beſorgen, und hatte in der Eil, mit der ich meine Effekten in den Koffer warf, die deutſchen Langweiligkeiten vergeſſen. So mußte ich denn die Humanität des Kellners im Stadthofe in Anſpruch nehmen. Der ehrliche Junge, er war ein Schwabe, der in Stuttgart unter dem Hofrath Reinbeck

und Guſtav Schwab ſtudirt, ſich aber ſpäter, weil er Beruf zum Kellner in ſich verſpürte, der Kellnerei zugewendet hatte. Er iſt auch ein ausgezeichneter Kellner. Wenn doch die Menſchen ihrer Vocation nachgehen wollten! Es würde dann wahrlich beſſer um die Welt ſtehen. Georg, ſo iſt der brave Junge mit ſeinem Taufnamen geheißen, wollte ſich in den Tagen des ſogenannten vergeblichen Würtembergſchen Landtages bei den Politikern einkleiden laſſen. Er gab dieſe ſonderbare Idee auf, um in einen noch ſonderbareren Gedanken zu verfallen. Er wollte jetzt Dichter werden. Guſtav Schwab hatte es ihm angethan. Georg verſuchte ſich wirklich in der deutſchen Ballade. Schwab war von dieſen erſten Verſuchen ſo erbaut, daß er zwei von Georgs Gedichten, denen er vorher den Segen ertheilt hatte, in das Stuttgarter Morgenblatt einrücken ließ. Die Reime des Schwabſchen Schützlings hatten etwas Tonnenförmiges, es waren verkleinerte Nachahmungen des Heidelberger Faſſes. So ſehr auch die Tonnengeſtalt bei dem deutſchen Volke in Anſehn ſteht, ſo wenig Credit hat ſie bei den deutſchen Kritikern, die der Taufe oder Waſchbeckenform den Vorzug einräumen. Die deutſchen Kritiker ſind als Wiedertäufer ſehr reinliche Leute. Einer dieſer Herren, der voll übler Laune in dem Morgenblatte blätterte, rieth unſerm Georg, den deutſchen Pindus mit dem Johannisberge zu vertauſchen und, ſtatt zu dichten, zu kellnern. Georg ſah ein, daß der Kritiker Recht hatte. Er befolgte wörtlich deſſen Rath. Sechsmonatliche Kellerſtudien auf dem Johannisberge hatten ihn mit den Myſterien der deutſchen Küperei vertraut gemacht. Die Luft des Johannisberges wirkte ſehr wohl-

nöthig auf ihn. Das, was von dem vergeblichen Württembergſchen Landtage an Schärfe bei ihm zurückgeblieben war, warf ſich auf die äußere Haut, und fiel ſo von ihm ab. Der Schwabſche Balladengeiſt, der zuweilen, ohne daß er es ahnet, von ſeinen guten Freunden, unter denen es auch loſe Scheime gibt, als Ahasverus herausgeputzt wird, hat vor Jahren auf dem Johannisberge, der ganz aus hiſtoriſcher Erde beſteht, eine Purification erlebt, die bei der Zwitterhaftigkeit jenes einzigen Geiſtes in eine Menſtruation überging, deren wohlthätige Folgen von den Jüngern der Schwabſchen Schule alljährlich mit einem Feſte begangen werden, das zugleich mit dem allerchriſtlichſten Feſte der Reinigung Maria's andachtvoll gefeiert wird. Die Stuttgarter Lyriker feiern übrigens alle Feſte. Sie wollen es mit keinem Heiligen verderben. Sie beſitzen eine preiswürdige Kalenderartigkeit. Unſer Georg war übrigens einer der allerlegitimſten Kellner. Es kommt ſehr viel darauf an, wo man ſeine Studien macht. Die klimatiſchen Einwirkungen bleiben nie aus. Darum handeln die deutſchen Fürſten ſehr weiſe, daß ſie der deutſchen Jugend das Beſuchen der Schweizeriſchen Hochſchulen, vor allem aber der Berner Hochſchule, ſtreng unterſagen.

Georg brachte mir Siebenpfeiffers Baden-Baden oder Rudolph und Helmina, epiſches Gedicht in zwölf Geſängen, Zweibrücken, gedruckt bei Ritter und Compagnie, und ſagte dabei mit einem ſkurrilen Lächeln, das in den Criticismus hinüberging: Sie werden gewiß recht gut ſchlafen.

Da ich für die modernen epiſchen Gedichte von jeher ſehr

wenig gefühlt habe — die Pyrkerſchen Epopöen mußte ich ex officio leſen, — ſo wandelte mich bei dem Anblicke des Siebenpfeifferſchen Heldengedichtes eine Unbehaglichkeit an, die jedoch durch den Gedanken, daß der Dichter vielleicht der neueſten Zeit, vielleicht der Juliusrevolution, vielleicht dem Hambacher Feſte und was dem ähnlich eine epiſche Seite abgewonnen, einigermaßen niedergehalten wurde. In der Zueignung an Badens Kurgäſte heißt es unter andern:

Nehmt das kleine Bild
Für der Pallas Schild,
Zwiſchen Braus und Schwang
Gegen Lebensdrang.

Schlagt zuweilen dran,
Daß man hören kann
Leiſen Wiederklang
Von dem Braus und Schwang.

Ob der Schild kein Gold,
Klingt doch rein und hold;
Drum ſey nicht geſchmollt —
Dieß iſt Sängers Sold.

Wie beſcheiden iſt nicht der Dichter. Das ſind die epiſchen Sänger ſelten. Er vergleicht ſein Lied dem Schilde der Pallas, das, zwiſchen Braus und Schwang geſtellt, ein Zuſtemilieu bildet, aber ein ſtummes Zuſtemilieu, dem man erſt durch das Dranſchlagen einen Wiederklang und zwar ei-

nen leiſen Wiederklang abgewinnen ſoll. Der Dichter erklärt daß ſein Liederſchild nicht von Gold ſey, dagegen gibt er uns die tröſtliche Verſicherung, daß es rein und hold klinge. Ich ſuchte nach dem Gorgonenhaupte, das auf den ältern griechiſchen Bildwerken als Fratze erſcheint, das oft die Zunge ausſtreckt und bei dem Beſchauer nichts weniger als tragiſches Mitleid hervorruft, fand aber nicht, was ich ſuchte. Statt des grimmigen Gorgonenhauptes, war hier ein moderner Mädchenkopf zu ſehen. Die bleichen Züge des Geſichtes verriethen eine trübſelige Langweiligkeit, welcher der Tod willkommen zu ſeyn ſchien. Das Bild der Meduſa Rondanini aus der Münchner Glyptothek trat mir vor die Seele. Ich verglich und verglich, ich glaubte einer Nachahmung auf der Spur zu ſeyn. allein ich ſagte mir bald, daß ich dem Sänger von Baden-Baden unrecht gethan. An der Meduſa Rondanini gewahrt man eine Regung von Wolluſt, die mit dem eiskalten Grauen zu ringen und in die ſchmerzvolle Verſteinerung des Todes überzugehen ſcheint. Die Siebenpfeifferſche Meduſe war frei von jedem wollüſtigen Anhauch. Sie war nüchtern, wie die Stifterin eines Mäßigkeit-Vereines. Der Tod hatte hier keine Träume als Leichenfolge.

Ich betrachtete mir den Hochrelief auf dem Schilde der Siebenpfeifferſchen Pallas etwas näher und entdeckte was? Den Kopf des Stubenmädchens der Götheſchen Dorothea, die von dem deutſchen Großdemagogen entführt beraubt, gemißbraucht und gemordet worden war. Es war auf Dorotheen abgeſehen geweſen. Siebenpfeiffer hatte, ſtatt der Hausfrau, die Magd erfaßt.

Wollen Sie die allerjämmerlichste Nachahmung von Göthe's Hermann und Dorothee sehen, so lassen Sie sich Siebenpfeiffers Rudolph und Helmina kommen. Auch an Apotheker und Apothekerbüchsen fehlt es hier nicht. Rudolph's Vater ist jedoch kein Weimarscher Apotheker. Die Siebenpfeifferschen Büchsen sind gemeine Büchsen, dergleichen man auf jedem Topfmarkt kaufen kann. Büchsen eines deutschen Dorfbaders, die der Barbier von Sevilla auch nicht eine einzige Stunde in seinem Hause dulden würde. Siebenpfeiffer's Büchsen sind keine Panderabüchsen. Seine Reformpläne erstrecken sich übrigens auch über die deutsche Metrik. Seine Hexameter sollen seyn freie Hexameter. Hören Sie ihn selbst. Im zweiten Gesange, die Reise genannt, heißt es, Seite 51. also:

Als nun bestellet das Haus, und alles gefüget mit Einsicht,
Wandelten beide zur Post, zur Abfuhr schickt sich der Wagen,
Welcher wohl sechs Personen bequem aufnimmt oder acht auch.
Solchen besteigt das Paar, die besseren Sitze sich wählend
Schnell vor den Reisegenossen, so hat es der Herr Poste
halter
Klug gefügt, sie nannten sich gegenseitig Gevatter.

Siebenpfeiffer's Baden-Baden ist ohne Taufschein. Man weiß nicht, wann es geboren. Das Jahr des Druckes ist nicht angegeben. Es soll ewig jung bleiben. Bei Gedichten und Frauen fragt man ja nicht nach dem Alter. Siebenpfeiffer's Apotheker ist übrigens ein allopathischer Apotheker. Daraus wird Ihnen die Größe seiner Büchsen erklärlich werden.

Mein Kellner frug mich am folgenden Morgen, als er mir den Kaffee brachte: Wie ich geschlafen? Ich konnte ihm in Wahrheit die Versicherung geben, daß ich eine sehr ruhige Nacht gehabt. Dankbar gab ich ihm das Siebenpfeiffersche Opus, in dem ich nur bis Seite 51 vorgedrungen war, zurück. Ihnen und Allen, die an Schlaflosigkeit leiden könnten, empfehle ich dieses Heldengedicht, dessen officinelle Qualität allgemeine Anerkennung verdient. Zeigen Sie doch dieses merkwürdige Lied in den Berliner Jahrbüchern oder noch besser in dem Berliner Wochenblatte an. Die Schlaflosigkeit gehört zu den Modekrankheiten unserer Zeit, die nur durch Langweiligkeit zu heilen ist. Ich habe vor einigen Tagen eine Abhandlung über die Wohlthätigkeit langweiliger Gedichte vollendet, die in der Dresdner Abendzeitung erscheinen soll. Die langweiligen Dichter sind in der Regel Vertreter des Stabilitätsprinzipes, und als solche legitime Dichter. Das Siebenpfeiffersche Baden-Baden gilt mir als Vorlaut der Siebenpfeifferschen politischen Conversion.

Vierzehnter Brief.

Bern, am 20. April 1835.

Trauen Sie doch den Pietiſten, Separatiſten, Nonconformiſten, Momiers u. ſ. w. nicht förder. Sie irren, wenn Sie glauben, daß dieſe Leute der Legitimität ergeben, daß ſie dem Radicalismus entgegen arbeiten. Unter den Nonkonformiſten Altengland's zählt O' Connell der Freunde viele. Die deutſchen Pietiſten ſind politiſche Leiſetreter, die ſich auf's Lauern legen. Ich kenne die Stillen im Lande. Ihre Traktätchen ſind nichts weniger als unſchuldig. Volnay's tolerer Catechismus würde am Ende nicht den Schaden anrichten, den man von jenen gottſeligen Schriftlein zu fürchten hat. Lamartine iſt auch ein Frommer, ein Erzfrommer, der ſeine Sünden zu Jeruſalem am Grabe des Erlöſers abſchüttelte, der aber ſeiner Frömmigkeit zum Trotz doch den Radicalen im Nacken trägt. Ich bin in den Harmonien des als fromm, als legitim fromm geprieſenen Lamartine auf Stellen geſtoßen, die ich, wären die Harmonien nicht vor dem Worte eines Gläubigen erſchienen, für verſifizirte Lamennaiſche Hände oder Füße halten würde. Was will LaMennais mit ſeiner philoſophiſchen Laterne, die er zuerſt an der großen Jubiläumslaterne der St. Peterskirche zu Rom anzündete, die er ſpäter wieder ausblies, um ſie an dem an-

geblich verklärten Feuer der Juliusrevolution wieder zum Brennen zu bringen, die er abermals verlöschen ließ, um das Licht der sieben goldnen apokalyptischen Leuchter darin unterzubringen? Er will der Luther der katholischen Kirche werden, er will noch mehr werden. Luther gab dem Kaiser, was des Kaisers war, Luther predigte das Evangelische: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat. La Mennais will nicht, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist. La Mennais predigt ein Evangelium des Sturmes und der Empörung. Sein Christus hat einen närrisch gewordenen O'Connelliten zum Johannes.

Die schweizerischen Momiers wußten längere Zeit nicht was sie wollten und was sie sollten. Der Teufel rückte ihnen darum bei dieser krassen Selbstbewußtlosigkeit so nahe daß er ihren Gebeten die Pässe vertauschen und die frommen Beten, die den Weg zum Himmel einschlagen wollten, die Straße zur Hölle als Jakobsstiege anweisen konnte. Der Schultheiß Fischer kam dieser Teufelei auf die Spur. Daher die strengen Maaßregeln, die er gegen die Momiers nahm. Daß Herrn Gallant, dem Capo der Berner Pietisten, der Zeit französischer Prediger zu Bern, der Aufenthalt an der Aar verleidet wurde, war wahrscheinlich auch sein Werk. Die Stillen der Republik mußten sich gerichtlichen Verhören unterwerfen. Ihre Glaubensbekenntnisse wurden ad acta genommen, aber leider auch ad acta gelegt.

Der Teufel rächte sich an denen, so gegen ihn Partei genommen. Er hatte den Sturz der alten Regierung beschlossen, denn die alte Regierung war es ja, die auf seine Vertreibung dachte. Der Fischersche Exorzismus war ein Berner

Junker. Darum ließ er den Pietismus im Schooße der Berner Ariſtokratie Wurzel faſſen. Herr von Tavel, der jetzt an der Spitze des vorörtlichen Regiments ſteht, wurde der entſchiedendſte Momier. Er glaubte, was er ſagte, und wollte von dieſem Glauben nicht laſſen, ob ihm gleich ſein reicher und eheloſer Oheim mit klingenden Argumenten entgegen kam. Tavel verſchloß dieſen Gründen ſein Ohr und kam ſo um die reiche Erbſchaft des Oheims, der nun einmal den Geruch des Pietismus nicht vertragen konnte. Leute, die den jetzigen Schultheiß zu Bern näher kennen, beantworten die Frage: Wie es zuging, daß Tavel, der geborne Ariſtokrat, ein Radicaler, und zwar ein wilder Radicaler, wurde, einfach mit den Worten: Weil Tavel ein Momier war und unter dem Regime der alten Regierung mit Ehren kein Momier bleiben konnte.

Das Blut des Lämmleins, das die Stillen im Lande trinken, hat etwas Berauſchendes. Es iſt Opiumartiges. Tavel ging in ſeinem frommen Rauſche in die Pläne der Burgdorfer Partei ein. Die Extreme berühren ſich. Die Stillen im Lande und die Lauten im Lande gaben ſich die Hände. Der Fall der alten Regierung war beſchloſſen. Von allen Seiten liefen zu dem Ende große und kleine Eitelkeiten herbei, jene weiblichen Miſſionäre des Teufels, die bald als meretrices regiae, bald als meretrices reipublicae ihr Handwerk treiben, die vormals in Frankreich als prostituées royales Epoche machten, und jetzt als prostituées republicaines die ehrbaren Frauen aus den Geſellſchaften zu verdrängen wiſſen. Der Altſchultheiß Tſcharner, der nie einen eigenen Gedanken hatte, der darum immer Gedanken leihen muß, wurde jenen Eitelkeiten als Roi des Ri-

lands vorgeſetzt. Den mittelalterlichen Herren, denen Maſſen leichtſinniger Weiber und fahrender Mädchen zu folgen pflegten, fehlte es nie an einem ſogenannten H**** generale. Tſcharner freute ſich, daß er doch auch einmal etwas zu kommandiren hatte. Die Gebrüder Schnell wußten, mit wem ſie es zu thun hatten.

Der Schultheiß von Tavel iſt noch zur Stunde Pietiſt, und als ſolcher der erklärteſte Radicale. Ein Correſpondent der allgemeinen Augsburger Zeitung war ohnlängſt der Meinung, daß der Präſident des eidgenoſſiſchen Vorortes nahe daran ſey, in's Juſtemilieu überzutreten. Der Pietismus ſollte hier als Brücke dienen. Man wollte Frau von Tavel die Ehre der Mittlerſchaft zuwenden. Dem iſt nicht ſo. Der Pietismus läßt ſich nicht als Brücke gebrauchen. Er will nichts von Vereinigungen wiſſen. Er iſt gewohnt, die Brücken hinter ſich abzubrechen. Der Pietismus kennt kein Juſtemilieu, das bei allen ſeinen Schwächen doch Toleranz übt und jedem Gotte, dem wahren, wie dem falſchen, ſeine Stelle gönnt, vorausgeſetzt, daß ſie den allgemeinſten Anſtand beobachten, und ſich einander nicht in die Haare fallen. Der Pietismus iſt intolerant. Frau von Tavel iſt zwar eine der anmuthigſten Frauen Berns, vielleicht iſt ſie die anmuthigſte von allen, allein ihr geht der meſſianiſche Beruf ab. Sie hat kein Mittlertalent, das man überhaupt nicht bei Frauen ſuchen ſollte. Der Geiſt der Frauen hat in der Regel ſein beſtimmtes Gepräge, das er ſo leicht nicht verändert. Bei der natürlichen Weichheit des weiblichen Gemüths drücken ſich die Typen der Meinung tiefer ein, als bei den Empfindungen der Männer, die mehr oder weniger immer eine gewiſſe Sprö-

bigkeit beibehalten. Mögen ſich auch die Frauen im Ganzen mehr dem erhaltenden Prinzipe zuneigen, mögen ſie ſich auch der Mehrzahl nach für die ariſtokratiſchen Elemente entſcheiden, und ohne Chouanspenſionen dem Königthume huldigen, ſo hat doch unter ihnen auch die Reform ihre Anhänger, ſo ſind unter ihnen auch exaltirte Diſſenterinnen anzutreffen, die den Freiheitsbaum als Chriſtbaum betrachten und die Haube mit der rothen Mütze vertauſchen. Es gilt übrigens für einen alten Satz, daß die Frauen der Halbheit, der Zwitterſchaft feind ſind. Das Juſtemilieu iſt bekanntlich ein Hermaphrodit. Frau von Tavel iſt Weib. Sie hat die Tugenden und Fehler ihres Geſchlechts. Auch Frau von Tavel liebt die Zwitter nicht. Sie, die entſchiedendſte Verfechterin des Berner Pietismus, die als ſolche den unverſöhnlichſten Haß gegen die Feinde der Momiers im Herzen hegt, wird nie mit der rechten Mitte ein Bündniß ſchließen, noch ihren Mann ein ſolches Bündniß ſchließen laſſen. Herr von Tavel iſt ein zu guter Ehemann, als daß er etwas gegen den Willen ſeiner Hausehre thun ſollte. Der Wille einer Frau, die 300000 Schweizerfranken kommandirt, hat übrigens immer etwas zu kommandiren. Die Frau des jetzigen Präſidenten der Eidgenoſſenſchaft hat viel Anlage zu einer hiſtoriſchen Perſon. Sie beſitzt den Muth einer Judith. Es liegt etwas Heroiſches in ihrem Weſen. War mir es doch, als hätte ſie Pachiarotto bei ſeiner Judith geſeſſen, Pens Judith hat nicht das Aetheriſche des Muthes. Das Weib guckt zu ſehr aus ihr hervor. Denken Sie ſich Herrn von Fiſcher, den Verfolger der Momiers, als Holofernes und Sie gewinnen ein Bild,

das der Berner Radicalismus um jeden Preis für sein Schönheitszimmer erstehen würde.

Es ist Frau von Tavel sehr ernstlich um die Verbreitung des Pietismus zu thun. Ich sah sie, wie sie vor einigen Monaten nicht weit von ihrer Wohnung in der Gerechtigkeitsstraße an einem Markttage Traktätlein unter das Landvolk vertheilte. Sie gemahnte mich in diesem Augenblicke wie die heilige Elisabeth von Holbein dem ältern, die den Kranken Speise und Trank reicht. Frau von Tavel ist die einzige Tochter des in der neuern Schweizerischen Kriegsgeschichte nicht namlos gebliebenen Obristen von Roverera, der, nachdem er vergebens für das alte Berner Regime gegen das neue Frankreich gestritten hatte, mit seinem Regimente in Oesterreichsche Dienste trat. Nach dem Lüneviller Frieden ging Roverera zu den Engländern über. Seine Mannschaft nahm an dem Kampfe gegen Napoleon in Aegypten und in Sicilien Antheil. Der Oberst, dessen Familie, ursprünglich aus Italien abstammend, seit beinah dreihundert Jahren im Waatlande heimisch war, gehörte zu den erklärtesten Aristokraten. Von dieser seiner Sinnesart scheint nichts auf Frau von Tavel übergegangen zu seyn.

Man thut Herrn von Tavel zu viel Ehre an, wenn man ihn für ein politisches Genie hält. Herr von Tavel ist nicht einmal ein politisches Talent. Er hat den bon sens eines gewöhnlichen Radicalen, der durch den Rahmen einer feinen, aristokratischen Erziehung so gehoben wird, daß man ihn für etwas mehr, als gewöhnlichen radicalen bon sens halten könnte. Herr von Tavel bewegt sich mit größerer Leichtigkeit

als seine politischen Glaubensgenossen, er entwickelt mehr Grazie des Ausdruckes als die Mehrzahl seiner Brüder, aber darum steht er grundsätzlich nicht über ihnen. In seiner Stellung zu dem Herrn von Rumiany hat er vor der Burgdorfer Partei nichts voraus. Er ist gleich dieser Instrument der französischen Partei. Von der Heiligkeit einer ächt schweizerischen Neutralität, von einer Neutralität, die nichts weniger als Justemilieu ist, die als selbstständige Potenz keiner auswärtigen Macht angehören will, gehn ihm alle Begriffe ab, wenigstens sind die Begriffe, die er davon haben könnte, in dem Farbenkessel der Julusrevolution so ächt französisch zugerichtet, daß alles ächt Schweizerisches daraus verschwinden mußte.

Herr von Tavel ist den Berner Aristokraten ein Greul. Er wird von ihnen nur der schlechte Tavel geheißen und ist für immer aus ihrem Kreise verbannt. Für gewisse Dinge haben die Berner Junker ein sehr gutes Gedächtniß. Tavel macht übrigens ein Haus, was hier zu den seltensten Erscheinungen gehört, er sieht jedoch nur Männer bei sich. So will es Frau von Tavel, die sich durchaus nicht in weiblicher Gesellschaft gefällt. Die Bernerinnen nehmen ihr dieß sehr übel. Sie erklären sich diese Abgeneigtheit gegen das eigene Geschlecht auf verschiedene Weise. Ich will ihnen diese Erklärungen nicht nachschreiben. Die Erklärung, die ich mir davon machte, fiel zu Gunsten der Frau von Tavel aus. Ich hatte dabei unsere Freundin Josephine vor Augen, von der Sie wissen, daß sie nur nothgedrungen weibliche Zirkel besucht. Geistvolle Frauen, deren Kopf kein Geschlecht hat, die aber dabei nichts weniger als Neutra sind, sehen lieber Männer,

es verſteht ſich, daß hier von dem männlichen Mittelgute nicht die Rede ſeyn könne, als Frauen um ſich. Der Gegenſatz des Geſchlechtlichen in Neigungen, Empfindungen, Gefühlen, Sympathien und Vorſätzen hat für ſie einen eigenen Reiz, den die Genüſſe in den gewöhnlichen weiblichen Kotterien, in denen die Memoiren des Tages die Ronde machen, nicht aufzuwiegen vermögen. Schade, daß Frau von Tavel nicht zu den geiſtvollen Frauen gehört; deren Zahl hier überhaupt ſehr klein iſt.

Sagen Sie mir jetzt nichts mehr von Unſchuld des Pietismus. Die Pietiſten ſind nichts weniger als unſchuldige Leute. In Deutſchland iſt man in dieſer Hinſicht ſehr im Irrthum, vor allem in Preußen, wo der Pietismus im eigentlichen Sinne verhätſchelt wird. Das Cabinet von Berlin könnte in dieſer Hinſicht leicht ſehr unangenehme Erfahrungen machen. Wer weiß, ob nicht über Kurz oder Lang ein La Mennais unter ihnen erſteht.

Funfzehnter Brief.

Bern, am 26. April 1835.

Kasthofer hat ſein politiſches Glaubensbekenntniß erſcheinen laſſen. Die Vorrede zu demſelben, die, Bern den 5 Januar 1835 unterzeichnet iſt, nimmt ſechszehn, das Bekenntniß ſelbſt auch ſechszehn Seiten ein. Auf zwei Blättern, die, ohne förmlich als Anhang bezeichnet zu ſeyn, einen Anhang bilden, ſind die berüchtigten Anzüge vom 24. November und 17 December v. J. zu leſen.

Jede Vorrede iſt mehr oder weniger ein Verlegenheits-Capitel. Darum haben wir ſo wenig gelungene Vorreden. Darum entlaſſen viele Schriftſteller ihre Bücher ohne Vorrede. Die alten Autoren überhoben ſich größtentheils dieſer Arbeit. Sie waren ihrer Sache viel gewiſſer, als die neuern und neueſten Schriftſteller. Die alten Autoren bedurften keiner Entſchuldigung ob ihres Auftretens. Sie waren immer willkommen. Sie traten aber auch im Ganzen viel ſeltner auf. Sie überliefen ihr Publicum nicht. Bei den neuern und neueſten Schriftſtellern iſt es leider anders. Hier iſt des Auftretens kein Ende. Darum werden ſie aber auch nicht immer willkommen geheißen. Sie müſſen ihr Kommen entſchuldigen. Das Entſchuldigen macht in der Regel verlegen. Es gibt freilich auch Schriftſteller, deren Dummdreiſtigkeit ſo weit geht, daß ſie nicht mehr verlegen werden. Leute dieſer Art

ſchreiben gewöhnlich gar keine Vorreden, oder wenn ſie ja dergleichen ſchreiben, ſo fallen dieſelben ſehr kurz aus. Die Gutmüthigkeit des deutſchen Publicums kommt Leuten dieſes Schlages trefflich zu Statten. Das deutſche Publicum hat ſo übermäßig hohe Begriffe von der Tugend der Gaſtfreundſchaft, daß es auch Bettlern und Gaunern ſein Haus öffnet. Unter den deutſchen Schriftſtellern gibt es eine Menge von Gaunern, die in ehrbarer Kleidung auftreten, aber dabei doch überall lange Finger machen. Leute dieſes Caliбers gelten viel bei den deutſchen Buchhändlern, die als privilegirte Diebesheyler eine bedeutende Rolle in Deutſchland ſpielen und zur Verarmung des deutſchen Publicums weſentlich beitragen. Sollte ich auf den unglücklichen Gedanken kommen, die Geſchichte der neueſten deutſchen Literatur ſchreiben zu wollen, ſo würde ich den deutſchen Buchhandel als Bettelherberge meinem Werke als Titelvignette vorſetzen und zu dieſem Ende Herrn Gubitz zu Berlin, den berühmteſten Holzſchneider ſeiner Zeit, der für Alles Rath weiß, in Nahrung ſetzen. Der Berliner Geſellſchafter wäre als Wirthshausbild ſehr gut zu verwenden. Er gehört zu den vornehmen Herrſchaften, die man oft in Wirthshausſchildern paradiren ſieht. Man muß zu dem Ende, wenn man keine Unſchicklichkeit begehen will, bei den hohen Herrſchaften um Erlaubniß einkommen. Dieſe Geſuche lauten ganz gleichförmig mit den Geſuchen um Genehmigung von Dedicationen. Für Geſuche dieſer Art hat noch zur Zeit kein deutſcher Briefſteller geſorgt. Verwenden Sie ſich für mich bei dem Berliner Geſellſchafter. Ich gebe im voraus mein Wort, daß ich mit dem Schilde keine Veränderung vornehmen

und daß ich nicht in die Verlegenheit gerathen werde, in die jener Wirth am Schweinenmarkte zu Hamburg gerieth, der, ſtolz ob des unerwarteten Einſpruches eines Prinzen, der in der Hanſeſtadt alle Hotels beſetzt fand, den beſcheidenen grauen Eſel, der ein halbes Jahrhundert hindurch die größere Hälfte der deutſchen Frachtfuhrleute ſeinem Hauſe zugeführt hatte, aus ſeinem Wappen ſtieß und an deß Stelle das Conterfei des erlauchten Reiſenden ſtellte. Der verſchmähete Eſel rächte ſich. Er bezog das Schild eines ſeinem vormaligen Herrn gegenüber wohnenden Wirthes. Die deutſchen Frachtfuhrleute zogen ihm nach. Die Eſel beſitzen viel Anziehkraft, eine wunderbare Attractionsgewalt, die nach dem Tode auch ihrer Haut verbleibt. Daraus laſſen ſich gewiſſe Mirakel der alten Pergamente erklären. Mabillon, der Schöpfer der Diplomatie, hätte dieſem Umſtande eine eigene Abhandlung widmen ſollen. Vielleicht wäre dieß eine würdige Aufgabe für den deutſchen Magnetismus.

Der Hamburger Wirth wollte gut machen, was er übel gemacht. Er wollte den Eſel verſöhnen und zugleich dem Gedächtniſſe der deutſchen Fuhrleute dadurch zu Hülfe kommen, daß er unſchicklich dem erlauchten Prinzen die Worte: Dieß iſt der wahre graue Eſel, als Randſchrift zugab. Der hochweiſe Senat zu Hamburg, der von jeher auf Anſtand und Sitte hielt, that ein Einſehn. Jene unſchickliche Randſchrift verſchwand. Der Triumph des grauen Eſels war vollſtändig.

Das Wirthshausſchild der neueſten deutſchen Literatur war bisher ein ſchwarzer Bock, kein Stein- ſondern ein gewöhnlicher Ziegenbock, das heraldiſche Thier der Deutſchen

Schneider, durch den der Berliner Geſellſchafter nicht compromittirt werden ſoll.

Ein deutſcher Schriftſteller, der ſich bei ſeinem überbewegten Don Juansleben, das jedoch mit dem vornehmen Chouansleben keine Gemeinſchaft hat, in Aphorismen auflöſte, vergleicht in ſeinen pensées détachées die Vorreden den Vorſtädten, deren langweilige Länge ihn auf Reiſen oft in Harniſch brachte. Wahrſcheinlich dachte der Verfaſſer jener Aphorismen an die armen Leute, die gewöhnlich in den Vorſtädten wohnen. Häufig quartiren ſich die allerärmſten Gedanken in die Vorreden ein. Es hat dieſes einen ſehr natürlichen Grund. Das Buch, dem die Vorrede vorausgeht, iſt der Erſtgeborne, der Majoratsherr, der das Beſte für ſich nimmt. Die Vorrede iſt ein Nachgeborner, oft gar ein Poſthumus. Für die nachgebornen Kinder war in Deutſchland von jeher ſchlecht geſorgt. Wenige Schriftſteller ſind in unſerm Vaterlande ſo reich, daß ſie neben dem Majorate noch für eine Sekundogenitur ſorgen könnten. In den deutſchen Vorreden ſuche ich in der Regel nur Herbergen für Nachgedanken, die jedoch mit den franzöſiſchen Arrierepenſees, die der pariſer Eſprit häufig als Spione benutzt, in keiner Berührung ſtehen. Es gibt freilich auch Vorſtädte, die von vornehmen und reichen Leuten bewohnt werden. In der Faubourg St. Germain zu Paris ſind die letzten Reſte des alten franzöſiſchen Adels zu finden. In Johnſon's Vorrede zum Shakespear ſtößt man auf vornehme Gedanken. Schriftſteller, die gern vornehm und reich ſcheinen wollen, erſparen darum dem Leſer häufig den Gang durch die Vorſtadt der Vorrede. Kaſthofer wollte dieß nicht. Er gehört zu den

beſcheidenen Leuten, die leicht verlegen werden, die ſich, ſo ſelten ſie auch an die Thür des Leſepublicums klopfen, entſchuldigen zu müſſen glauben. Kaſthofer zählt ſich nicht zu denjenigen vornehmen Schriftſtellern, die ihre Anſprüche auch auf die partes infidelium, deren es in der deutſchen Literatur noch viele geben ſoll, auszudehnen wiſſen. Er hat ein kleines Eigenthum, dem er Arioſto's bekannte Hausdeviſe zur Ueberſchrift geben könnte, wenn dieſes kleine Dominium nicht mit einer Hypothek von Seiten der Juliusrevolution beſchwert wäre. Da der Beſitzer des kleinen Hauſes vorerſt keine Kündigung des ihm hergeliehenen Capitales zu fürchten braucht, — die Juliusrevolution ſcheint wenigſtens in dieſem Jahre ihre Fonds noch nicht einziehen zu wollen — ſo kann Kaſthofer einſtweilen noch für einen wohlhabenden Mann gelten, zumal in Bern, wo es der reichen Leute ſo wenige gibt.

Man ſieht dem Verfaſſer des kleinen Buches: Mein politiſches Glaubensbekenntniß am Schluſſe des Jahres 1834, die Verlegenheit an. Man merkt es ihm deutlich ab, daß er ſich vor dem Jahre 1835 fürchtet, mit deſſen Einſchaltungen er nichts zu ſchaffen haben will. Darum ſchließt er ſeine politiſche Rechnung mit dem Jahre 1834. Die Vorrede zu dem politiſchen Glaubensbekenntniſſe iſt eine oratio pro domo, die wie alle Reden dieſer Art mit einer Menge kleiner Eitelkeiten geſpickt erſcheint. Die petite gloire des Radicalismus iſt auch nicht ganz rechtlos. Das kleine Ding wird als Spurius aus allen ehrbaren Geſellſchaften geſtoßen. Ich nehme mich gern ſeiner an. Aus den Spuriis können, wenn ſie legitimirt ſind, noch immer zünftige Meiſter

werden. Die petite gloire unſeres Kaſthofer's hat noch Vieles vor ſich. Sie kann es noch bis zu der Größe eines Lafayette bringen.

Die Kaſthoferſche Vorrede hat den Charakter einer Opernouvertüre, die, wenn ſie die Tochter eines Meiſters iſt, den Geiſt der ihr folgenden Oper andeuten und ſelbſt ſchlagende Einzelnheiten derſelben in flüchtigen Tonſkizzen, als klangreiche Vorlaute vorübertragen muß. Bei der ungewöhnlichen Länge jener Vorrede, die der Anzugsoper, einem verunglückten Robert der Teufel, vorauslief, wurde Kaſthofer das Vorlautgeben nicht beſonders ſchwer. Der Antagonismus gegen das Schnellſche Syſtem gehört hier zu den vorherrſchenden Accorden. Hans Schnell hatte ſich, wie ich Ihnen ſchon früher gemeldet, als Helvetus ſehr pöbelhaft gegen die Fremden in der Schweiz, vor allem gegen die Deutſchen geäußert. Er war auch über die deutſchen Profeſſoren der Berner Hochſchule hergefallen. Dieſer Gemeinheit begegnet Kaſthofer, wenn er ſagt: „Es wird den Deutſchen, die bei uns angeſtellt oder angeſiedelt ſind, überhaupt vorgeworfen, daß ſie zu ſehr ſich bemühen, ihre deutſchen Anſichten unſern nationalen Einrichtungen und der Richtung unſeres regenerirten Staatslebens (?) unterzulegen und ſich dadurch Einfluß auf die Entwicklung unſerer vaterländiſchen Angelegenheiten zu verſchaffen, während ihnen die nöthigen Kenntniſſe unſerer Lokalverhältniſſe, unſeres Volkscharakters und unſerer Geſchichte fehlen: und es wird ihnen, wie früher den unglücklichen Polen, der Vorwurf gemacht, daß ſie die Befreiung ihres frühern Vaterlandes nur von dem Ausbruche eines allgemeinen Krieges hoffen und daß ſie deswegen

die Schweiz zum Tummelplatz und zum Stützpunct ihrer Kriegsplane und revolutionären Umtriebe ausersehen haben. Solche Schwärmer, die das Asyl, das wir ihnen gegönnt, selbstsüchtig und undankbar mißbraucht, oder dafür bestellt und bezahlt von unsern Feinden, (?) mit verstellter Leidenschaft solche Wünsche laut werden ließen, mögen in der That unter uns sich verweilt und Umtriebe in jener Absicht verschuldet haben. Unsere Polizei hat sie zu bewachen und unsere alten Fremdengesetze sind streng genug, um uns von solchen Menschen zu befreien, wenn ihre Schuld am Tage liegt. Aber gibt es einen vernünftigen Grund zu glauben, daß Männer, die unsern freien Institutionen zu lieb mit ihren Familien zu uns gekommen sind, (?) unsern Frieden, ihren politischen Theorien zu lieb mit Vorbedacht stören wollten, den Frieden, ohne welchen sie ja mit ihren Kindern kein Glück finden, ohne den ihre ganze Zukunft und ihre schöne den Wissenschaften geweihete Wirksamkeit gefährdet wäre. Wohl aber mögen mehrere dieser Männer die Ueberzeugung haben, die auch ich mit ihnen theile, daß ein allgemeiner Krieg nicht lange mehr vermieden werden könne, daß die Schweiz, ihr neues Vaterland, sich darauf gefaßt machen, sich keinen Täuschungen einer ewigen Neutralität, eines langen Friedens hingeben dürfe und mit Festigkeit deswegen den Unterjochungsplanen fremder Herrscher (?) begegnen müsse, weil jedes Schwanken zwischen den Forderungen unserer Nationalabhängigkeit und den Forderungen der fremden Staatskunst uns gefährlich werde. Diese Ueberzeugungen nun, diese Grundsätze, wenn sie lebhaft ausgesprochen werden, wenn ihnen thätig Eingang gesucht wird, gewinnen leicht den Schein der Herausforderung gegen das

Ausland, der gefliſſentlichen Unruheſtiftung oder gar der Verſchwörung zu Zwecken einer Ideenpropaganda in den Augen vieler Bürger, inſonderheit, die eine Friedensvermittlung mit fremden despotiſchen Gewalthabern ohne Beeinträchtigung unſerer Verfaſſungen für möglich halten und in ihrer Aengſtlichkeit den Frieden faſt um jeden Preis als höchſtes Gut zu erhalten ſuchen wollen; und dieſer Irrthum kann uns leicht zu Härte und Ungerechtigkeit gegen ſolche Männer verführen, die eben dieſen Irrthum als gefährliche Täuſchung anſehen und aus Pflichtgefühl bekämpfen. Ich bitte die lieben Eidgenoſſen, die nach meiner Anſicht in einen ſolchen Irrthum gefallen, oder fallen könnten, noch den folgenden Betrachtungen einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken."

Der Verfaſſer ſucht zu beweiſen, daß die Eigenthümlichkeiten der Schweiz von Ausländern viel richtiger aufgefaßt worden, als von eingebornen Schweizern. Er beruft ſich auf Meiners, Cope, Ramond und Ebel. Auch des ehrlichen Berner Chroniſten Anshelm geſchieht rühmlich Erwähnung. Ihm zur Seite ſteht Vater Zſchokke, deſſen politiſche Zweideutigkeit der Mantel der chriſtlichen Liebe deckt. Kaſthofer ſchließt dieſen Artikel mit den Worten: „Den Männern, die wir bei uns angeſtellt, haben wir doch nicht unter dem Bedinge Aemter anvertraut, daß ſie über die Angelegenheiten ihres neuen Vaterlandes ſtille ſchweigen, oder daß ſie die Regierung nicht tadeln, wenn ſie, nach ihrer Ueberzeugung, in Irrthümer fällt? Mehrern ausgezeichneten Lehrern an unſerer Hochſchule iſt dadurch, daß ſie unſerm Rufe folgten, daß ſie von Bern ſich anſtellen ließen, die Rückkehr in ihr altes Vaterland abgeſchnitten. Hüten wir uns, ein un-

verdientes Mißtrauen gegen ſie zu wecken, das in ſo leidenſchaftlicher Zeit ſo leicht Wurzel faßt. Hüten wir uns, ihnen zu zürnen, wenn ſie freimüthig ſind. Vergeſſen wir nicht, daß die alte Ariſtokratie gefallen iſt, weil ſie freimüthigen Tadel nicht vertrug, und nicht benutzte.

Da Kaſthofer von einer alten Berner Ariſtokratie ſpricht, ſo gibt es wahrſcheinlich ſchon eine neue Berner Ariſtokratie. Sollte dieſe letztere ihre erſte Anſiedelung in Burgdorf angelegt haben, ſollte mit Hans Schnell die neue Ariſtokratie beginnen! Junker Hans muß ſich in der Kaſthoferſchen Präfation einige Billen bereiten laſſen. Uebrigens behandelt der ſentimentale Förſter die deutſchen Flüchtlinge mit einer Zartheit, auf welche jene Leute ſicher nicht gerechnet hatten. Sie müſſen, wenn ſie irgend noch Schaamgefühl beſitzen, erröthen, wenn ihnen der zärtliche Vorredner nachſagt, daß ſie den freien Inſtitutionen zu lieb, in die Schweiz gekommen! Sie wiſſen es beſſer, warum ſie das helvetiſche Aſylrecht anriefen! Auf ihre Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines allgemeinen Krieges kommt außer dem Canton Bern nichts an. Trägt doch dieſe Ueberzeugung jetzt auch ſchon an der Aar einen Knittel, ähnlich den Hunden, die nicht zur Jagd berechtigt ſind.

Demjenigen, was Kaſthofer unter Beziehung auf Meiners, Cope u. a. von der Competenz der Fremden in der Beurtheilung ſchweizeriſcher Dinge ſagt, trete ich bei, indeſſen perhorreszire ich die jetzt als Flüchtlinge in der Schweiz lebenden Fremden. Unter denen, die ich hier kennen lernte, und es ſind mir deren viele bekannt geworden, habe ich auch nicht einen einzigen gefunden, den ich jenen von Kaſthofer ge-

nannten Autoritäten beigeſellen könnte. Ueberhaupt gibt es unter denen, die man hier als deutſche Flüchtlinge bezeichnet, keine Capacitäten. Der deutſche Radicalismus iſt hier ſehr ſchlecht repräſentirt. Sie werden hoffentlich Herrn Siebenpfeiffer nicht zu den Capacitäten rechnen.

Daß die Schweizer ſich ſelbſt am wenigſten kennen, wollen wir Kaſthofer aufs Wort glauben. Sie haben ſich mit Oertli- und Cantönlieitelkeiten den Magen ſo überladen, ſie ſind ſo überfüllt mit eigenſüchtigen merkantiliſchen Grillen, daß ſie nie zum klaren Selbſtbewußtſeyn kommen. Wem das Selbſtbewußtſeyn mangelt, der tappt in Hinſicht ſeiner Eigenthümlichkeiten, mögen dieſe als Licht- oder als Schattenpartien hervortreten, immer und immer im Dunkeln. Der Radicalismus iſt übrigens nicht dazu gemacht, der lieben Eidgenoſſenſchaft das Altphiloſophiſche: Erkenne dich ſelbſt, einzuimpfen, und ſo den häßlichen Krankheitsſtoff der Eitelkeit und Eigenſucht aus dem helvetiſchen Staatskörper zu vertreiben. Der Schweizeriſche Radicalismus liebt den Spiegel und ſorgt vor allen Dingen für ſein liebes Ich.

Es muß ein Geſicht über den ſentimentalen Forſtmeiſter gekommen ſeyn, die Parodie eines Danielſchen Geſichtes, das mit papiernen Drachen fuhr, die der leichtgläubige Kaſthofer für Drachen aus der Offenbarung Johannis hielt, an denen er zum Ritter werden wollte. Kaſthofer, als Ritter Georg, viel herrlicher als der altengliſche Schuppatron, der es doch nur mit einem Drachen zu thun hatte, aus deſſen Klauen er die ägyptiſche Fürſtentochter befreiete, Kaſthofer würde mit drei großen und mit einigen dreißig kleinern Drachen zu ſchaffen haben. Inmitten dieſer eigenthüm-

lichen Drachengesellschaft ständ die liebe Eidgenossenschaft, ein unschuldiges Landmädchen, das von den sie umlagernden Schrecknissen keine Ahnung haben dürfte. Der sentimentale Forstmeister, die Jagdtasche mit Prophetenflüchen gefüllt, eine schwarze Hahnfeder am Hute tragend, legte den mit Vogeldunst geladenen Stuz an und tödtete mit einem einzigen Schusse die Drachen, die sich gleich unbußfertigen Sündern zu seinen Füßen winden würden. Wo wäre ein heldenmäßigeres Bild zu finden. St. Michael hätte Ursache, auf dieses Bild eifersüchtig zu seyn. Bei dem Sturze der gefallenen Engel legte der Herr selbst mit Hand an, wenigstens stieß er das entartete Engelgeschlecht mit dem Fuße von sich. Kasthofer vollführte die Rettung der lieben Eidgenossenschaft auf eigene Hand, auf eigene Rechnung. Kasthofer hat Anlage zum großen Manne, zum großen Propheten. An kleinen Propheten fehlt es der Schweiz nicht. Hören Sie den großprophetischen Forstmeister selbst.

Später, sagt er, wird ein Vorort, möglicherweise schon Bern im künftigen Jahr, zu entschiedenen Rettungsmitteln seine Zuflucht nehmen müssen und Anzüge wie die meinigen und ähnliche werden eine größere Stimmenmehrheit für sich vereinigen, als mir zu Theil geworden. Die fremden Drachen werden nicht aufhören Zerwürfnisse zu stiften und zu drohen, und sie werden einst das Vaterland verschlingen, wenn nicht das ganze Schweizervolk sich erhebt und gegen die Ungethüme stürmt. Die Großen Räthe und die ganze Nation wird früher oder später fühlen, daß nur eine solche Erhebung das Vaterland retten kann. Die Winkelriede und die neuen Drachenkämpfer werden sich wieder finden, möglich erst

dann, wenn der fremde Druck und ſeine dem Schweizer unausſtehlichen Leiden auf ihm gelaſtet haben. Einſt, wenn fremde Liſt und Gewalt auch unſer Vaterland unterjochen ſollte, breche die Völkerlawine im Schooße der hohen Alpen los, tolle die Maſſe der Bedrängten auf, und ſchlage nieder längſt der Donau und dem Rhein und treibe wie Spreu die Stühle der harten und blinden Räthe der Fürſten durch die Lüfte.

Sind das nicht Bilder aus Höllenbreughel's Farbentopfe! Die armen deutſchen Miniſter ſind zu beklagen. Sie würden wohl thun, wenn ſie ihre Stühle bei der Londner Phönixgeſellſchaft verſicherten. Kaſthofer hat zu ſagen vergeſſen, ob jene Völkerlawine, die er im Schooße der hohen Alpen ſich losrollen ſieht, eine Staub- oder Grund- oder Schleich- oder vielleicht nur eine Gletſcherlawine ſeyn werde. Die Leztern ſind die allerunſchädlichſten. Diplomaten, die dem Berner Memorandum nicht recht trauen, dürften die Kaſthoferſche Völkerlawine für eine Schleichlawine halten, die ſich bekanntlich aus Mangel an Kraft, oder wegen geringer Abdachung des Bodens nur langſam fortbewegt, hinter dem ihr im Wege liegenden Obſtakeln Halt macht, und hier ſo lange Verſtärkungen an ſich zieht, bis ſie endlich, ihrem Widerpart über den Kopf gewachſen, verheerend ihren Niedergang feiert. Jene mißtrauiſchen Diplomaten erklären das franzöſiſche Inſtemilieu für das der Helvetiſchen Völkerlawine im Wege liegende Obſtakel und meinen, daß daſſelbe am Ende dem Drucke der Maſſe weichen und unter derſelben ſein Grab finden werde. Kaſthofer, von dem wir eine Biographie des Berner Memorandums zu erwarten haben, ſagt uns in dieſer Hinſicht viel Beruhigendes. Er erklärt das

Memorandum für eine ganz unbedeutende und darum ganz unſchädliche Gletſcherlawine, für ein losgebrochenes Eisſtück, das als Vorlaut eines luſtigen vorortlichen Sylveſterabends vom Kranze der hohen Jungfrau im Berner Oberlande herabrollte, ein ſchuldloſes Polterabendzeichen, das die nahe Vermählung des neuen Vorortes mit der heiligen Allianz verkündigen und die aus Bern entwichenen Diplomaten zur baldigen Rückkehr nach der Aar, auf das freundlichſte einladen ſollte.

„Ein Wort von dem Berner Memorandum, das mit Recht getadelt worden iſt, ſchreibt Kaſtenhofer. Oefter iſt von einem ſolchen Schritte vor dem diplomatiſchen Departemente die Rede geweſen, nur einmal habe ich einer ſolchen, damals vagen Berathung beigewohnt und vorher mich geäußert, daß ich fortan keine andere Diplomatik billige, als das Volk gehörig zu bewaffnen und eine hinreichende Menge Stutzer anzuſchaffen. Ich tadelte eine Stelle in mehrern Entwürfen, die vorlagen, die in der Steinhölzligeſchichte zu entſchuldigen ſuchte, was vorher für unſchuldig erklärt worden war, und dieſe Stelle iſt unglücklicherweiſe in der Denkſchrift geblieben. In meiner diplomatiſchen Einfalt hielt ich dafür, daß es ſich nur um eine hiſtoriſche confidentielle Erzählung an Herrn von Tſchann zu Paris handle und in dieſem Irrthum mögen urſprünglich viele verehrte Mitglieder geſtanden haben.“

Bern würde allerdings wohlgethan haben, wenn es im Gefühl der von ihm begangenen argen Mißgriffe ſchon früher auf verſöhnende Schritte bedacht geweſen, Bern würde noch beſſer gethan haben, wenn es wegen der Steinhölzligeſchichte, dieſer jämmerlichen Epiſode in dem Romane der Diplomatie

der verjüngten Republik auf der Stelle zu der nöthigen Genugthuung bereit gewesen wäre. Die Verweigerung dieser Genugthuung zeigte von der roheſten Burſchikoſität. Der Ausdruck Burſchikoſität iſt viel zu edel. Der Renommiſt, wie ihn Zacharia gemalt, ordnet ſeine barocken Launen, ſeine tollen Leidenſchaften doch noch immer dem ſogenannten ſtudentikoſen Comment unter, jenem wildgewordenen Anſtandsceder, der auch im Zuſtande der Wildheit einen Anflug ächter Schicklichkeit bewahrt. In Bern, wo man damals von der höhern diplomatiſchen Decenz keinen Begriff hatte, trat man ſogar den gemeinen diplomatiſchen Comment mit Füßen. Indem die Berner Regierung die erwähnte Genugthuung verſagte, verrieth ſie eine handwerksburſchenartige Rohheit, die ſich mit der Geſellſchaft im Steinhölzli duzen durfte und ſich wirklich mit ihr geduzt hat. Fraternitäten laſſen ſich nie ganz verwiſchen. Man kann zwar den Uebergang des Du's in ein Sie erzwingen, man kann mit andern Worten die angetrunkene Brüderſchaft aufheben, allein dadurch iſt die Erinnerung an das unglückliche Smollis und die demſelben anklebende levis notae macula noch nicht begraben.

Wer als Beleidiger auf vollſtändige Verzeihung rechnet, wenn es um eine ernſtliche, um eine bleibende Ausſöhnung mit dem Beleidigten zu thun iſt, der muß ſein Unrecht offen eingeſtehn, der darf daſſelbe nicht coloriren wollen. Die Berner Regierung hat in dem Memorandum eine Beſchönigung, eine Verkleiſterung ihrer diplomatiſchen Unſchicklichkeiten verſucht. Darum ſind auch wohl unterrichtete Männer der Meinung, daß es dem Stande Bern, den das Wiener Cabinet von dem Vorort Bern wohlweislich unterſchieden hat, um keine

ernſtliche und bleibende Ausſöhnung mit der Legitimität zu thun ſey. Ueber dieſen Punct ein andermal. Uebrigens kann ich Sie verſichern, daß bei der Deliberation über das Memorandum, das der Graf von Rumigny einem ſeiner radicalen Schützlinge vollſtändig ausgearbeitet in die Hand ſteckte, alles ſo breit getreten wurde, daß von einem Mißverſtändniſſe in Kaſthofer's Sinne gar nicht die Rede ſeyn konnte. Das Memorandum war gleich anfangs zu einem Sündenbocke beſtimmt. Man hatte vergeſſen, ihm die Hörner abzuſägen. Darum blieb das arme Thier überall hängen. Das war freilich gegen die Abſicht der Berner Regierung, die den Sündenbock in der Folge der Zeit gern zu einem Ehrenbocke erhoben und ihn dem Bär gegenüber in ihren politiſchen Zodiakus verpflanzt hätte. Daran iſt jetzt nicht mehr zu denken.

Kaſthofer hat ſich hier ſelbſt belogen. Nimmt man dieſe Selbſtlüge hinweg, ſo bleibt nichts weiter übrig, als an die diplomatiſche Einfalt des guten Berner Forſtmeiſters zu glauben, der den Wald vor den Bäumen nicht ſah. Herr von Tſchann hatte die Steinhölzligeſchichte ſchon unter Glas und Rahmen. Er bedurfte keiner weitern hiſtoriſchen confidentiellen Erzählung derſelben. Der Regierungsrath nahm von den Kaſthoferſchen Renommiſtereien keine Notiz. Herr von Rumigny hatte den lieben Kaſthofer in den ſchonendſten Ausdrücken für einen Narren erklärt, für einen unſchuldigen Bramarbas, dem neben dem Falſtaffſchen Bauche auch der Falſtaffſche Witz gebricht.

Kaſthofer fühlte ſich durch das Rumignyſche Urtheil gekränkt. Er ließ ſeinen Unwillen an dem Memorandum aus. „Das Memorandum, ſchreibt er weiter, war ein Fehler, aber

nicht dieſes, ſondern die Wegweiſung einiger deutſchen Handwerker kurz nach der öſterreichiſchen Drohung und kurz nach der Erklärung der Regierung vom 1. Weinmonat, war der größere; dieſe Wegweiſung geſchah freilich in Folge unſeres Fremdengeſetzes von 1816, das nach dem Geiſte jener Zeit der Regierung die willkührliche Vollmacht und den Auftrag gibt, ſolche, die (indirect!!) Unruhe ſtiften und ſich Umtriebe erlauben aus dem Lande zu weiſen. Nichts iſt aber gefährlicher und führt ſo leicht zu Inconſequenzen, als alten Geſetzen Kraft zu geben, wenn ſie in entſchiedenem Widerſtreit mit dem Geiſte einer neuen Verfaſſung ſtehen."

Kaſthofer ſcheint nicht zu wiſſen, daß es Geſetze gibt, die nie alt werden, die für jede Zeit, für jede Verfaſſung paſſen. Zu ſolchen Geſetzen, die nie graues Haar bekommen, die immer jung bleiben, gehört im Ganzen auch das Berner Fremdengeſetz vom Jahre 1816, das wohlweislich auch die indirecte Unruheſtiftung, die der berühmte Anzüger von zwei Ausrufungszeichen begleiten läßt, in den Kreis ihrer Beſtimmung zog. Jenes Geſetz hatte, auf die Steinhölzligeſchichte angelegt, nichts Prokruſtiſches.

Nachdem Kaſthofer dem Züricher Tagſatzungsgeiſt, den er einen böſen Geiſt nennt, was wohl hier mit unnationalem Geiſt gleichbedeutend ſeyn ſoll, einen ſehr ſtrafenden Blick zugeworfen, ruft er den Berner Cantonsgeiſt, der ihm ein guter Geiſt iſt, einer von jenen Sendboten, welche die himmliſchen Verheißungen herniedertrugen, und ſtreichelt ihm die Wangen. Dieſe Liebkoſung iſt aber mit einer Zerknirſchung verbunden. Kaſthofer tadelt nehmlich ſeinen Liebling, daß er ſich hinter den Stuhl des Züricher Tagſatzungsgeiſtes ge-

ſtellt, daß er die Sache der Polen nach dem Savoyerzuge, ſo wie das Benehmen der fremden Geſandten in der Steinhölzligeſchichte nicht vor die Jury des Berner Volkes gezogen. Wer kann es wiſſen, ob das kleine Berner Völkchen nicht noch zu der Ehre der europäiſchen Schöppenſtuhlſchaft gelangt!

Den Schluß der Vorrede bildet eine Erklärung über die Urſachen, die den Vorredner beſtimmten, ſeine Ernennung in den vorörtlichen Staatsrath abzulehnen. Weil die Mehrheit des Berner Regierungsrathes nicht an den Ausbruch eines allgemeinen europäiſchen Krieges glauben, weil ſie zur Befeſtigung der neuen Berner Dinge Zeit und Friſt gewinnen, weil ſie ſich nicht einreden laſſen will, daß es die fremden Mächte auf die Unterjochung der Schweiz abgeſehen, weil ſie ferner von der Schlechtheit der beſtehenden Bundesacte überzeugt, nicht den Muth habe, den Bundesverfaſſungsrath unverweilt ins Leben treten zu laſſen, weil endlich der vorörtliche Staatsrath bei der gänzlichen Unterordnung unter den Regierungsrath, bei der Gebundenheit an die kraftloſen Tagſatzungsinſtructionen, was der Berner große Rath ausdrücklich gewollt, für die heilige Sache der Eidgenoſſenſchaft nichts, gar nichts thun könne, glaubt Kaſthofer dem gemeinſamen Vaterlande ſeine Dienſte als Mitglied des vorörtlichen Staatsrathes entziehen zu müſſen. Hier ſehen Sie die Eitelkeiten des Radicalismus deutlich vor ſich liegen. Kaſthofer iſt einer der eitelſten Menſchen. Uebrigens will er ſich der lieben Eidgenoſſenſchaft doch nicht für immer entziehen. „Ein nützlicher Beruf und ein wichtiges Amt," das ſind Kaſthofer's letzte Vorrednerworte, „weiſen mir einen ſchönen Wir-

kungskreis an, dem ich zum Vortheile meines engern Vaterlandes ausschließlich zu leben wünsche. Fordert später das Schicksal neue Opfer zum Besten des Schweizervolkes von mir, so soll der Rest meiner Kräfte und meiner Tage ihm freudig geweiht seyn!"

Kasthofer zieht gedankenvoll seinen Wäldern zu, ein enthörter Liebhaber, der den Namen der Geliebten, verschlungen mit dem seinigen, in die Rinden junger Buchen eingrabt. Das H. K. — Helvetie und Kasthofer — das man noch nach hundert Jahren, wenn die politischen Phantasien des kühnen Auszügers längst bei dem republicanischen alten Eisen ruhen, von bemoosten Baumstämmen lesen wird, dürfte vielleicht das einzige Lebenszeichen Kasthoferschen Liebesschmerzes bleiben. Um dieses einzige Lebenszeichen können die häßlichen Borkenkäfer den sentimentalen Forstmeister bringen. Die Naturgeschichte des Borkenkäfers ist noch nicht genugsam aufgehellt. Noch bleibt es controvers: ob dieser gefährliche Käfer, der Franz Baader in seiner Abhandlung über den Evolutionismus und Revolutionismus oder über die positive und negative Evolution des Lebens überhaupt und des socialen Lebens insbesondere als Simile an die Hand ging und der dadurch zu der Ehre eines politisch-philosophischen Thieres gelangte, als Ursache, oder ob er nur als Folge schlechter Forstwirtschaft, besonders in der Anordnung der Schläge, zu betrachten sey. Wenn das Baaderſche Ubi cadaver ibi aquilae hier zur Anwendung gebracht werden könnte, so würde man, sollten die Berner Wälder in der Folge der Zeit von Borkenkäfern heimgesucht werden, den Grund zu dieser Landplage, die mit dem ägypti-

n Strafungeziefer paralleliſirt werden dürfte, in der Liebe
zärtlichen Berner Oberförſters zu der Helvetie zu ſu-
n haben. Die politiſche Schlagordnung Kaſthofer's iſt
e ſchlechte Schlagordnung! Sie hat allen alten Bäumen
e Unterſchied den Tod geſchworen.

Ich lege Ihnen eine Carrikatur bei, die Bekehrung
ſthofer's durch den heiligen Hubertus überſchrieben.
r unglückliche Auszüger iſt beſchäftigt, ſein H. K. in den
hmen eines flammenden Herzens gefaßt, einer Buche ein-
hneiden, als über dem verzognen kaum vollendeten Namens-
, der ſammt ſeiner Einfaſſung zu brennen anfängt, und
prophetiſchen Berner Auszüger das Bild des brennen-
Buſches des alten Teſtamentes vor die bewegte Seele
ebt, Amor in der Uniform eines eidgenoſſiſchen Scharf-
gen ſichtbar wird. Was beginnt der loſe Gott hier?
ürt er etwa die Liebesflammen, auf daß ſie noch heller
rn und ſich als heiliges Oſterfeuer kund geben der treuen
genoſſenſchaft? Nein, der loſe Amor piſt in die Flammen,
daß dieſe verlöſchen und einen ſtinkenden Rauch von ſich ge-
, indem eine Menge großer Borkenkäfer mit rothen Mützen
dem Kopfe verwegen hin und herſummen. Kaſthofer
t verblüfft vor der Buche. Er glaubte ſich ſchon dem Teu-
verfallen, als St. Hubertus, eine mächtige Doppelnaſe,
ächt deutſches Vollblut, an der Seite, unerwartet hervor-
t. Bei dem Anblicke des Heiligen, deſſen Glorie das Wald-
kel magiſch beleuchtet, ſinkt Kaſthofer unwillkührlich auf
Knie. St. Hubert zeigt mit der Rechten nach dem
mel, wo das franzöſiſche Juſtemilieu in der Geſtalt der büßen-
Magdalene ſchwebt. Wer hier eine Magdalena von Guido

Cagnacci, eine Madame Cavalliere als reuevolle Magdalene von Karl le Brun, eine heilige Büßerin von Baptem oder von van Dyk vermuthen wollte, der würde ſich betrügen. Das franzöſiſche Juſtemilieu ſtellt ſich als eine von der Sünde verlaſſene Griſette dar, die als ein unbegehrter Artikel am Scheidewege zwiſchen dem Himmel und der Hölle kniet und nach beiden Orten Beſtellungen annimmt.

Ich kann dem Berner Radicalismus bei dem beſten Willen keine ernſthafte Seite abgewinnen. Er hat des Lächerlichen allzuviel. Die Diplomaten mögen tiefer ſehen und ſo etwas Ernſteres entdecken. Ich habe mir den Berner Radicalismus en profil und en face betrachtet, aber weder auf die eine noch auf die andere Weiſe etwas dem Franzöſiſchen Revolutionsesprit ähnliches herauslugen können. Es liegt eine grelle Wuth auf ſeinem breiten Geſichte, die unwillkührlich zum Lachen reizt. Die Phyſiognomie ſeines Bruders in Zürich iſt geiſtvoller.

Schneeberg, 1834.
gedruckt bei Julius Müller.

Bern wie es ist.

Von

Eugen v. St. Alban.

Zweiter Band.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1835.

Sechszehnter Brief.

Bern, am 28. April 1835.

In dem Berner Volke iſt wenig Humoriſtiſches. Der Faſchingsaufzug, der am 9. v. M. ſtatt hatte, ein ſtehender Artikel, der alljährlich wiederkehrt, den die jungen Burſchen der benachbarten Dörfer veranſtalten und der mit einer Wetteifer verbunden iſt, war ohne allen volksthümlichen Scherz. Ein Läufer eröffnete den Zug. Ihm folgten einige derbe Geſellen zu Pferde, von denen man den einen in ein abgetragenes Jägerhabit, die übrigen aber in abgetragene Berner Milizuniformen geſteckt hatte. An dieſe ſchloß ſich ein berittener Harlekin an, dem die eidgenoſſiſche Fahne vorgetragen wurde. Ein aufrecht gehender Bär machte den Bannerherrn. Die Hauptfigur ſpielte ein von zwei Pferden gezogener mit einem Faſſe beladener Wagen, dem vier und zwanzig als Türken verkleidete Burſchen als Vorſpann dienten. Die Joche, unter denen die jungen Kerls gingen, an denen ſie zogen, waren mit friſchem Buchsbaum verziert. Auf dem Spunde des Faſſes hatte man ein mit Bändern geſchmücktes Tannenreis angebracht. Ein

Bauerbengel, deſſen rauhe Behauſung aller Wahrſcheinlichkeit nach auf den Bär im Wappen der hohen Republik hinweiſen ſollte, deſſen obere Bekleidung aber einen verunglückten Bajazzo bezeichnete, ſaß als Silen auf der Tonne. Vor den Häuſern der vornehmſten Bewohner der Stadt machte der Zug Halt. Hier wurden unter Trompeten-, Hörner- und Trommelſchall Geſundheiten ausgebracht, verſteht ſich gegen gute Zahlung. Den Reſidenzen der verſchiedenen Staatsbehörden widerfuhr dieſelbe Ehre. Ich begegnete dem Zuge vor dem Stifte, einem ſtattlichen Hauſe auf der ſogenannten Plattform, in dem neben dem franzöſiſchen Geſandten, dem hier von Staatswegen Quartier gemacht wurde, das Departement der auswärtigen Angelegenheiten der hohen Republik Bern ſeine Herberge hat.

Es iſt gut, wenn die Erzieher ihren Zöglingen nahe wohnen, und die liebe Jugend immer ſo unter den Augen haben. Die Berner Diplomatie iſt unter beſtändiger Aufſicht des Herrn von Rumigny, der ihr in Schlafrock und Pantoffeln Beſuche macht. Das berühmte Memorandum des Cantons Bern iſt eine Rumignyſche Pantoffelemanation. Die noch blutjunge Berner Diplomatik, deren Bengeljahre den intereſſanteſten Stoff zu einer Travestie des Fenelonſchen Telemach's darbieten dürften, läuft den Rumignyſchen Pantoffelphantaſien nach, den Knaben ähnlich, die einen Schmetterling verfolgen, den ſie für eine Pſyche halten, der aber, in der Nähe geſehen, nichts mehr und nichts weniger als ein gemeiner Buttervogel iſt. Die kleine Berneria fällt bei dieſer Buttervogeljagd einmal über das an-

bere auf die Naſe, und geht darum immer mit geflickter Naſe, die in dem Wartſchilde des Wappens der Republik an ihrem Platze ſeyn dürfte.

Wenn auch die Berner Regierung das Unſchickliche dieſes Zuſammenwohnens nicht fühlt, — der Berner diplomatiſche Anſtandskatechismus iſt ein kleiner, ſehr kleiner Katechismus, der auch dem Anſchein nach immer klein bleiben, aus dem nie ein großer Katechismus werden wird — ſo ſollte doch Herr von Rumigny ſo viel Takt beſitzen, um einer Unanſtändigkeit, die alle Welt mit Händen greifen kann, die ſich ſogar der Berner Welt als Unanſtändigkeit zeigt, von ſelbſt aus dem Wege zu gehen. Will der franzöſiſche Bürgerkönig, dem der Graf Röderer in der bekannten Adreſſe eines Conſtitutionellen an die Conſtitutionellen eine ſehr ſchmeichelhafte Erklärung einiger Träume gegeben haben ſoll, die Bonapartiſche Vermittler- oder Vormundſchaft der Schweiz ſeinem Titel anheften, ſoll den nordiſchen Mächten von der Anheftung Kunde werden, ſo that Herr von Rumigny Recht daran, daß er in dem Stifte Quartier nahm. Will Ludwig Philipp dieſes nicht, will er wenigſtens die politiſchen Debors retten, ſo ſollte er die Umquartierung ſeines Geſandten verordnen. Herr von Rumigny zahlt, wie man ſagt, für ſeine Wohnung im Stifte eine jährliche Miethe von hundert Louisd'or. Leute, die den Berner Dingen näher ſtehen, die dem Regierungsrathe in die Karte gucken, ſagen, daß der franzöſiſche Geſandte in Bern freie Wohnung habe. Die Vormünder reicher Mündel beziehen oft Gehalte oder andere Aequivalente. Die Berner Regierung iſt eine reiche Mündel. Wer möchte es Herrn

von Rumigny verdenken, wenn er von ſeiner Tutel einige Vortheile zöge!

Der Berner Faſchingszug brachte zuerſt die Geſundheit des Herrn von Rumigny aus. Ihr folgte der Toaſt auf das Berner diplomatiſche Departemen'. Der berittene Harlekin warf bei der erſten Geſundheit ſeine Narrenkappe, die aber keine nibelungiſche Tarnkappe war, dreimal in die Luft. Der Bär ſchwenkte dreimal die eidgenoſſiſche Fahne. Das Tannenreis auf dem Faſſe fing an zu zittern. Es war, als ob ein Geſicht aus dem Baume von Krakau, der vordem im Palaisroyal geſtanden, unter dem Orleans der Regent mit ſeinen Freunden handelte und tagte, über das arme Berner Tannenreis gekommen wäre, ein Geſicht jenes Baumes, der ein Baum der Erkenntniß des politiſchen Guten und Böſen war. Geſichter dieſer Art ſind zu ſchwer für die Berner Föhren. Vielleicht zitterte das Reis auf der Tonne, weil der Lehrer im Walde, der ſich im Jahre 1832 in einen Lehrer in den vaterländiſchen Wirren und Drangſalen verwandelt hatte, ihm geflucht. Kaſthofer, deſſen Lehrer im Walde in Deutſchland Glück machte, gleicht jetzt als Lehrer in den vaterländiſchen Wirren und Drangſalen — ich lege ihnen die zweite Auflage dieſer nicht unintereſſanten Broſchüre hierneben an — einem entlaſſenen Hofmeiſter, dem man nicht gern in den Wurf kommt. Dem Zittern des Tannenreiſes auf der Tonne folgte bei dem Lebehoch des franzöſiſchen Geſandten ein Poltern in der Tonne. War es das lebendig begrabene Berner Junkerthum, das ſich in dem Faſſe regte, war es der Geiſt des eidgenoſſiſchen Verfaſſungsrathes, der in die Tonne ſich geflüchtet, war

es der Schatten der deutſchen Propaganda, der polternd an das Aſylrecht mahnte, war es etwas anderes, was hier rumorte? Ich weiß es nicht, allein das weiß ich, daß die Berner Regierung an einer Tale of the tub arbeitet, an einem luſtigen Tonnenmährchen, in das man Swift's Geiſt, deſſen Bekanntſchaft die Berner Regierungsräthe neulich bei einem ihnen von dem Engliſchen Geſandten gegebenen Mittagseſſen gemacht haben, ſinnvoll einzuquartiren will. Der Geiſt des witzigen Dechanten von *** geht in keine Berner kleine Rathstonne. Er würde kaum Raum haben in einem der apoſtoliſchen Gebäuſe in dem berühmten Berner Weinkeller. Das Heidelberger Faß wäre für ihn noch zu eng. Die Berner Regierung mag die Arrièrepenſées des franzöſiſchen Juſtemilieu, die vielleicht durch das Verfahren gewinnen, auf ihre Mährchentonne füllen und dem Großen Rath daraus kredenzen, der kein Weinkenner iſt, und das Gebräu der Doctrinaire ſehr leicht für fox- oder canningſchen Esprit halten könnte. Der Berner Kleine Rath hatte ſich neulich bei Sir Morier's Diner ein Bäuchelchen angegeſſen, das eine Wohlbehaglichkeit, eine Selbſtgefälligkeit verrieth, eine politiſche comfortableness, die in der Tonnengeſtalt, von der man ſagt, daß ſie bei dem Volke in beſonderem Anſehn ſtehen ſoll, alle diplomatiſchen Zweifel beſchwichtigen wird.

Bei den Berner Türken, die den Wagen mit dem Faſſe ziehen halfen, lief mir einer der wunderlichſten Gedanken durch den Kopf, es war der Gedanke an die Aehnlichkeit zwiſchen der jetzigen Türkei und der jetzigen Schweiz. Es iſt eine tolle Maler-Idee, die ich ohne alle weitern Umſchweife auf's

Papier werfe. Die Türkei war groß in der Umgebung ihrer antieuropäischen Institutionen. Ihr Vorurtheil gegen Alles, was nach dem Christenthume schmeckte, bildete ein mächtiges Schild, ein eigentliches Palladium, an dem die Pfeile der europäischen Diplomatie ab- und auf den Schützen zurückprallten. Die Lehnsherrlichkeiten der Beys, die Macht der Ulemas's, der wilde Eigensinn der Janitscharen und hundert andere Dinge, die von den Lobrednern des jetzigen Beherrschers der Gläubigen als Verderbnisse des Reiches Muhamed's geschildert werden, waren es nicht. Mit der Wegräumung aller dieser Verhältnisse, die freilich auch ihre Auswüchse hatten, ging auch das Eigenthümliche der Türken verloren. Der Islamismus kam um seinen Kern. Man sagt: Mahmud II. konnte nicht anders handeln, als er gehandelt hat. Er mußte den von Selim III. eingeschlagenen Weg verfolgen. Die Fortschritte der Civilisation Europa's, das ganz veränderte europäische Kriegssystem u. s. w. zwangen ihn dazu. Mahmud sah sich so zur Europäisirung der Türkei genöthigt.

Die Schweiz, mitten unter monarchisch constituirten Mächten belegen, eine verunglückte Geburt des Mittelalters, bei der die fürstliche Eifersucht Ammenstelle vertreten hatte, zehrte, nachdem sie ausgewachsen war, von dem Neide der Nachbarfürsten. Aus dieser sonderbaren Nahrung, die wie jedes stehende Nahrungsmittel auf den Körper wesentlich einwirkte, gingen eine Reihe von Eigenthümlichkeiten hervor, politische Tugenden und Laster, die, stark behauptet und behaart, gegen alle Eindrücke von Außen gesichert waren. Die Lage der Schweiz, die ich eine Festlandsinsel nennen möchte, trug hierzu vorzugsweise bei. Die politischen Laster der Schweizer, die

als ſtark behautet und behaart bezeichnete, die man be-
ildet nennen konnte, verloren durch den Fortſchritt der Cul-
r. durch die Rotationen der Staatskunſt in denen ſie umge-
ben Ländern, einen Theil ihrer Magie. Sie ſchienen nur
das Mittelalter und die nächſten mit demſelben noch
wach zuſammenhängenden Epochen geſchaffen zu ſeyn. Die
ue Zeit hatte andere Tugenden, andere Laſter. Die Schwei-
meinten, daß ſie ihre Tiſchordnung verändern müßten.
i einer veränderten Küchentabulatur ſtellen ſich leicht Diät-
ler ein.

Man hat mehrfach die Fragen aufgeworfen: Thut Mah-
ud II. Recht daran, daß er ſein Reich europäiſirt? und
ürde er nicht beſſer thun, wenn er den Geiſt der alten Os-
anlis von den Todten wieder heraus zu beſchwören ſuch-
Der Engländer Adolph Slade (Records of Tra-
ls in Turkey, Greece etc. and of a Cruise in the Black
a with the Capitan Pascha, in 1829 — 30 — 31. Lon-
n 1832. 2 Vol. 8.) entſcheidet für die alte Ordnung in dem
ürkiſchen Staatshaushalte. Laſſen Sie ſich dieſes intereſſan-
Buch nicht entgehen. Die europäiſche Diplomatie kann
nche gute Lehre daraus entnehmen.

Man könnte mit allem Fuge fragen: That und thut die
chweizeriſche Eidgenoſſenſchaft Recht daran, daß ſie die alte
ürkiſche Tiſchordnung verändert? und würde ſie nicht beſſer
un, wenn ſie den Geiſt der alten Bünde wieder ins Leben
fe? Ich bin für die Wiedererweckung des Alten, jedoch
ähte mit dieſer Reſurrection auch zugleich eine Wiedergeburt
rbunden werden, aber um's Himmels willen nicht auf dem
ege des ſogenannten Verfaſſungsrathes, dem der Fluch der

Centraliſation auf dem Fuße folgen müßte. Doch dieſes Capitel iſt zu groß für einen Brief. Unter den jetzt lebenden Schweizern von Bedeutung ſcheint Karl Müller von Friedberg meiner Meinung zu ſeyn. Ich glaube dieß an ſeinen Schweizeriſchen Annalen entdeckt zu haben. Müller von Friedberg wird von den Radicalen ſehr ſchief beurtheilt. Er iſt ein Ehrenmann, der als Ariſtokrat von dem gemeinen Junkerthum nichts hören will. Ich möchte den St. Galler Altlandammann den letzten Schweizer nennen.

In dem Carnavalszuge vom 13. v M. paradirte auch Wilhelm Tell. Das ganze Perſonale des Schillerſchen Tell's machte theils zu Fuße, theils zu Pferde die Runde durch die Stadt, ein tolles Melodrama, bei dem man nothdürftig lachen konnte. Tell hat als mythiſche Perſon ſeine Reize. Warum ihn aus der Schweizeriſchen Geſchichte verjagen? Er ſchadet niemand, und iſt ein gutes poetiſches Element, deren man nie zu viel haben kann. Darum nahm ich mich von jeher des heiligen Nepomuck auf das kräftigſte an. Dobrowsky wollte das hiſtoriſche Hausrecht gegen den Mann Gottes gebrauchen. Das Herausfallen aus der Böhmengeſchichte würde dem Heiligen weher gethan haben, als der Fall von der Prager Brücke. Dobrowsky war eine ſehr proſaiſche Natur. Er trank immer aus der Quelle. Das hiſtoriſche Quellwaſſer iſt gewöhnlich ſchneidend kalt. Darum wird es von den meiſten modernen Geſchichtnern gemieden.

Man kann es den Schweizern nicht verargen, wenn ſie auf ihren Tell ſtolz ſind. Er läßt ſich als Staffage zu dem allerneueſten Freiheitsbilde verwenden, muß ſich wenigſtens dazu verwenden laſſen. Dieſem Bilde kann ja ohnehin nur durch

die Staffage einigermaßen nachgeholfen werden. Der Vorort Bern, der bisher noch keine Probe ſeines politiſchen Malertalentes gegeben hat, iſt jetzt mit der Ueberpinſelung jenes großen freiheitlichen Tableaus beſchäftigt. Die Pinſelwüthrigſchaft des Radicalismus verſteckt ſich hinter einem Ueberzuge von Waſſerfarbe. Die Schweizeriſche Neutralität ſoll durch eine Gerechtigkeitsgöttin mit dem Januskopfe repräſentirt werden. Das Justitia regnorum fundamentum läuft ihr auf ein rothes Band geſchrieben aus dem Munde. So ehrt man die Deviſe Franz I., dem man ſo auf eine ſinnreiche Weiſe eine Todtenfeier hält. Auf der linken Seite der Gerechtigkeitsgöttin bemerkt men einen Bär in aufrechtſitzender Stellung mit dem berühmten Berner Memorandum in den Vordertatzen. Die Beſtie hat etwas Dummbeſcheidenes im Auge. Es iſt, als ob ſie beichten wollte. Die Rede, mit welcher Ludwig Philipp am 23 December 1833 die Franzöſiſchen Kammern eröffnete, lag hinter dem Berner Wappenthiere. Die merkwürdigen Worte des Bürgerkönigs: La Suisse a été momentanement troublée par des dissentions, que la sage fermeté de son gouvernement a bientot apaisées. Je me suis empressé de lui rendre les secours qu'elle pouvait attendre d'un allié fidele et désintéressé waren von dem Hintertheile des Bären bedeckt. Wären dieſe königlichen Worte dem von der Erklärung der Hogarthſchen Garricaturen aufſtehenden Lichtenberg zu Geſicht gekommen, ſo hätten ſie ſich die Verwandlung in ein dem Berner Bär zum Ausbrüten untergeſchobenes Hahnei gefallen laſſen müſſen. Herr Montems, der als Ehrengeſandter von Genf die Tagſatzung zu Luzern beſuchte, verräth viel Anlage zu ei-

nem Schweizerischen Lichtenberg. In dem Proteste, den er im Jenner v. J. vor dem Repräsentantenrathe zu Genf gegen die gute Meinung Ludwig Philipp's in Hinsicht der Eidgenossenschaft ablegte, ist viel politische Ironie enthalten. Vielleicht könnte man aber auch Undank daraus entnehmen. Die Worte: Je proteste que la Diète après de la quelle j'étais député n'a jamais rien su de cette influence. L' ambassadeur français, il est vrai, se trouvait present a Lucerne, mais les conseils qu'il a bien voulu donner à la Diète n'ont pas été suivis klingen ziemlich zweideutig.

Herr von Rumigny soll mit der politischen Malerprobe des neuen Vereines Anfangs sehr unzufrieden gewesen seyn. Der Schultheiß von Tavel hat ihn bereits beruhigt. Er „versicherte den französischen Gesandten, daß die zweiköpfige eidgenossische Gerechtigkeit und deren Accidenzen und Pertinenzen als ein wasserfarbiger Ueberzug leicht zu verwischen sey Herr von Rumigny weiß, was die übermalten Bilder zu bedeuten haben. Es ist dieses bekanntlich eine der Glanzseiten des doctrinairen Ministeriums, das in den malerischen Bedeckungen eine bisher unerhörte Virtuosität erreichte.

Sollte man in Bern ernstlich glauben, daß das österreichsche Cabinet mit solchen Pinselpossen zu täuschen sey, so würde man sehr irren. Der Fürst Metternich kann wohl mit Recht sagen: Anch'io son pittore! Mit einem einzigen Pinselstriche würde er die lachende Berner Vorortsdiplomatie in eine weinende verwandeln!

Siebzehnter Brief.

Bern, am 30. April 1835.

Der Absagebrief, den die Burgdorfer Partei den Berner Radicalen sandte, hat den Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte zu Arenenberg im Thurgau sehr bekümmert. Er traf vor einigen Wochen hier ein, um mit Kasthofer, Jaggi und einigen andern Männern der Bewegung zu conferiren. Der eidgenössische Oberst von Du Four, der das Vertrauen des Prinzen besitzt, hielt sich in Dienstgeschäften in Bern auf. Durch ihn erfuhr der Prinz die genauesten und die geheimsten Details von der Niederlage der Berner Radicalen. Im Falken, Bonaparte's Absteigequartier, wurde den Kasthoferschen Anzügen ein stilles Todtenamt gehalten. Ob Hortensia Bonaparte, die ihren Sohn begleitete und von hier nach Genf ging, an diesem stillen Seelenamte Theil genommen, habe ich nicht erfahren können. Ich glaube an ihre Theilnahme. Frauen wohnen gern Hinrichtungen und Grablegungen bei. Hortensia hat übrigens in ihrem Wesen viel Männliches. Rubens hätte sie in seiner Amazonenschlacht verwenden können. Sie ist sehr fleischig, eine ächt niederländische Figur, in deren Händen sich ein Commandostab recht gut machen müßte. Daher vielleicht die Vorliebe Napoleon's für seine Stieftochter und Schwä-

gerin. Der ehemalige König von Holland ſcheint den Geſchmack ſeines kaiſerlichen Bruders nicht getheilt zu haben. Hortenſia Beauharnois war nicht für Ludwig Napoleon geſchaffen.

Die Napoleoniden möchten ſich ſo gern an der Legitimität rächen, die, bei Lichte betrachtet, unſchuldig an ihrem Falle iſt. Sie haben ſich darum, mit einigen Ausnahmen, mehr oder weniger der Revolution in die Arme geworfen, die jedoch kein recht aufrichtiges Intereſſe an ihnen zu nehmen ſcheint. Sie beroch einen Napoleoniden nach dem andern, allein an keinem derſelben fand ſie das, was ſie ſuchte. Der Herzog von Reichsſtadt, der natürliche Erbe des Napoleoniſchen Ruhmes, war ihr entfremdet worden. Die Legitimität hatte ihn adoptirt. Ein früher Tod raffte ihn hinweg. Die Geſchichte Napoleon's ſollte mit ihm geſchloſſen werden. Die Vorſehung wollte ihn der Gefahr, die mit der Antretung der Erbſchaft ſeines großen Vaters verbunden war, überheben. Napoleon ſollte keine Fortſetzung erhalten. Reichsſtadt's früher Tod iſt vielleicht ein Glück für Europa. Der junge Prinz, der ſeinem Vater nicht ganz unähnlich war, der es oft ſehr tief fühlte, daß ihn die Umſtände aus den Armen des Ruhmes geriſſen, der darum den Umſtänden bitter grollte, hätte eine Ausſöhnung mit denſelben wagen können. Nach der Julusrevolution wäre dieſe Ausſöhnung nicht einmal ein Wagniß geweſen. Lafayette's Bedenken hätten ſich am Ende auch überſteigen laſſen. Franz I. wollte nichts davon wiſſen. Die Redlichkeit des öſterreichſchen Cabinettes iſt oft verkannt worden. Hier gab es einen handgreiflichen Beweis von der Tiefe ſeiner legitimen Geſinnun-

gen. Es wollte von der Revolution kein Geſchenk annehmen. Von einer Verſündigung an Karl X. konnte nicht die Rede ſeyn. Man wußte in Wien, daß ſich die ältere Linie der Bourbons überlebt hatte. Dem Hauſe Orleans, das mit der Revolution handelte, mit ihr tagte, brauchte man keine Rückſichten zu ſchenken. Der richtige politiſche Verſtand des Kaiſers konnte ſich über die Wichtigkeit des jungen Napoleon nicht täuſchen. Franz I. wußte, was ſein Enkel werth war. Als man von Seiten einer gewiſſen Partei in Wien in ihn drang, um ihn gleich nach der Juliusrevolution zum Kriege gegen Frankreich zu beſtimmen und ihm bei dieſer Gelegenheit von der ins Feld zu ſtellenden Truppenzahl vorredete, erwiederte Franz I. mit der an ihm gewohnten oft ſehr ſchlagenden Naivetät: Das hätte ich alles nicht nöthig. Ich brauchte ja nur meinen jüngſten Major zu ſchicken. Der Herzog von Reichsſtadt war wenige Tage vor der Juliusrevolution zum Major ernannt worden.

Unter den noch lebenden Napoleoniden iſt keiner, von dem man eine Fortſetzung des Helden von Auſterlitz erwarten könnte. Sie zehren ſammt und ſonders von den Erinnerungen an den Mann des Jahrhunderts, die ſie ſich auf verſchiedene Weiſe zubereiten. Sollte der Prinz Ludwig Napoleon den Geiſt ſeines Oheims vielleicht im Traume geſehen und ein Zeichen von ihm erhalten haben, durch das er ſich zur Fortſetzung des unausgebaut gebliebenen, ſchon zur Ruine gewordenen napoleoniſchen Münſters, der vielleicht nur in dem unvollendet gelaſſenen babyloniſchen Thurme ſeines Gleichen fände, berufen glauben könnte? Es gibt Leute, die wachend träumen, und die ſo ſehen, was ſie zu ſehen wünſchen. Lud-

wig Napoleon gehört nach Allem, was ich von ihm höre, zu diesen Leuten. Er ist ein wachender Träumer, der die Bälge seiner politischen Phantasien mit radicalen Gedanken ausstopft, ohne zu bemerken, daß diese radicale Füllung Motten erzeugt, deren Heißhunger die Bliße seiner politischen Dichtungen zu einer tabula rasa macht. Die Napoleonischen Arrièrepensées im Kreise Schweizerischer Reformer! Das ist bei Gott eine Versündigung an den Manen Napoleon's, dessen Geist schon allein darum seinem Neffen zürnen müßte. Nein, nein, Ludwig Bonaparte ist nicht berufen, der Fortsetzer Napoleon Bonaparte's zu werden. Der Berner Artillerielieutenant Napoleon hat die Absicht, die Militairschule zu Thun mit der Militairschule zu Brienne in einen magnetischen Rapport zu bringen. Er bedient sich dazu jener seidenen Nachtmütze, die das Haupt seines Oheims bedeckte, als dieser beim Schlafengehn die Mediation der Schweiz aus dem Hemdsermel schüttelte. Uebrigens ist der Berner Militairetat nicht wenig stolz darauf, einen Napoleon zu den Seinigen zählen zu können. Sie wissen ja, was man von den eidgenössischen Eitelkeiten neuesten Stiles zu halten hat.

Die Gebrüder Snell gelten viel bei dem Prinzen Ludwig, der sich sehr für die deutschen Flüchtlinge interessirt. Der Candidat Schultheiß aus dem Badenschen, der in einem Gedichte, Nachruf an Oken geheißen, zu München den Versuch des Verbrechens der beleidigten Majestät zweiten Grades beging, hat sich seiner besondern Gunst zu erfreuen. Der unglückliche Sänger, dessen Bekanntschaft ich hier machte, ist ein enthusiastischer Verehrer Napoleon's, den er in einem Liederkranze, Napoleonische Gedichte getauft, die in

Straßburg in's Franzöſiſche überſetzt werden und dann deutſch und franzöſiſch unter die Preſſe kommen ſollen, nach der Art deutſcher Liedler gefeiert hat. Ich weiß nicht, ob dieſe Lieder vor oder gleich nach der Bekanntſchaft des Prinzen empfangen und geboren wurden. Ich habe ihnen keinen Geſchmack abgewinnen können. Schultheiß's Muſe iſt viel zu ſchwach für den Ruhm Napoleon's. Sie leidet überdieß an Hyſterie, bekanntlich eine der allergefährlichſten Dichterkrankheiten, gegen die auch Réveillé in ſeiner Hygiène des hommes livrés aux travaux de l' esprit kein Mittel angibt. Ein Wiener Arzt, der neulich ein Buch über die Krankheiten der Vornehmen erſcheinen ließ, hat der Dichter, die ſich doch auch zu den vornehmen Leuten rechnen, mit keiner Silbe erwähnt. Da Wien doch einige vornehme Dichter beſitzt, ſo hätte auch für dieſe geſorgt werden ſollen. Es iſt nichts an dem Buche. Ich warne Sie vor dem Ankaufe dieſer Sudelei. Byron, Manzoni, Göthe, de la Martine, Victor Hugo und Zedlitz haben Napoleon beſungen. Sämmtliche Lieder, mit alleiniger Ausnahme des Göthe'ſchen, ſind Trauerklänge. Sie haben den Geruch der Todtenkränze. Auch Byron's Strophen auf die Abdication des Kaiſers wuchſen auf dem campo santo. Göthe beſang Napoleon's Einzug in Weimar, eine Epiſode aus der deutſchen Schmachgeſchichte. Das konnte auch nur Göthe thun. Die Freunde des Dichters ſchämten ſich dieſer Schandreime. Sie ſind darum auch der Geſammtausgabe der Göthe'ſchen Werke nicht einverleibt worden. Die Lobhudeleien des Candidat Schultheiß verlieren dadurch, daß ſie dem Sünden- und Todesfalle Napoleon's folgen, einen

Theil ihrer Niedrigkeit, ob ſie gleich auf der andern Seite als Lohnbedienten des Prinzen Ludwig Bonaparte zu Arenenberg, der dem armen Sänger einen Jahrgehalt ausgeworfen haben ſoll, in die Verwandtſchaft der griechiſchen Bettlerdiſtichen hineingerathen, die gerade nicht zu den ehrenvollſten Sippſchaften gerechnet werden kann. Das Diſtichon hat übrigens als Bettler eine gewiſſe Eigenthümlichkeit. Es trotzt, es fordert dreiſt, es ſetzt demjenigen, von dem es etwas begehrt, die Piſtole auf die Bruſt. Es iſt eine Art von Highwayman, ein berittener engliſcher Straßenräuber, dem das: La bourse ou la vie: eine tragiſche Grazie verleiht. Wenn ſich das lyriſche Lied auf's Betteln legt, ſo iſt es um alle Grazie geſchehen.

Schultheiß, der ſich augenblicklich mit einem großmächtigen didactiſchen Gedichte auf die — Cholera beſchäftigt, wird nach der Vollendung dieſer Rieſenarbeit Hand anlegen an eine — Napoleonide, an ein ungeheueres Heldengedicht, das alles, was bisher im Fache des Epos erſchienen, den Renommiſten Zachariä's nicht ausgenommen, überflügeln ſoll. Die Napoleonide ſoll auf Actien erſcheinen, in die ſich die Familie des Kaiſers theilen und dadurch den Sänger ihres großen Verwandten in den Stand ſetzen wird, ein Werk zu vollenden, dergleichen kein legitimes Fürſtenhaus aufzuweiſen hat. Schultheiß, der von hier nach Straßburg gehen und dort ſeine franzöſiſchen Sprachſtudien beginnen will, — der Sänger Napoleon's kann zur Stunde noch nicht franzöſiſch leſen — meint, daß er zehn bis zwölf Jahre zu den Vorarbeiten zu ſeinem Epos brauchen dürfte. Er findet unter andern die Bereiſung des Schauplatzes der Napoleo-

niſchen Heldenthaten für unerläßlich nöthig. Es iſt ihm um das Localcolorit zu thun. Er wird zu dem Ende auch eine Meſſung der Pyramiden vornehmen und ſich drei bis vier Monate bei den Mamme.ucken einquartieren. Die Familie Napoleon läßt ſich den Ruhm ihres Ahnherrn etwas koſten. Herr Schultheiß wird à la Milordo reiſen, nicht wie der arme Taylor, der nach Robert Southey's Claſſificatien der Poeten, ein Waſſerpoet war, und der von ſich ſagen durfte:

J made my journey for non ends,
But to get money and try my friends.
They took a book worthy twelve pence, and were bound
To give a crown, an angel or a pound.

Den Betrag der Actien auf die Napoleonide habe ich nicht genau erfahren können. Wie ich höre, ſo ſtehen ſie mit den zur Entwäſſerung des Domleſchger Thales in Graubünden ausgegebenen Actien in gleichem Preiſe. Mit dieſem letztern Unternehmen iſt eine Correktion des Rheines verbunden, der, nachdem er die ſchwere Prüfung des verlornen Loches beſtanden, das Domleſchger Thal bezieht, wo er ſich zuerſt beſonnen und ruhig zeigt, bis die finſtre Rola zu ihm tritt, und ihn zu jenen Ausſchweifungen verleitet, die das reizende Thal zur Sandwüſte machen. Sollte die Schultheißiſche Napoleonide der deutſchen Poeſie als Entwäſſerungsanſtalt dienen, ſo wollten wir ſie willkommen heißen. Wir müſſen das Beſte hoffen. Wahrſcheinlich ſteht das didactiſche Lied des jungen Sängers, die Cholera genannt, mit den

Vorarbeiten zu der Napoleonide in genauer Verbindung. Zwiſchen dem Einſiedler von St. Helena und der Cholera laſſen ſich ſehr leicht Beziehungen entdecken, die, zu einem ungeheuern Knäuel verſponnen und verwirrt, nur durch das Heldenſchwert von Marengo oder Jena zu zerhauen und ſo epiſch zu löſen ſeyn dürften. Wünſchen wir Herrn Schultheiß Glück zu dieſem Hiebe.

Die Noth konnte früher die Deutſchen nicht erfinderiſch machen. Sie verloren im Unglück den Kopf und legten ſich in der Verzweiflung auf's Beten oder auf's Stehlen. Die Dinge haben ſich geändert. Man kennt den jetzigen Deutſchen in der Noth nicht wieder. Er beſteigt in der Verzweiflung das Catheder und geht mit Heldengedichten ſchwanger, die bald als Eroberer vor die neue Zeit treten werden. Wenn ich unter den Berner Profeſſoren hier und da auf einen deutſchen Flüchtling ſtoße, wenn ich pro hospite deſſen Collegium beſuche, ſo kann ich mir zwar nicht verhehlen, daß der Lehrſtuhl dieſer Herrn einer verdächtigen Höhle gleiche, allein dieſe Höhle hat doch ein gelehrtes Anſehn, und erinnert an jenes Falſchmünzerloch in der Wüſte Thebais, das nach der Legende dem heiligen Paulus, wenn auch nur auf kurze Zeit, ein Obdach bot. Dieſer Gedanke drang ſich mir in den ſtaatswirthſchaftlichen Vorleſungen des Herrn Profeſſors Siebenpfeiffer ſehr lebhaft auf. Das eidgenoſſiſche, vor allem aber das Berner Aſylrecht kann für die deutſche Literatur ſehr fruchtbar werden, wenn es nicht vielleicht durch die Schnellſche Partei, die aus der Schweiz ein Reich der Mitte zu machen wünſcht, ein kleines Sina, in ſeinen wohlthätigen Wirkungen eine Unterbrechung erfährt und ſo in ein

Strandrecht ausartet, das die Trümmer deutſcher Flüchtlingsweisheit als gute Beute an den Ufern der Mittelaar zur Ausſtellung bringt. Der Berner Volksfreund dürfte ſeine Leſer in Kurzem mit einigen Gebeten um den Segen des Strandrechtes überraſchen. Die armen deutſchen Profeſſoren an der hieſigen Hochſchule, die den Radicalismus im Magen und im Herzen tragen, werden den kleinen Meſſias bald aus dem Magen heraus und in die Beine eskamotiren und ein Ferſengeld bezahlen müſſen, zu deſſen Aufbringung ich ſie ſchon im Geiſte die letzten Fetzen deutſchen Witzes an die Berner Trödeljuden verkaufen ſehe. Dann kann der Prinz Ludwig Bonaparte ſeiner radicaliſtiſchen Hochherzigkeit ein Denkmahl ſetzen. Eine Colonie vertriebener, deutſcher Profeſſoren zu Arenenberg! Wie gefällt Ihnen der Gedanke? Man erzählt und ſchreibt ſo viel von der Coloſſalität der ruſſiſchen Militaircolonien, und es liegt auch wirklich etwas Gewaltiges in dieſem Inſtitute, allein die Errichtung einer Gelehrtencolonie wäre doch noch viel gewaltiger. Wer weiß, was Ludwig Bonaparte thut. Vor einer ſolchen Colonie müßten die franzöſiſchen Doctrinairs das Gewehr ſtrecken, zumal wenn man mit jener Anſiedelung eine epiſche Dichterſchule verbände, die gleich der Barthelemyſchen Nemeſis kaninchenartig ihre Sätze machte.

Ein gemäßigter Berner Patrizier, der den neueſten Berner Dingen ruhig zuſchaut, bot mir heute eine Wette an, daß die Gebrüder Snell binnen ſechs Monaten aus dem Lectionscataloge der hieſigen Hochſchule verſchwunden ſeyn würden. Ich ging in die Wette ein und habe ſechs Flaſchen Champagner daran geſetzt. Sollte die Schnellſche Partei

ihren kleinlichen Meinungshaß wirklich ſo weit treiben, daß ſie die Profeſſoren Ludwig und Wilhelm Snell, die ihr Alles an den Radicalismus wagten, die noch jüngſt mit der Burgdorfer Klike Hand in Hand gingen, ihrer Stellen an der Berner Univerſität entſetzen laſſen könnte. Ich möchte ungern an dieſe Nichtswürdigkeit glauben. Dem erbärmlichen, philiſterhaften Berner Parteihaſſe iſt zwar alles zuzutrauen. Die Gebrüder Schnell ſchämen ſich jetzt der Snellſchen Kameradſchaft. Sie wollen in dem Juſtemilieu ihrer jetzigen Stellung von den alten politiſchen Sympathien nichts mehr hören. Ludwig Snell's giftige Feder erinnert ſie unaufhörlich an die alte gute Zeit. Der Züriſcher Republicaner und der Schweizeriſche Beobachter tragen die Snellſchen Briefe, die als unverſiegelte Briefe von aller Welt geleſen werden, und die Gebrüder Karl und Hans Schnell um allen Credit bringen. Der alte Samuel Schnell beißt ſich dabei aus Verdruß in die Lippe und flucht der naſeweiſen deutſchen Schulweisheit. Wenn ſich kleine Leute ſchämen, ſo ſind ſie am gefährlichſten. Nur große und edle Menſchen geſtehen ihre Irrthümer ein. Sie ſchämen ſich zwar auch, allein die Schamröthe auf ihrer Wange hat nichts gemein mit dem Roth der gebrannten Ziegel, mit der Bronze, die ſich an die Naſe des gewöhnlichen Säufers anlegt, ſie gleicht vielmehr dem Purpur der nach einigen trüben Tagen heiter aufgehenden Sonne und trägt dem Entſchluſſe, den eingeſtandenen Irrthum durch die That gut zu machen, leidenſchaftlos die Fackel vor. Dahin können freilich die Gebrüder Schnell nicht kommen. Die Eitelkeit ſteht ihnen überall im Wege. Sie rangiren mit den kleinen Leuten.

die in der Schamperiode tolle Leute werden. Kasthofer hatte daher nicht unrecht, wenn er in dem Gesuche an den Großen Rath um Entlassung aus demselben, Hans Schnell einen wahnsinnigen Redner nannte. In Bern wirft sich auch das Justemilieu, bekanntlich die besonnenste und rücksichtsvollste aller politischen Creaturen, aus der Art. Hier wird es zu einem an der Hydrophobie leidenden Maulesel, der wild um sich schlägt und wild um sich beißt und dabei noch etwas anderes thut, durch dessen Namhaftmachung ich gegen den Briefanstand verstoßen würde.

Achtzehnter Brief.

Bern, am 2. May 1835.

Wenn die Professoren Ludwig und Wilhelm Snell nicht zu Kreuze kriechen, wenn sie den wahnsinnigen Burgdorfer Redner nicht versöhnen und dem im Großen Rath geschlagenen Radicalismus das Geleite zur Gruft geben, so ist es um ihre Stellen und um meinen Champagner geschehen. Der Berner Volksfreund, der bekannte Waffenträger der Burgdorfer Partei, der aber auch zugleich der Bote der Berner Regierung, und als solcher eine persona publica ist, hat in seiner 21 Nummer einen Schuß gethan, bei dem sie an den berühmten Pfeil denken können, den der Ritter Heinrich von Hünenberg im Jahre 1315 über die Verschanzungen von St. Adrian den Schwyzern zusandte. Es war dieß ein Warnungspfeil. Der an demselben befestigte Zettel enthielt die Worte: „Hütend euch am St. Otmarsabend am Morgarten". Die Eidgenossen verstanden den Ritter, und die Schlacht von Morgarten ward gewonnen. Sie hing der eidgenössischen Freiheit das große Siegel an. Jener Schicksalspfeil existirt noch. Er befindet sich in dem Besitze Herrn Zay's zu Arth im Canton Schwyz, eines patriotisch gesinnten Mannes, der zwischen der St. Adrian's Capelle und Arth, an der Stelle, von welcher Hein-

rich von Hünenberg den Warnungspfeil abſchoß, 1821 eine Pyramide errichtete, ein ächt eidgenoſſiſches Mahlzeichen, das ich gegen keine Petersburger Iſaacskirche vertauſchen möchte. Jener Platz iſt ein wahrhaft hiſtoriſcher Boden, den eine einzige geſchichtliche Erinnerung nicht ausfüllen konnte. Hier war es auch, wo die Schwyzeriſche Landwehr den 1798 gegen Zug vordringenden Franzoſen die Spitze bot.

Der Pfeil, den der Berner Volksfreund in das Lager der Berner Radicalen abſchoß, ſoll auch ein Schickſalspfeil ſeyn, er ſoll mahnen und warnen, vielleicht gar ſühnen und heilen. Hans Schnell, dem wir den altrömiſchen Zunamen Sagitta, den Bogenſchützen, geben, den wir in dieſer Eigenſchaft in den Berner Thierkreis gleich hinter den Krebs ſtellen, dem wir den Schwanz dieſer Amphibie zum Spielen in die Hand geben wollen, iſt ein hochſtudirter Mann, der von der Heilkraft der Lanze des Achilles hörte. Der Pfeil, den der Berner Volksfreund gegen die Radicalen ſandte, könnte am Ende etwas von jener Achilleiſchen Lanzenheilkraft beſitzen. Es dürfte freilich nicht leicht werden, Ludwig Snell, der als Repealer ohne alle plaſtiſche Anmuth daſteht, der wie die Fauſt auf's Auge in den griechiſchen Heroenkreis paßt, als Telephus einzukleiden. Wenn ich mich indeſſen auch dieſer undankbaren Arbeit unterziehen, wenn ich den Faltenſchlag der Empfindungen des Berner Profeſſors des ſchweizeriſchen Staatsrechts, die ſehr viele Brüche haben, maleriſch ordnen wollte, ſo würde mir doch der Ulyſſes fehlen, der aus dem Roſte des Wurfſpießes des Achilles jene Salbe bereitete, die allein des Telephus Wunde heilen konnte. Ich weiß ſchon, was ich mache. Herr von Fallenberg,

der zu Zeiten recht ſchlau ſeyn kann und der in der Sitzung des Groſſen Raths vom 2 d. M. wirklich ſo ſchlau war, daß er es weder mit der Kaſthoferſchen noch mit der Schnellſchen Partei verdarb, muß die Rolle des Ulyſſes übernehmen und den Roſt des Burgdorfer Warnungspfeiles zu einem Umſchlage für Ludwig Snell verarbeiten. Schon höre ich das Ovidiſche: Opusque meae bis sensit Telephus hastae ſentimental epiſch von Hans Schnell's Lippen rieſeln. Nein, nein, ich habe falſch gehört. Der Achilleiſche und der Schnellſche Zorn können nicht vor einen und denſelben Wagen geſpannt werden. Auch die Traveſtie hat ihre Grenze. Die Lanze des Achilles war nur gegen die Wunde zu gebrauchen, die ſie ſelbſt geſchlagen. Dieſe Wunden waren offene und ehrliche und dabei Ehrenwunden, mit deren Verbinden ſich ſogar Göttinnen befaßten. Die Wunden, die der Große Burgdorfer Hans ſeinen ehemaligen radicalen Freunden beibrachte, ſind Brauſchen und Contuſionen, dergleichen der gemeine Handwerksburſchenknittel gibt und die wenigſtens für den Geber nichts ehrenvolles haben. Hofft Herr Hans Schnell etwas von der Heilkraft des Warnungspfeiles des Berner Volksfreundes, ſo irrt er ſich. Wäre ſeine Hoffnung gerecht, ſo müßten die Gebrüder Snell eine Rhinozeroshaut habtn, die ich ihnen nicht zutraue.

Der Ritter Heinrich von Hünenberg faßte ſich ſehr kurz. Mit ſieben Worten war die Sache abgemacht. So kurz kann ſich der Berner Volksfreund oder vielmehr Herr Hans Schnell nicht faſſen. Dieſem würden ſieben mal ſiebzig Worte nicht genügen. Der gute Hans muß einen weiten

Anlauf nehmen. Darum iſt er auch für das Epigramm nicht gemacht, das ſich ſonſt der barſchen Hände nicht zu ſchämen pflegt. Auf dem Papiere, das der Volksfreund in das Lager der Berner Radicalen ſchoß, war Folgendes zu leſen:

„Mögen gewiſſe Herren, die ſich ſeit einiger Zeit tête baissée in die Bernerſche Politik geworfen haben und dem Großen Rathe und der Regierung den Gang vorzeichnen wollen, den ſie zu durchlaufen haben, von den nagelneuen Nationalen in der Schweiz unter die Hochgeſtellten gezählt werden, dagegen haben wir durchaus nichts; die Ehre mögen wir ihnen herzlich gern gönnen; in Bern aber zählt die Regierung dieſe Herren unter die Angeſtellten, von denen ſie wünſchen muß, daß ſie im Canton nichts anderes anſtellen möchten, als wozu ſie angeſtellt ſind. Nun verlangt die Regierung von Bern von ihren Angeſtellten, daß ſie ſich der Wahrheit befleißigen, ihre Amtspflichten getreu erfüllen und in redlichem Sinn das Ihrige zur Wohlfahrt des Cantons beitragen ſollen, was eher an der Hochſchule als im Adler und beim Diſtelzwang geſchehen kann. Der vom Volk aufgeſtellten Regierung und nicht einigen Hochgeſtellten ſteht die Beurtheilung zu, in wie fern Angeſtellte ihren Pflichten nachkommen, ob ihre Thätigkeit eine heilſame Wirkung auf den Canton hervorbringe, oder ob ſie nicht vielleicht höchſt ſchädlich einwirken, Hader hervorrufen und mittelſt deſſen die heiligſten Rechte des Volkes gefährden, ſei es aus Verblendung oder aus Bosheit, im Erfolge kommt es auf's Gleiche

hinaus. Muß die Regierung finden, das Treiben ihrer Angeſtellten ſey ſo beſchaffen, daß ſie den Hoffnungen und Erwartungen nicht entſprechen, welche ſie bei ihrer Ernennung in ſie geſetzt hat; muß die Regierung zu ihrem großen Bedauern gewahr werden, daß ſie von ihren eigenen Angeſtellten fortwährend verdächtigt und verläumdet wird und daß dergleichen unſinnige Verdächtigungen und Verläumdungen irrige Begriffe erzeugen, Unruhe unter dem Volke erregen, Mißtrauen pflanzen, ſo wird es ihre heilige Pflicht, ſolche Männer aus dem Staatsdienſte zu entfernen, die ihren Handlungen ſchlechte Zwecke unterlegen, ſie der Untreue an den volksthümlichen Grundſätzen beſchuldigen und des Hochverraths verdächtigen. Durch Entfernung ſolcher Männer wird die Regierung dem geſammten Volke beweiſen, daß ſie ihre Stellung kennt, und kräftig zu handhaben weiß."

„Der Große Rath der Republik Bern hat bereits an einem Cantonsbürger ein Exempel ſtatuirt und würde es eben ſo unbedenklich gegen Cantonsfremde in Anwendung bringen; der Regierungsrath iſt ſchon oft in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt worden, Abberufungen zu verhängen, wo die Motiven nicht ſo ausgeſprochen vorlagen, als ſie bezüglich auf gewiſſe Leute am Tage liegen. Wir ſagen dieß zur letzten Warnung derjenigen, die glauben möchten, die Regierung von Bern werde von ihren eigenen Angeſtellten Verdächtigungen und Verläumdungen ungeahndet hinnehmen! Der Beobachter und der Republicaner, der Republicaner und der Beobachter, (ſeit einiger Zeit einer das

Echo des andern) mögen dann eine allfällige Abberufung eben ſo argliſtig commentiren, weil ſie die Voruntersuchung in Sachen der vorörtlichen Indiscretion commentirt haben, die Freude wird man ihnen gern laſſen! Ja, ſie können ein ſolches Verfahren oder Ausfahren einen coup de main oder einen coup d'état heißen, wie eine gelehrte Perſon letzthin gethan haben ſoll, auch dagegen wird man nichts haben. Die Berner halten ſich an die Realität und überlaſſen die Sophiſtik dem Liebhaber u. ſ. w."

Dieſer Artikel mag Ihnen zugleich als Probe von der Schnellſchen Familienſprache dienen. Sie iſt bei allen Gliedern des regierenden Hauſes zu Bern dieſelbe und wird es auch bleiben. Samuel Schnell, das Haupt der Familie, ſcheint gegen das Kreuzen der Racen entſchieden zu haben. Das Schnellſche Geſchlecht ſoll ein full blood bleiben. Darum gab er ſeine älteſte Tochter Hans Schnell ſeinem Vetter, den er ſchon bei Lebzeiten zum Mitregenten annahm, und der nach ſeinem Tode die unſichtbare Krone der Republik Bern tragen wird. Samuel hat zwar einen Sohn, allein dieſer Sohn iſt ein Idiot, und zwar ein philoſophiſcher Idiot, ein Weltweisheitsnarr, ein auf dem Kopf gehender Metaphyſiker, der, käme er je zum Regiment der Republik, das Oberſte nach Unters kehren würde. Ich lernte dieſes Original im Jahre 18** im Bade zu *** kennen. Eine geiſtvolle Bernerin, die Freundin Bonſtetten's und Wilhelm Auguſt Schlegel's mußte ſich von ihm beweiſen laſſen, daß die Seele in der linken Wade ihren Sitz habe. Schnell trank das Waſſer nicht friſch, er ſchöpfte es

vielmehr aus einer Pfütze und behauptete, daß nur das von der Sonne durchkochte Sumpfwaſſer das eigentliche Lebenswaſſer ſey, daher man die Kinder nicht mit Brunnen, Röhr- oder Fluß-, ſondern mit Sumpfwaſſer taufen ſollte. Die Metaphyſik und das hiſtoriſche Recht, von denen beiden der große Samuel ſo verächtlich ſpricht, die er für Sumpfvögel erklärt, wurden durch dieſen Sohn an ihm gerächt.

Es iſt doch eine kleinliche Republik, die bei den papiernen Schüſſen eines Deutſchen Profeſſors zuſammenfährt! Die Regierung zu Bern muß auf ſehr ſchwachen Füßen ſtehen, wenn ſie vor einem Snellſchen Zeitungsartikel zu zittern Urſache hat. Sind denn die herrlichen Träume von Preßfreiheit und was an dieſer hanget, mit einemmale verſchwunden? Was iſt aus den reizenden Phantaſien von der Freiheit des Wortes, von der Macht des Petitionsrechtes, von der Verantwortlichkeit der Regierung, von der Infallibilität des Volkes u. ſ. w. geworden? Sie liegen als getrocknete Aepfel, die der große Burgdorfer Affe im Jahre 1831 unreif vom Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen herabſchüttelte, in der Samuel Schnellſchen Vorrathskammer, aus der ſie von Zeit zu Zeit, wenn man ihrer bedarf, als Schauäpfel unter beſondern Feierlichkeiten hervorgeholt und dem guten Berner Volke in der heiterſten Advocatenperſpektive gezeigt werden. Was iſt wohl von einer Regierung zu halten, die, nachdem ſie ihre liberale politiſche Weisheit auf allen Märkten ausgeboten, ſo illiberal verfährt, daß ſie die Wiſſenſchaft als Magd behandelt, als einen Dienſtboten, den man nach Laune entlaſſen und aus dem Hauſe jagen kann? Bei Gott, unter ſolchen Umſtänden ſind die Profeſſoren an der Berner Hoch-

ſchule ſehr übel dran. Das iſt der Fluch der böſen That! Wenn die Geſichter ihrer politiſchen Meinungen den Machtmenſchen zu Bern nicht behagen, ſo ſchafft man ſie über die Grenze. Als Angeſtellte ſollen die Berner Profeſſoren jene Anſtelligkeit, jene Fügſamkeit, jene Geſchmeidigkeit, jene Hingebung beweiſen, die man von einem Bedienten fordert, der um die Liebe ſeines Gebieters buhlt. Die Berner Profeſſoren ſollen ſich in die Berner Farbe, oder richtiger geſprochen, in die Schnelliſche Livree ſtecken und ſich nie beigehen laſſen, ihren eigenen bürgerlich literäriſchen Rock zu tragen. Warum hat man ſie nicht auf die politiſchen Anſichten des regierenden Hauſes zu Bern förmlich beeidigt? Man konnte ja ſehr leicht aus dem Volksfreunde ein oder zwei ſymboliſche Bücher zuſammentragen, einen großen und einen kleinen Schnelliſchen Catechismus, und ſo der neuen Berner Literatur, vor allem der neuen Berner publiciſtiſchen Literatur den Glauben in und auf die Hand drücken. Das auf die Hand Drücken des politiſchen Berner Glaubens hätte als Einbrennung nach der Weiſe der Merkung der Galeerenſclaven oder auch als Einſchneidung, nach der Methode der Teufelsverſchreibung, ein äußeres Zeichen zurücklaſſen und das Wiedereinfangen der entlaufenen Profeſſoren erleichtern können. Schade, daß die Schnelliſche Politik allzuſehr den Einwirkungen des Wetters ausgeſetzt iſt. Politiſche Symbole müſſen dem Wetter trotzen. Die Schnelliſche Politik führt einen Wetterhahn im Wappen, zu deſſen Füßen ein Mammutslaubfroſch ſitzt, der ſich ſo gewaltig aufbläht, daß er dem Zerberſten nahe iſt. Die Laubfröſche ſind für den Meteorologen wichtig. Sie beſteigen auch Bäume. Der Laubfroſch im Schnelli-

ſchen Wappen war bei dem letzten großen Züricher Freiſchießen in dem eidgenoſſiſchen Freiheitsbaum geſehen worden. Das Thier hat ſeitdem an Dicke und Fettigkeit ſo zugenommen, daß ihm das Baumſteigen verleidet iſt. Ruhig ſitzt es darum zu den Füßen des Hahnes. Der Schnellſche Laubfroſch iſt in dieſer Conſtellation nicht ganz ſicher. Sie wiſſen, daß die Fröſche zu den Faſtenſpeiſen gehören. Wie, wenn ſich der Gallus, der bisher, ob er gleich ein apoſtoliſcher Vogel iſt, ſehr unapoſtoliſch benommen hat, in ſich ginge, wenn er ſich gleich dem Adler, dem Pfau und andern heraldiſchen Vögeln den Faſten unterwürfe, und die Keulen des Schnellſchen Laubfroſches als Faſtenkoſt verzehrte. Die Nachrichten aus Paris lauten bedenklich! Ich fürchte für den Burgdorfer Laubfroſch, der entkeult einen ſonderbaren Torſo bilden würde, den der politiſche Witz der Eidgenoſſenſchaft, wenn er um ein Fußgeſtell verlegen wäre, als Piedeſtal benutzen, und der dem Berner academiſchen Verſtande als grünes Brett zum Anſchlagen ſeiner Bills und Bulls erſprießliche Dienſte leiſten würde. In Deutſchland ſind die ſogenannten academiſchen ſchwarzen Bretter wirkliche ſchwarze Bretter. Sie haben die Sargfarbe und machen darum mitunter auch ein Leichenbittergeſicht. In Bern wäre es anders. Hier ſähe man ein grünes ſchwarzes Brett. Die Schreiner verarbeiten zwar nicht gern grünes Holz. Die Meublen aus grünem Holze ſind nicht formhaltig. Sie weichen bald aus den Fugen und bekommen Riſſe. Vielleicht tritt bei dem grünen academiſchen Holze zu Bern eine Ausnahme ein! Unter den Schnells gewiß nicht.

Das Fettwerden ſcheint übrigens eine Eigenthümlichkeit der Berner Reformatoren zu ſeyn. Bertold Haller, der

mit vier und vierzig Jahren ſtarb, hatte ſo an Umfang gewonnen, daß man den Eingang auf die Kanzel für ihn erweitern mußte. Daraus kann ich mir die Corpulenz der Schnells erklären. Fette Männer ſind übrigens den Schlagflüſſen ausgeſetzt. Die Burgdorfer Reformation wird an paralytiſchen Uebeln ſterben!

Ekelt Sie nicht der gemeine Wortwitz an, den der Berner Volksfreund mit dem Ausdruck Anſtellen treibt? War mir es doch, als hätte die Schnellſche Partei den Wiener Saphir in Rath genommen! Saphir könnte dem Berner Volksfreund auf die Beine helfen. Das Berner Juſtemilieu iſt das ungelehrteſte und unwitzigſte aller Juſtemilieus, das ſich glücklich preiſen ſollte, wenn der gemeinſte deutſche Humor irgend nie ihn zu beachten ſich herabließe. Wenn Ludwig Snell den Warnungsſchuß des Berner Volksfreundes unerwidert, wenn er ſich durch denſelben einſchüchtern läßt, ſo verdient er getreten zu werden.

In No. 32. des ſchweizeriſchen Beobachters heißt es mit Bezugnahme auf den Warnungspfeil des Berner Volksfreundes: Ueber die Drohungen, welche der Volksfreund ausſtößt, wollen wir zuletzt auch noch ein ernſtes Wort ſagen; denn dieſe Erſcheinung iſt funkel-nagel-neu. Eines von Beiden iſt nothwendig der Fall: Entweder haben dieſe Drohungen einen officiellen Charakter; dann ſtehen wir am Rande einer Verfaſſungsverletzung. Die Regierung hat dann, ohne den Bürgern irgend davon Kenntniß zu geben, ohne durch einen Beſchluß des Großen Rathes berechtigt zu ſeyn, ein officielles Organ ihres Willens geſchaffen, das nun auf einmal, ohne irgend eine rechtsbeſtändige Form, Be-

fehle verkündet und Strafen anbroht. Oder dieſe Drohungen haben keinen officiellen Charakter; dann aber hat offenbar der Volksfreund ſich eine Uſurpation der Functionen öffentlicher Behörden zu Schulden kommen laſſen. Denn Androhungen von Strafen und am wenigſten Drohungen von Abſetzung öffentlicher Beamten kann, wie alle Welt weiß, ſich nie eine Privatperſon erlauben; nur öffentliche Behörden haben dazu das Recht. Der Volksfreund würde in dieſem letztern Falle auf dem Wege ſeyn, einen Staat im Staate zu bilden und wir wollen dann ſehen, ob der Regierungsrath dieſe Untergrabung ſeiner Autorität dulden wird.

Ludwig Snell, dem dieſer Aufſatz zugeſchrieben wird, hatte nicht den Muth ſich zu nennen, ob ihn gleich der Volksfreund in einer Reihe bitterer Invektiven, die zu einem ſtehenden Artikel geworden waren, als das Haupt, wenigſtens als das geheime Haupt der radicalen Wühler, als den Federführer dieſer Partei theils mit Namen bezeichnet, theils durch ſteckbriefartige Beſchreibungen ſo genau ſignaliſirt hatte, daß man den Profeſſor des Schweizeriſchen Staatsrechts mit Händen greifen konnte. Ludwig Snell iſt auch ein Apoſtel, deſſen radicale Lehrſätze bisher für Evangelien gehalten wurden. Er beſitzt den gewöhnlichen deutſchen Profeſſoreneſprit, der im Vaterlande als zahme Ente im Hühnerhofe herumwatſchelt, die Myſterien des Hauſes beſchnattert, und darauf den Weiher befährt, wo er mit ſeinen gelblichrothen Füßen, die das Colorit eines halbgeſottenen Krebſes haben, Kreiſe ziehet, von denen er in ſeiner Eitelkeit glaubt, daß ſie das große Geheimniß der politiſchen Zirkelquadratur an's Land tragen müßten. Die zahmen Enten werden bisweilen wild.

Sie ſuchen dann das Weite, logiren ſich in See und Waldſümpfe ein, fallen über die grünen Saatfelder her und reißen das junge Korn mit der Wurzel heraus. Was ihr Schnabel nicht vernichtet, das geht unter dem Gifte ihrer Excremente verloren.

Man fürchtet hier die Deſertion der deutſchen Profeſſoren. Ich fürchte ſie nicht. Unter den Lehrern an der Berner Hochſchule gibt es einige vogelfreie Leute, die ihr kleines an das Schweizeriſche Aſylrecht angeklebtes Neſt nicht verlaſſen können. Dieſe Unglücklichen ſind zu bedauern. Sie müſſen, die Wortfreiheit auf der Lippe, grobes Gefangenbrod eſſen. Sind die Schnelliſchen Ausfälle etwas anderes als Gefangenbrod? Von den nicht vogelfreien hieſigen Profeſſoren, die ich die Ungezeichneten nennen will, wird ſich die Mehrzahl nach und nach wieder nach Deutſchland zurückziehen. So hat der Dr. Mohl ſchon vor zwei Monaten ſeine Dimiſſion eingereicht. Die Gebrüder Snell und Siebenpfeiffer folgten gern dieſem Beiſpiele. Das Vaterland iſt ihnen verriegelt. Sie müſſen die ihnen vom Schickſale auferlegten Prüfungen beſtehen. Bern ſcheint für den deutſchen Gelehrtenwitz zum Purgatorium beſtimmt zu ſeyn. Möchte er doch aus dieſem Fegfeuer, an dem leider nichts Dantiſches zu entdecken iſt, gereinigt hervorgehen!

Jener famöſe Artikel im Berner Volksfreund, mag er von Samuel oder von Hans Schnell herrühren, — das Schnellſche Familiengeſicht bleibt unverkennbar — gibt übrigens der Blößen ſo viele, er iſt eine ſo reiche Fundgrube des Witzes, daß der Schweizeriſche Beobachter und der Zürcher Republicaner Reflexionen darauf gründen können, vor denen ſich der Große und der Kleine Rath zu

Bern beſchämt zurückziehen würden. Wäre ich Redacteur der Berner allgemeinen Zeitung, des einzigen ariſtokratiſchen Blattes, das an der Mittel-Aar erſcheint, ſo wollte ich durch die Gloſſen zu jenem Artikel, die zu einer lectio perpetua werden ſollten, das neue Berner Regiment aus dem Felde ſchlagen. So keck wie das Haus Schnell mit der Republik Bern zu ſpielen anfängt, — als artet dieſes Spiel in ein ſogenanntes Affenſpiel aus — ſo keck trieb es keine Berner Junkerfamilie. Das Patriziat verlor doch die Dehors nie ganz aus den Augen. Von Dehors wiſſen die Schnells nichts. Sie ſind rohe Parvenus, die wie alle Parvenus mit Eigendünkel und Selbſtſucht überfüllt, an ihre Unentbehrlichkeit glauben, und die ſchwachherzige Republik unaufhörlich mit ihrem Zurücktritte bedrohen. Das Appelliren an die politiſche Uneigennützigkeit, als höchſte Inſtanz der Berner Reformmänner, iſt bei dieſen Leuten zur ſtehenden Redensart geworden. Es erinnert mich an die Mandſchuſprache, deren man ſich in Sina, ſelbſt da, wo das Mongoliſche als Hauptſprache gilt, zu den Inſchriften über den Kaufläden bedient.

Die Berner Kirchenreformation hatte an Jacob, Nicolaus und Reinhardt von Wattenwyl, den Söhnen des muthigen und frommen Schultheißen Jacob von Wattenwyl, drei Brüder, die es werth waren, in den Reihen der Reformatoren zu ſtehen. Bullinger, der ſeine Leute kannte, eignete ihnen ſeinen Commentar zu den Briefen des Apoſtels Paulus an die Theſſalonicher zu. Die Wattenwyls hatten Leben und Vermögen an die neue Ordnung geſetzt. Sie ſprachen nicht von ihren Opfern, von ihren Anſtren-

gungen. Aber andere ſprachen davon. Bullinger ſprach auch davon, ohne Uebertreibung, ohne Schmeichelei, wie er ſagt. Er redete nur von dem, was allen Frommen bekannt war. Die Gebrüder Ludwig, Carl und Hans Schnell ſind gezwungen, von ſich ſelbſt zu ſprechen. Noch haben ſie es nicht dahin bringen können, daß andere Leute, einige Burgdorfer Handlanger abgerechnet, von ihren Thaten, von ihren Opfern reden. Die Anträge und Rathſchläge der Gebrüder Schnell, und derer, ſo zu ihnen halten, ſind morceaux caquetés, Biſſen, zu denen man ſchmatzt, und die es nicht übel nehmen dürfen, wenn man ihnen Moliere's: Monsieur Josse, Vous êtes orfevre in's Ohr raunt.

Ich gebe Ihnen zum Schluſſe noch ein Gedichtchen auf Hans Schnell, das der Schweizeriſche Beobachter vor einigen Tagen ſeinen Leſern auftiſchte. Es führt die Ueberſchrift Räthſel, iſt aber ſo wenig ein Räthſel, daß auch der bartloſeſte Berner Brodſchrankſchlüſſel zur Eröffnung dieſer Myſterie benutzt werden kann.

Zierlich in der blauen Jacke,
Auf der Naſe ſchwer bebrillt,
Zeigt dem nationalen Packe
Er, um was es heute gilt.

Grillenfänger, hohle Köpfe,
Metaphyſik — fürchterlich!
Schufte, Schurken, Deutſche, Tröpfe,
Mich, den Volkshahn, hetzt ihr mich?

Und was habt ihr? Nicht fünf Batzen,
Also wißt vom Volk ihr nichts;
Euch zerdrück' ich wie die Spatzen
Des Patrizergezüchts.

Wie er mit den Fäuſten bräute!
Und ſein Name reimt auf Tell.
Sagt, wer iſt das, lieben Leute?
Ei, das iſt ja unſer — — *)

Die politiſchen Gedichte werden den privilegirten Gelegenheitsgedichten beigezählt, bei denen die Critik ein Auge ſchließt. Das Räthſel gibt übrigens getreu die Worte wieder, deren ſich Hans Schnell in der großrathlichen Sitzung vom 2. d. M. gegen den Anzug der radicalen oder nationalen Partei bediente. Das Gleichniß mit dem Spatz iſt ein eingeriegtes Gleichniß, ein verſtoßenes Hans Schnellſches Kind, deſſen ſich die Patricier annahmen und für das auch Kaſthofer, zum Verdruſſe ſeines unnatürlichen Vaters, zu ſorgen anfängt. Wenn ich nicht irre, ſo habe ich Ihnen in meinem Briefe vom 4. d. M. die Geſchichte des Hans Schnellſchen Spatzes gegeben.

Der Profeſſor Ludwig Snell glaubte ſich gegen die Autorſchaft dieſer Reime förmlich und öffentlich verwahren zu müſſen. Der Spatz iſt hier ein heiliger Vogel.

*) Dieſe Zeile könnte man auch durch folgende erſetzen:
Schweigt, wenn euch nicht juckt das Fell.

Neunzehnter Brief.

Bern, am 10. Mai 1835.

Sie irren, wenn Sie von den drei Gebrüdern Lerber die Schnellische Einigkeit erwarten. Carl, Beat und Franz von Lerber ſind zwar rückſichtlich ihres Anſchließens an die ſogenannte Berner Revolution gleiche Brüder, doch tragen ſie nicht gleiche Kappen. Das alte Berner Patrizierweſen widerte die Lerber an. Carl, von dem ich Ihnen unter dem 6. December ſchrieb, konnte unter der vorigen Regierung weniger experimentiren. Man hatte nicht Luſt, ſeinen Philanthropismus, ſeine Excentricitäten auf Roſen zu betten. Beat fand als ein geborner Reformer, als eine Traveſtie von Lord Durham, als ein in das Berner Deutſch überſetzter Lord Ruſſel, bei dem Alten ſeine Rechnung nicht. Franz hatte als Engliſcher Officier den Berner Junker ausgezogen. Er wollte gewiſſe Zeitgemäßheiten, er verlangte Conceſſionen, die man von Seiten der Ariſtokratie verweigerte. Franz von Lerber hatte Recht, die Berner Ariſtokratie hatte Unrecht. Franz von Lerber, der unter der neuen Ordnung der Dinge als Regierungsſtatthalter nach Interlacken ging, merkte bald, daß die Radicalen von dem rechten Wege ablenkten. Er wollte mit ihren Tollheiten keine weitere Gemeinſchaft haben. Er zog ſich von den öffentlichen Geſchäften zurück. Seine nicht ganz feſte Geſundheit bot ihm dazu einen willkom-

menen Vorwand dar. Beat von Lerber ſchwamm mit dem Strome des wilden Radicalismus fort. Er zeichnete ſich bald als Taucher aus und brachte Dinge zu Tage, über die ſeine Cameradſchaft in Staunen gerieth. Sich gleichbleibend iſt er noch zur Stunde, was er nach dem großen Tage von Münſingen war. Kaſthofer, Jaggi, Schnyder und wie die Leute in partibus heißen mögen, ſtehen ſeinem Herzen näher, als die eigenen Brüder. Er weiß, was er will, ob er gleich nicht das Rechte will. Die Anzüge des Lehrers im Walde waren für ihn, der den Wald vor Bäumen nicht ſieht, grüne, öſterlichgrüne Anzüge, deren Fall er nicht verſchmerzen konnte. Die Niederlage ſeiner Partei am 2. März d. J. zählt er zu den traurigſten Ereigniſſen der Republik. Hätte es von ihm abgehangen, ſo wäre eine allgemeine Landestrauer angeordnet worden. Kaſthofers und Jaggi's Ausſcheiden aus dem Großen Rathe hatte für ihn eine ſehr unglückliche Bedeutung. Er drückte dem berühmten Auszüger in einem Schreiben vom 10. März d. J., das der Schweizeriſche Beobachter wohlweislich zur Oeffentlichkeit brachte, ſeine Theilnahme aus.

Ich laſſe Lerber's Brief hier folgen. Als Beitrag zu den Radical-Schweizeriſchen Stylübungen iſt er nicht ohne Intereſſe. Als Condolenzſchreiben macht er ſich recht gut. Den deutſchen Briefſtellern fehlt es an Muſtern dieſer Art. Lerber ſchrieb:

Hochgeehrten Herren Forſtmeiſter Kaſthofer und Fürſprech Jaggi.

Hochgeehrte Herren!

Genehmigen Sie mein tiefes Mitgefühl über die ſchmerzhafte Behandlung, die Sie erlitten haben. Nur Leidenſchaft kann die Beweggründe und Handlungsweiſe von Männern verkennen, ja gar beſchimpfen, die der Freiheit, dem Vaterlande ſo eifrig dienen; und wozu es den höchſten Grad von Uneigennützigkeit und Muth bedarf, die herrſchenden Gewalten in ihren Irrungen aufzuhalten. Auch ich theile Ihren Irrthum (wenn es ein Irrthum iſt), zufrieden, daß wir, Statt vorzurücken, zurückglitſchen; und ſo lauter ich die Abſichten der andern Meinung glaube, ſo haben mich doch das abſcheuliche Preßgeſetz, die Geſetze über Synodus und Lehrfreiheit, und das Geßleriſche, „ſchauderhafte" Achtungsgeſetz ſchon lange überzeugt: daß man den Geiſt der Verfaſſung nur in der Verfaſſung ſuchen müſſe. Uebrigens iſt in die Geſetzgebung und ganze innere Haushaltung, bis auf Weniges, die alte von 1814. Dennoch, im Wahne ihrer Einbildungskraft, ſehen unſere Gegner die feſtgewurzelten Bäume laufen. Mir fehlt es am Geſichte, um ein Haar weit mehr Menſchlichkeit zu erblicken im Zuchthauſe oder in den Gefängniſſen, wo Elende (heißt es) Monate lang nicht verhört werden; vergeſſen werden frei zu laſſen; bei ½ Jahren ohne Urtheil ſind; eine Beſſerung zu finden, z. B. da, wo man die Leute bevogtet wie Mücken: für vorgerücktes Alter (!) unvorſichtige Handlungen u. ſ. w., oder gar ohne Grund, und wo es regnet von Kriegs- (Ausnahms) gerich-

ten u. ſ. w. So bereit ich bin, mein Leben zu wagen für unſere Regierung gegen die Feinde der Wahrheit und Gerechtigkeit, unſerer Verfaſſung und des Vaterlandes, ſo kann ich unmöglich dieſe Wendung ruhig anſehen, und die Erſtickung der Menſchenrechte kaltblütig betrachten; und ſo ſehr ich hohen Muth ehre, ſo muß ich es doch für Sorgloſigkeit halten, indeſſen unverſöhnliche Feinde auf uns anrücken, nicht einmal vorläufige Vorbereitungsverkehren zu treffen.

So ſehr ich Ihren Auftritt aus einem unerträglichen Stande ehre, ſo hätte ich doch gewünſcht, daß Sie Ihrer Vaterlandsliebe dadurch die Krone aufgeſetzt hätten, mit Geduld beſſere Zeiten abzuwarten. Der ſibiriſche Eiswind hat ſeinen höchſten Gipfel erreicht, und bald wird uns der Lenz, von Weſten und Nordweſten, eine liebliche Lebensluft bringen.

Schließlich ſtatte ich Herrn Fürſprech Zaggi meinen aufrichtigen Dank ab für die Vielen Anzüge (die, obſchon abgemehrt, in meinen Augen dennoch vortrefflich waren), ſo wie ſie im Beobachter No. 30. ſtehen.

Mit ausgezeichneter Hochſchätzung

Ihr geh. Diener

Beat von Lerber.

Der Stil dieſes Briefes hat viel durchſchnittenes Terrain, das bei großartigen Menſchen, die unter dem Anprallen der Leidenſchaften das Gleichgewicht behaupten, die Natur des ſeltſamen halländiſchen Waſſerſtaates annimmt, der, wenn er

ch theilweise zwölf Fuß tiefer als das ihn beſpülende Meer
gt, dem Wogenſchlage dennoch durch Dämme den Rang
gewinnt, während es bei kleinen Leuten, die ſchon durch
n Anflug einer Aprillaune über den Haufen geworfen wer-
n, den auf einer dem Waſſer ausgeſetzten Wieſe zerſtreut
genden Maulwurfshaufen gleicht. Beat Lerber ſteht im
griff ein Narr zu werden. Vielleicht iſt er es ſchon über
Hälfte. Er wird von zwei ſehr gefährlichen Feinden be-
gert und gedrängt. Vor ihm ſteht der Radicalismus. Hin-
ihm der Myſticismus: Sie wiſſen, was dieß ſagen will.
dlich fängt man doch auch in Deutſchland an, auf die ge-
ime Verbindung dieſer beiden feindlichen Mächte aufmerk-
n zu werden. In der preuſſiſchen Monarchie wollte man
ber nicht daran glauben. Man hielt die Radicalen und
Myſtiker für Gegenfüßler. Aus den Myſtikern in Schle-
n könnte am Ende noch ein deutſcher La Mennais
vorgehen.

Beat Lerber iſt als Menſch im Allgemeinen höchſt
tungswerth. Er beſitzt die Talente eines guten Familien-
ters, eines edlen Freundes, eines braven Bürgers, allein er
t den großen Fehler, daß er das Reich Gottes vor der Zeit
f die Erde herabziehen und die Welt auf ſeine Weiſe glück-
machen möchte. Das Reich Gottes iſt noch nicht reif. Es
t noch nicht einmal ausgeblühet, denn mit dem Eintritte
s ſogenannten tauſendjährigen Reiches geht erſt ſeine Blü-
nperiode zu Ende. Zum Fruchtanſetzen und Ausreifen braucht
wenigſtens noch fünfhundert Jahre. Die Myſtiker haben
verrechnet. Auch der gute Beat machte die Rechnung
ne den Wirth, als er ſich in honorem Dei der Revolution

in die Arme warf. Er glaubt übrigens an das, was er sagt und erscheint darum achtungswerther als die meisten Schweizerischen Reformer, die das, was sie sagen, selbst nicht glauben, aber dabei doch verlangen, daß andere Leute daran glauben sollen.

Herber, der unter der vorigen Regierung wegen amtlicher Beleidigung des damaligen Polizeipräsidenten von Wattenwyl, der gegenwärtig dem Berner Obergerichte vorsteht, aus der Stadt verwiesen war, — ausgeleistet, wie sich die Alt-Berner Kanzleisprache ausdrückt — hatte schon früher durch folgende Schrift: Polemisch-religiöser, Licht und Wahrheit verbreitender Federkampf, entstanden zwischen dem römisch-catholischen Herrn Oberherr Geiger, gewesenen Professor der Theologie in Luzern, und dem reformirten Emanuel Friedrich Fuchs, Handels-Commis in Bern, bei Anlaß des Uebertritts des Herrn Carl Ludw. von Haller von Bern, die Reutlingen 1824. in einer zweiten veränderten und vermehrten Auflage erschien, eine sonderbare Berühmtheit erlangt. Fuchs lieh dem sechshundert und sechs Seiten starken Buche seinen Namen, das mit folgender in dem Beiblatt der Schaffhauser Zeitung abgedruckt gewesenen Aufforderung anhebt:

„Der schwache, im Herrn sich stark fühlende F. Fuchs wirft den allergelehrtesten römisch catholischen Geistlichen den Handschuh vor."

„Da es leicht Schwachgläubige geben dürfte, die, dem Wahne blindlings folgend, ſich verleiten laſſen könnten, zu glauben: es wäre in der reformirten oder lutheriſchen Glaubenslehre nicht diejenige Seligkeit zu erreichen, wie in der römiſch catholiſchen; (was Herr C. L. von Haller von Bern in ſeinem, unterm 13 April letzthin von Paris aus, an ſeine Verwandten, dießfalls erlaſſenen Briefe, in merkwürdigen Sätzen, als Behauptung aufgeſtellt); ſo wird mittelſt deſſen, in der Ueberzeugung, daß Herrn von Hallers Behauptung irrig ſey, jeder noch ſo gelehrte Geiſtliche, römiſch catholiſcher Confeſſion, von einem ungelehrten Nichtgeiſtlichen, reformirter Confeſſion aufgefordert, ſich mit letzterm darüber, ſo wie über die übrigen von Herrn von Haller in dem berufenen Briefe angeregten Gegenſtände, in deutſcher Schriftſprache in Correſpondenz zu ſetzen, wobei aber nur die canoniſchen Bücher des alten und neuen Teſtaments und Vernunftgründe zuläſſig ſind.

Zum unzweifelbaren Beweiſe, daß dieſer Aufforderung weder politiſche Gründe, Ehr- oder Geldgier, beleidigter Stolz, noch irgend ein anderes Intereſſe unterliege, verpflichtet ſich der Betreffende, dem Gegner, der ihn in dem Kampfe in allem überweiſen ſollte, lebenslänglich die Nutznießung von ſechszehntauſend Schweizerfranken zu vier von einhundert jährlich zuzuſichern, das Capital aber, auf den Fall kinderloſen A[illegible]ns, einer milden Stiftung mittelſt Teſtaments zuzuwenden.

Sollte ſich darüber Zwiſt erheben, welcher Sieger ſey in dem Federkampfe, ſo ſollen von beiden Theilen unpartheiiſche Schiedsmänner erwählt werden.

unter dem sehnlichsten Wunsche, es möge sich zur Ueberzeugung aller Schwachgläubigen reformirter Confession bald ein Kampflustiger finden, wird angezeigt, daß nähere Nachfrage bei der Expedition dieses Blattes (der Schaffhauser Zeitungsexpedition) zu erhalten ist.

Bern den 18. Weinmonat 1821.

C. L. Fuchs."

Unter dem 27. October 1821. meldete sich der Oberherr Franz Geiger, ehemaliger Professor der Theologie zu Luzern. Er hob den Handschuh auf, verlangte jedoch, daß zuvor genau bestimmt werde, was unter Natur und Vernunft zu verstehen sey, auch forderte er darüber eine Erklärung: Ob die Texte des neuen Testaments so zu nehmen, wie sie nach dem Buchstaben vorliegen, oder wie man selbige im Alterthum verstanden, oder ob sie nach der neuern und neuesten Deutung aufzufassen. Herr Geiger, der im Gefolge seiner Devise: *Gratis accepistis, gratis date*, auf den ausgesetzten Preis verzichtete, stellte übrigens noch den Antrag auf eine genauere Bestimmung der Ausdrücke: Was macht selig? und wer wird selig? Nachdem die fraglichen Gegenstände brieflich ihre Erledigung gefunden, begab sich Fuchs nach Luzern, wo am 10. November 1821. zwischen ihm und dem Oberherrn Geiger ein Vertrag geschlossen wurde, den ich Ihnen als Curiosität wörtlich hier folgen lasse.

Zwischen dem ungelehrten Emanuel Friedrich Fuchs von Bern, von reformirter Confession, als Herausforderer.

und dem gelehrten Hochwohlehrwürdigen Herrn Oberherrn Geiger, gewesenen Professor der Theologie in Luzern, von der römisch-catholischen Confession, nun als wirklich Herausgeforderten; zu welchem die vom Ersteren unterm 18. October 1821. im Nachläufer des Schweizerboten Nro. 42. von Aarau eingerückte Aufforderung, und vom Letztern unterm 27. desgleichen Monats, in dem Zuger Wochenblatt Nro. 43. als Beantwortung eingerückten Aufsätze Anlaß gaben:

1) Verpflichten sich Beide, Licht und Wahrheit, und dieses ohne nur das mindeste Interesse, unter ihren Mitmenschen (welche sie alle als ihre Brüder und Schwestern anerkennen) zum Seelenwohl derselben zu verbreiten.

2) Verpflichten wir uns: daß, wenn der Eine oder der Andere stattfindende, eingeschlichene Irrthümer und Mißbräuche in ihren entgegengesetzten Religionen glaubt: daß er solche nach seinem Wissen und Gewissen, nach allen Kräften rügen kann und soll, und daß wir uns beiderseitig unsere Gedanken über die reformirte und römisch catholische Religion überhaupt mittheilen können, woraus es sich dann ergeben soll, was selig mache und wer selig werde.

3) Verpflichten wir uns, alles Angebrachte und Geäußerte auf eine der Natur der Sache angemessene, vernünftige und verständig unscholastische Art aus der heiligen Schrift und hauptsächlich aus dem catholisch van Ghischen neuen Testament, so wie auch, wo es nöthig ist, aus der Kirchengeschichte zu beweisen.

4) Verpflichten wir uns auch, daß keiner dem andern verwehren wolle, diese unsere dereinst beendigte beiderseitige

Correſpondenz öffentlich, ſowohl dem römiſch catholiſchen, als proteſtantiſchen Publicum zur Beurtheilung im Druck bekannt zu machen.

Iſt alſo doppelt ausgefertigt, und von beiden Seiten eigenhändig unterſchrieben worden, in Luzern, den 10. November 1821.

(L. S.) Franz Geiger,
Chorherr zu Luzern.

(L. S.) Emanuel Friedr. Fuchs,
in Bern.

Der Luzerner Chorherr gab, was er geben konnte. Seine in Ury bei B'graggen erſchienene Broſchüre, kündigt ſich als eine ganz gewöhnliche Römelei an. Fuchs hatte unterdeſſen auch das Seinige gethan und in mehrern öffentlichen Blättern von dem begonnenen Federkampfe vorläufig berichtet. Geiger, von ſeinen Obern auf das Bedenkliche und Unſchickliche dieſer Fehde mit einem Laien aufmerkſam gemacht, verwahrte ſich unterm 8. Januar 1823. **protestando** dagegen und ſchloß mit den Worten: Herr Fuchs hat voriges Jahr alle catholiſche Geiſtliche herausgefordert, die Frage: Iſt die catholiſche die allein ſeligmachende Kirche? zu beantworten. Ich habe die Ausforderung angenommen; die Antwort iſt gedruckt bei Herrn B'graggen in Ury zu finden. Was ich alſo vor dem Publicum verſprach, habe ich geleiſtet. Will Herr Fuchs meine Antwort beſtreiten, oder ſonſt etwas gegen die heilige römiſche Kirche drucken laſſen, ſo will ich erſt ſehen, ob es ſich der Mühe lohnt, darauf zu

antworten; überhaupt möchte ich dem Dinge keine Celebrität geben, die es nicht verdient. Bald darauf erschien der polemisch religiöse Licht und Wahrheit verbreitende Federkampf u. s. w., der den angeblichen Verfasser in eine Untersuchung verflocht. Fuchs wurde in eine namhafte Geldstrafe verurtheilt.

Beat Lerber, der eigentliche Autor des in Anspruch genommenen Buches, ergriff als Mitglied des Großen Rathes das Wort. Er verlangte die Niederschlagung der Sache. Er schilderte Fuchs als einen Märtyrer der Wahrheit. Seine Anträge blieben unbeachtet. Jetzt bekannte er sich in öffentlicher Sitzung zu der Autorschaft des verfehmten Werkes. Er wollte der alleinige Schuldige seyn. Fuchs sollte frei ausgehn. Da der Große Rath Lerbers Ansichten nicht theilte, so verlangte Lerber, Fuchs Schicksal zu theilen. Der Große Rath hatte an einem Schuldigen genug. Lerber deckte darauf die großräthliche Lage.

Der polemisch religiöse Federkampf wiederholt das tausendmal Gesagte. Er trägt etwas derb auf und gibt die Dinge, wie sie sind. Die im Anhange befindliche kurzgedrängte neuheidnische Chronik oder Lebensbeschreibung einiger päpstlichen Heiligkeiten ist ein sehr schwacher Nachglanz des in andern Werken über die papistischen Unerheblichkeiten verbreiteten Lichtes. Ich sehe nicht ein, warum man dem Verfasser des Federkampfes den Prozeß machte. Das rein protestantische Bern hatte am wenigsten Veranlassung dazu.

Lerbers Großvater war der gelehrteste Berner Patricier seiner Zeit, der eine Professur an der Berner Academie

bekleidete und von dem Catheder in den Kleinen Rath trat. Er hatte nicht Unrecht, wenn er ſagte: Aus einem Berner Profeſſor läßt ſich ſehr gut ein Berner Rathsherr, nicht aber umgekehrt aus einem Berner Rathsherrn ein Berner Profeſſor machen. Auch Beat Lerber ſtudirte fleißig. Er beſchäftigte ſich viel mit Theologie, eine Folge ſeiner myſtiſchen Geiſtesrichtung. Dem Verſtändniß der Bibel weihete er beſondern Fleiß. Ueberſetzungen genügten ihm nicht. Er ſuchte darum nach dem Schlüſſel zu dem morgenländiſchen Sprachſchatze. Ueber den Umfang ſeiner orientaliſchen Linguiſtik hörte ich verſchieden urtheilen. Lerber ſoll in der Offenbarung des Johannes nach den Schickſalen der ſchweizeriſchen Radicalen, nach dem Bilde des eidgenoſſiſchen Verfaſſungsrathes forſchen. Er möchte den Berner Bär gern in den Kreis der apokalyptiſchen Thiere einſchwärzen. Das Evangelium hat, ſo viel ich mich erinnere, keinen Bär in ſeiner Sammlung. Der Bär iſt ein altteſtamentariſches Thier. Die Buben, die des Propheten Eliſa geſpottet, wurden von ihm zerriſſen. Die Berner Patricier, unter denen ſich einige Sterngucker befinden ſollen, richten ihre Augen ſehnſuchtsvoll nach dem großen Bär. Sie halten ſich in ihrer Eitelkeit für Propheten und grollen dem Schickſale, das den radicalen Witz noch bis zur Stunde mit einer Heimſuchung der Bären verſchonte.

Beat von Lerber beklagt das Schickſal ſeines Bruders Carl, der als Auge auf dem Pfauenſchwanze der Schnellſchen Partei die jämmerlichſte Rolle ſpielt. Carl von Lerber proteſtirt in öffentlichen Blättern gegen die Verwechslung

mit ſeinem Bruder Beat. Am Ende geben uns dieſe beiden Lerber noch ein Paar feindliche Brüder zum Beſten, einen tragiſchen Vorwurf, für den ſich vielleicht auch ein tragiſcher Berner Dichter auftreiben ließe.

Zwanzigſter Brief.

Bern, am 16. Mai 1835.

Und nun auch etwas en détail über die Berner Frauen. Von dem Maler con amore erwarte ich eine vollkommne Löſung dieſer Aufgabe. Auch Eſther bittet darum. Die Löſung jenes Problems kann ihnen in erſterer Eigenſchaft nicht ſchwer fallen, und an ihre bekannte Gefälligkeit gegen Frauen, dürfte keine vergebliche Bitte gerichtet werden. Wollten ſie wohl bei meiner Frau eine Ausnahme machen? So reden Sie in Ihrem letzten Brief zu mir! Ach! Freund, was verlangen Sie nicht alles! Fallen denn die mariages d'inclination immer zur wechſelſeitigen Zufriedenheit aus? Der liebenswürdigen Eſther kann ich nichts abſchlagen.

Die Seelenmalerei war immer, und iſt noch mein Lieblingsfach, obgleich Bilder dieſer Art wenig geſucht und noch weniger verſtanden werden. Darum bleiben die Seelenmaler meiſt arme Maler. Die Noth wirft ſie oft in die Genremalerei, die keine Seele hat, und dann rufen ſie, über ſich ſelbſt erröthend, beſchämt mit Leſſing's Maler aus Emilie Galotti: Die Kunſt geht nach Brodt.

Ich wundere mich, daß es unter den Portraitmalern nicht mehr Selbſtmörder gibt! Denken Sie ſich den armen Künſtler mit voller Seele einem leeren, nichtsſagenden Geſichte,

einer tabula rasa gegenüber, und ſagen Sie mir, ob das Abkonterfeien eines ſolchen ſogenannten Ebenbildes Gottes, nicht einer Vatermörderſtrafe gleich komme?

Sie dürfen mich nicht ungezogen nennen, wenn ich, den Bernerinnen gegenüber, in ein lautes Gähnen ausbreche. Ich möchte dieſes Gähnen gern unterdrücken, ich kann jedoch der Natur nicht Herr werden. Bin ich gleich in etwas Smelfungus, — um mit Yorick zu reden — die Smelfungomanie ſoll eine der gewöhnlichen Hageſtolzenkrankheiten ſeyn — ſo treibe ich doch das krittelnde Aufſtöbern der weiblichen Schwächen nicht bis zur Ungerechtigkeit. Die weibliche Schwäche findet, wenn ſie liebenswürdig iſt, an mir ihren wärmſten Verehrer. Ich glaube dieſes an der für den Prinzen Auguſt gemalten büßenden Magdalene bewieſen zu haben. Der Cardinal Albani, der ſich meiſterhaft auf die Frauen verſtand, ſagte mir: è pur troppo leggiadra la sua Madalena; incita troppo il pentimento di questa donna. Innanzi di questo quadro s'innamorarebbe della femminil colpa.

Die Schwächen der Bernerinnen ſind ſehr unliebenswürdig. Man entdeckt auch nicht den leiſeſten Anhauch von Grazie an ihnen. Darum konnten ſie auch bei mir keine Gnade finden. Die Bärennatur iſt bei den Bernerinnen aller Claſſen vorherrſchend. Ihr Gang à la Carlona, ihre Haltung, ihre Geberde, ihr Ton, ihre Miene, ihre Sitte, gleichen auf's Haar dem geliebten Vorbilde der Republik. Sie werden mich jetzt verſtehen, wenn ich Sie verſichere, daß die hieſigen Mädchen und Frauen weder zierlich, witzig, graziös, geiſtvoll, anmuthig wie die Franzöſinnen, noch lebhaft, feurig, heiter, naiv, natürlich und leidenſchaftlich wie die Italienerinnen, we-

der würdevoll, ernſt, tief, edel, großartig und gründlich wie die Brittinnen, noch beſcheiden, verſtändig, gemüthlich, herzlich, ſeelenvoll, getreu, emſig, fleißig, wirthlich, unermüdet und gaſtlich wie unſere deutſchen Landsmänninnen ſind. Hier ſtoßen ſie auf Kälte und Schroffheit, auf Herzloſigkeit und Tücke, auf Neid und Bosheit, auf kraſſe Unwiſſenheit und dummen Stolz, auf alberne Anmaßung und lächerlichen Freiheitsſchwindel, auf Geiz und Oſtentation. Hier thürmt ſich ein moraliſcher Höcker auf den andern, und das Ganze bildet einen Alpenzug, den die Prüderie als Alpenjungfrau kecklich überragt. Wer hätte wohl Luſt, dieſe alberne Jungfrau zu beſteigen. Ich verzichte auf dieſe Ehre.

Die Bernerinnen haben ſich auch in die Politik geworfen, die unter ihren Händen nicht an Grazie gewinnen konnte. Die Politik der Bernerinnen iſt eine Poiſſardenpolitik. Der Geiſt der pariſer Hallendamen ruht auf ihnen. Daher die allernächſten Verwandten, wenn ſie ein anderes politiſches Glaubensbekenntniß haben, den Verfolgungen der allerunreinſten Zungendreſcherei ausgeſetzt ſind. Man will die Engländerinnen copiren, von denen man hörte, daß ſie zuweilen den Staatshändeln in die Töpfe ſehen, vergißt aber dabei den brittiſchen Anſtand, das würdevolle Zarte der engliſchen Fraulichkeit, der ſchon mehr als eine politiſche Converſion gelang. Wo wäre wohl unter den Berner Ariſtokratinnen eine Lädy Bleſſington zu finden? Uebrigens ſind die Frauen, die dem Patriziat anhängen, ungleich gebildeter, als die Plebejerinnen. Daß hier nur von ſubjectiver, nicht aber von objectiver Bildung die Rede ſey, verſteht ſich von ſelbſt. Die objective Frauenbildung iſt auf dem Berner Markte nicht zu

Hauſe, auch ſoll die Frauentugend nicht in jedem Laden zu erfragen ſeyn. Ein Franzoſe, der von einigen Bernerinnen, die ſchon etwas bedeuten wollen, eine zum Nachtheil ſeiner Landsmänninnen ausfallende Parallele zwiſchen den Damen von der Seine und den Damen von der Mittelaar zu empfangen hatte, erwieberte ganz naiv: Il n'y a point de mérite de vôtre part, Mesdames, car, Vos Messieurs ne sont pas aimables, et ne savent pas ménager les dehors non plus. Stillſchweigend gab ich meinem Franzoſen Recht. Die ſogenannte Tugendlichkeit der Bernerinnen wächſt in dem Miſtbeete der Berner, und würde ſonach in die Categorie der Treibhauspflanzen gehören, um die man ſich außer Bern nicht reißen dürfte.

Mit der Hochſchule iſt über die Damen von der Mittelaar ein Appetit nach Gelehrſamkeit gekommen, der in den Vorleſungen von Troxler und Thourel Befriedigung findet. Troxler hat für die Bernerinnen eine ganz eigene Philoſophie zugerichtet, ein Gebräue von Cobbet-Huntſchem Radicalismus, verſetzt mit einem ſchal gewordenen Chriſtenthume, das durch den Abſud kritiſcher Gedanken von Börne in Gährung verſetzt, mit Hülfe des kleinen Fingers der rechten Hand der Schellingſchen Weltweisheit, den der ſinnige Meiſter an dem bekannten Göthe'ſchen rothen Faden in den Brauküfen hinabließ, wieder abgeklärt wurde. Der Volksglaube ſchreibt den Fingern der ſogenannten armen Sünder die Kraft der Abklärung zu, eine nach unten gehende Aufklärung, die als Galgenexperiment ihre eigenen Schwierigkeiten hat, da in dem Hefenniederſchlage Momente der Oppoſition liegen, die in der Okkenſchen Schlammtheorie ihre Er-

klärung erhalten. Sie wiſſen, daß die Alt-Schellingſche Weltweisheit, die man von der Neu-Schellingſchen genau zu unterſcheiden hat, einer Peinlichkeit unterlag, daß ſie von dem Münchner Großphiloſophen, ihrem Erzeuger, der den Starkmuth eines Brutus bewies, zum Schnellgalgen verurtheilt, eines ſchmählichen Todes ſtarb. Troxler nahete ſich in der Geiſterſtunde dem Hochgerichte. Er hatte die Abſicht, die entſeelte Alt-Schellingſche Philoſophie vom Galgen herabzunehmen. Er wollte Wiederbelebungsverſuche mit derſelben anſtellen. Die Leiche der Alt-Schellingſchen Weltweisheit war zu ſchwer für Troxler's Schulter. Er begnügte ſich darum mit dem kleinen Finger der rechten Hand der Gehenkten, von dem er denn auch zu Ring und Trennen der Vernehmen den oben angegebenen Gebrauch machte. In dem Troxlerſchen Brandeisch ſchwimmt ein todter Lachs herum, einer jener myſtiſchen Lachſe, denen der heilige Anton von Padua wenige Jahre vor ſeinem Tode, an der Küſte des Mittelmeeres jene berühmte Gaſtpredigt hielt, die noch zur Stunde als Prototyp aller Gaſtpredigten als Handſchrift circulirt, und von römiſch catholiſchen, wie von proteſtantiſchen geiſtlichen Rednern gleich ſtark benutzt wird. Troxler's Gattin, die als eine Eigenheit ihrer plebejiſchen Abkunft zum Trotz mit dem goldenen Löffel gefuttert wurde, machte aus dem todten Lachs einen todten Leviathan, und zwar einen Hobbesſchen Leviathan, eine Art Hayfiſch, größer denn jener Hai, von dem der Prophet Jonas verſchlungen wurde, und ſuchte ſeinen Zuhörerinnen zu beweiſen, daß er dieſes Ungeheuer, das im Dienſte des Abſolutismus ſtehend, die freiheitlichen Gedanken des neuern und neueſten Europa's

bisher ſchonungslos vertilgte, in ſeinen philoſophiſchen Bottich gelockt und getödtet habe. Die Bernerinnen riſſen Mund und Naſen auf.

Neben dem angeblich todten Hobbesſchen Leviathan ſchwamm eine große königlich gekleidete Wachsfigur, von welcher der Berner Oberphiloſoph ſteif und feſt behauptete, daß ſie der Machiavelliſche Fürſt ſey, den er eingefangen und gleich die Wahl ſeines Todes überlaſſen habe. Machiavelli's Prinz ſey Philoſoph geweſen und habe den Tod in dem Brauküfen eines Philoſophen dem Sterben in einem Malvaſierfaſſe vorgezogen. Die Bernerinnen ſtaunten von Neuem. Sie falteten gläubig die Hände. Troxler verkündigte die Nähe des neuen Evangeliums. Er redete begeiſtert von der ihm bevorſtehenden Blutzeugenſchaft. Der Abſolutismus, ſo ſprach er, wird den Tod des Hobbesſchen Leviathan, den Tod des Machiavelliſchen Fürſten an mir rächen. Mein Tod iſt gewiß, aber eben ſo gewiß iſt mir auch das Fortleben in ihrem Gedächtniſſe. Ich bitte um einen Platz in ihren Herzen. Troxler's Auge entfiel eine Thräne. Die Bernerinnen weinten auch. So ſentimental hörte ich noch keinen deutſchen Philoſophen ſeine Vorleſung ſchließen. Was wird die Frau Profeſſorin dazu ſagen?

Leider konnte ich dem zärtlichen Philoſophenepiloge keine Thränen weihen. Da ich mir die Troxlerſchen Freiheitlichkeiten dem Hobbesſchen Leviathan gegenüber als Häringe dachte, da ich alles, was der Häringsfang und das Einſalzen und das Verpacken des Härings Eigenthümliches haben, an mir vorüberſtreifen ließ, da ich mich erinnerte, daß der Häring zu den dümmſten aber dabei auch zu den furchtſamſten

Fiſchen gehört, ſo hatte ich Noth, mich des Lachens zu erwehren. In Jahren, die an Häringen überreich ſind, bedient man ſich dieſes Fiſches auch als Dünger. Herrn Troxler's liberale Gedanken als Düngerſurrogat auf dem Acker der Monarchie!

Thourel's Geſchichte iſt eine geſchwätzige Zigeunerin, die ihr Haar in Bärenfett, das der Berner Univerſitäts-Parfümeur mit Wanzenöl verſetzte, getränkt und ſich ſo zur Löſung der großen hiſtoriſchen und politiſchen Lebensfragen geſtärkt hat. Die neugierigen Bernerinnen reichen der ſchlauen Bohemienne ihre Hände dar, um ſich von ihr weiſſagen zu laſſen. Die Zigeunerin, die aus der Art geſchlagen, contra naturam sui generis feuerrothes Haar hat, ſagt jeder, was ſie zu hören wünſcht. Die neue Berner Republik, die an der Seite des Profeſſors Samuel Schnell die Thourel'ſche Zigeunerin beſuchte, ſoll mit der ihr geſtellten Nativität ſehr zufrieden geweſen ſeyn. Wie ich höre, wurde ihr ein hohes Alter verheißen!

Die Bernerinnen, mit denen ich in den Hörſälen der Herren Troxler und Thourel zuſammen traf, ſtehen zwiſchen den Molièreſchen Précieuses ridicules und den Femmes savantes dieſes Dichters mitten inne. Noch können ſie nicht recht mit ſich einig werden, welcher Partei ſie ſich anſchließen ſollen. Das Indiscrete ihrer Fragen iſt übrigens beſonders auffallend. Der Fremde muß dabei viel leiden. Man möchte gern gleich nach der erſten flüchtigſten Bekanntſchaft Alter, Stand, Vermögen, Reiſeveranlaſſung, u. ſ. w. aus ihm herauspumpen. Wenn das Erziehungsdepartement etwas Reelles für die Bildung der Berner Mütter thun wollte, ſo ſollte es ei-

nen Auszug aus Cheſterfield's und Knigge's Werken über den Umgang mit Menſchen veranſtalten und Haus bei Haus in der Hauptſtadt der Republik vertheilen laſſen. Ein ſolches Noth- und Hülfebüchlein würde wohlthätiger wirken, als die frommen Tractätlein, die ich Frau von Tavel im letzten Sommer in den Hallen der Gerechtigkeitsſtraße den Vorübergehenden ſpenden ſah. Die Frage: Wie gefallen ſie ſich hier? iſt wenigſtens ſchon hundertmal an mich geſtellt worden. Ich ſuche die Antwort auf dieſe quaestio domitiana zu umgehen und helfe mir gewöhnlich mit Einem: Ich kenne Bern ſchon ſeit zwanzig Jahren, aus der Verlegenheit. Eine hieſige Kopfdame, die ſich auf gelehrte Bekanntſchaften ſehr viel zu gute thut, die ſelbſt die Gelehrte ſpielt und die unzufrieden darüber, daß ſie als Winterlandſchaft die Zahl ihrer Bewunderer ſich verringern ſieht, hatte es darauf angelegt, mich durch jene Frage verlegen zu machen. Ich war gerade nicht in der beſten Laune und erwiederte: Warum mir dieſe Gewiſſensfrage? Ja, ja, Madame, es iſt eine Gewiſſensfrage, bei welcher der Fremde entweder über die Wahrheit oder über den Anſtand hinwegſtolpern muß. Der Franzoſe hilft ſich hier mit einem Sprunge. Der Engländer, der nicht ſpringen kann und auch nicht ſpringen will, ſagt, wie es ihm um's Herz iſt. Die grobe Münze Seines: I don't like it. ſteckt man ohne Weiteres ein. Die deutſche Gutmüthigkeit verfällt allein der falſchen Schaam. Und wie wird es ihr vergolten, beſonders hier? Meine Kopfdame kehrte mir den Rücken zu. Sie hat mich ſeitdem mit Einladungen verſchont.

Es hält hier für den Fremden ſchwer, Einlaß in Fami-

lien zu finden und noch ſchwerer hält es, in Familien einheimiſch zu werden. Vor dem weiblichen Berner Sanctuarium ſteht ein Engel mit dem feurigen Schwerte. Da wir Hiſtorienmaler viel mit Engeln umgehn, mit guten wie mit böſen, ſo wiſſen wir dieſe Wächter zu nehmen. Ich habe nicht Urſache mich über den Berner Schwertengel zu beklagen, der übrigens, unter uns geſprochen, zu den dummen Engeln gehört. Ein pariſer Freund, kein Pallettenmann, war weniger glücklich. Er nahm die Sache übrigens ziemlich leicht, machte eine Pirouette und ſagte lachend: Il n'y a pas beaucoup à perdre! Les dames de Berne n'ont que leurs Chrétiens! Die Franzoſen ſind doch glückliche Menſchen. Sie wiſſen ſich leicht zu tröſten. Uebrigens hat ihnen die Revolution einen Theil ihres göttlichen Leichtſinns abgeſtreift. Der franzöſiſche Graſi, von dem man jetzt ſo viel Rühmens macht, iſt etwas Unnatürliches, ein abnormer Fund, dem ich wenigſtens keinen Geſchmack abgewinnen [illegible].

Die ungaſtlichkeit der Berner wäre zu ertragen, ſie erklärt ſich durch die Knickerei, die mehr oder weniger ein charakteriſtiſcher Zug der Schweizer iſt; allein die Unfreundlichkeit der Berner gegen Fremde verdient Züchtigung. Wahrhaft unartig benehmen ſie ſich gegen die Deutſchen, die durch Beruf oder durch Noth oder auch durch beide zugleich hieher verſchlagen wurden. Wehe dem, der von der Rückſicht dieſer kleinlichen, philiſtriſchen Republicaner abhängig iſt! Die Frauen halten in dieſer Hinſicht mit den Männern gleichen Schritt. Sie ſind ohne Theilnahme, ohne Zartſinn. Ich wüßte wenigſtens kein Model zu einer barmherzigen Schweſter

höhern Stiles hier aufzutreiben. Hier iſt überhaupt kein Feld für den Hiſtorienmaler. An gemeinen Sünderinnen fehlt es hier nicht: aber an graziöſen Sünderinnen gebricht es. Zehn Jahre könnte man an der Mittelaar nach den Reizen einer büßenden Magdalene mit oder ohne Todtenkopf ſuchen. Der Abgang an Talenten und feinem Tone, an Lebensfülle und Unterhaltungsgabe, an Geſelligkeit und Zartſinn, an Humanität und Bildung wird gewiß durch Haustugendlichkeiten erſetzt, höre ich Sie ſagen. Mit nichten. Hier kann man nicht einmal eine gewöhnliche Hausfraulichkeit aufſtöbern, an der Deutſchland überreich iſt. Die Marthas werden wenigſtens zu den Ausnahmen gezählt. Dafür ſind ſie unmalerisch. Berg und Oſtade, die es doch ſonſt mit der weiblichen Schönheit nicht ſehr genau nahmen, würden keine dieſer Bernerinnen in ihren Bildern dulden. Wenn doch die hieſigen Frauen ihre geiſtige Armuth unter dem Faltenſchlage einer geſchmackvollen Gewandung wenigſtens zur Hälfte zu verbergen wüßten. Auch darauf verſtehen ſie ſich nicht. Ihre Toilette iſt widerlich, ſteif, buntſcheckig. Daß einige Berner Töchter bei wandernden Engländern Gnade fanden, erkläre ich mir durch die Einwirkungen des Brittenſpleens, der ſich nicht ſelten auf Augen und Ohren wirft. Auch das Ohr hat in der Nähe der hieſigen Schönen viel zu leiden. Ihr Deutſch iſt barbariſch. Das Melodiſche der ſchwäbiſchen Mundart geht hier verloren. Es bricht ſich an den häßlichen Gurgellauten der Dickhalſigkeit der Bernerinnen, die dieß auch zu fühlen ſcheinen und darum gern nach dem Franzöſiſchen greifen, das aber in ihrem Munde eine unausſtehliche Breite gewinnt. Sie wollen ſich nichts entgehen laſſen.

Auch das ſtumme E. und die Endlaute werden aufgenommen. Die ihnen angeborne Filzigkeit verräth ſich auch in ihrer Linguiſtik. Genug von den Bernerinnen, die in keines meiner Bilder paſſen.

Ein und zwanzigſter Brief.

Bern, am 20. Mai 1835.

Sie wundern ſich, daß man bei der Schultheißenwahl den Regierungsrath Karl Schnell übergehen und die Stimmen im Großen Rath auf Tavel leiten konnte, deſſen politiſche Wichtigkeit für die neue Ordnung der Dinge die Verdienſte der Schnellſchen Partei nicht zu paralyſiren vermag. Ich wundere mich nicht. Ich bin den Berner Dingen näher und kann ihnen in Herz und Nieren ſehen. Der franzöſiſche Geſandte, den Sie bei allen neuen Berniſchen diplomatiſchen Comödien in dem Souffleurkaſten ſuchen müſſen, hatte auch hier die Hand im Spiele. Er wollte Herrn von Tavel an der Spitze des eidgenoſſiſchen Vorortes haben, und ſo wurde denn der Große Rath ſo lange magnetiſirt, bis er in den Zuſtand des Hellſehens verfiel und in der Clairvoyance die diplomatiſche Virtuoſität des neuen Schultheißen hell glänzen ſah. Herr von Rumigny hat ein weittragendes Auge. Er gewahrte ſchon im Dezember 1833, was ſich im Jahre 1835 begeben würde. Damals empfing die Schnellſche Partei auf die Inſtanz des franzöſiſchen Botſchafters die Zuſicherung, daß Karl Schnell den Herrn von Tſcharner in der Schultheißſchaft ablöſen ſolle. Es war Herrn von Rumigny kein Ernſt damit, ob er gleich den radicalen Regierungsgliedern zu beweiſen wußte, daß Karl Schnell der wahre

Präſident des künftigen Vororts ſey. Die Schultheißenwahl für 1837 rückte heran. Es zogen ihr am öſtlichen Himmel einige bedenkliche Zeichen voran. Das Wiener Cabinet machte ein ſehr ernſtes Geſicht. Herr von Rumigny erklärte, daß jenes ernſte Geſicht ſich erheitern, wenigſtens einen Theil ſeines Ernſtes ablegen werde, wenn die Wahl zum Schultheiß auf einen ariſtokratiſchen Namen fallen ſollte. Dabei wurde der diplomatiſche Anſtand des von dem franzöſiſchen Botſchafter empfohlenen Candidaten hervorgehoben. Herr von Rumigny ſagte nicht gerade zu, daß bei den gebornen Ariſtokraten eine höhere politiſche Bildung zu finden ſey, als bei den radicalen Parvenus, allein er dachte ſich dieſes. Vielleicht traute er auch Herrn von Tavel mehr Repräſentationstalent zu als Karl Schnell, dem als Advocat in dem kleinen Burgdorf die Gelegenheit zum Repräſentiren gefehlt hatte. Ich muß hier auf die Seite des franzöſiſchen Botſchafters treten. Tavel bewegt ſich ungleich leichter, als Karl Schnell, bei dem der Republicanismus ſchon etwas Fett angeſetzt hat. Herr von Rumigny griff beiden Candidaten an die Naſe. Die Tavelſche Naſe hatte ſeinem Gefühle nach etwas Adlerartiges. Die Adlernaſe iſt das Zeichen eines genialen, verwegenen und ſtolzen Menſchen. Genialität, Verwegenheit und Stolz wünſchte der franzöſiſche Geſandte dem neuen Berner Schultheiß. Die Karl-Schnellſche Naſe, eine Naſe von mittelmäßiger Größe, unten ein wenig ausgebreitet, ohne jedoch dadurch unregelmäßig zu werden, charakteriſirte ihren Inhaber als einen treuen, verſchwiegenen, thätigen, friedſamen, redlich denkenden und dabei nicht geiſtloſen Mann. Das friedſame und redliche Denken

machte den Herrn von Rumigny ſtutzig. Der arme Schnell mußte ſeine Raſe einem zweiten Scrutinium unterwerfen, das zu keinem günſtigern Reſultate führte.

So gelangte Javel zur Schultheißenſchaft. An der Genialität iſt ſeine Naſe zur Lügnerin geworden. Genialität beſitzt er nicht, aber an Stolz fehlt es ihm nicht. Ich traue ihm ſogar einen gewiſſen Grad radicaler Verwegenheit zu, der indeſſen Herr von Rumigny ſchon einen Dämpfer in Form einer Brille aufſetzen wird.

Frankreich hatte früher zu Bern an der Familie von Wattenwyl eine getreue Trägerin ihrer Intereſſen. Die Wattenwyls dienten dem alten Frankreich, ſo wie das Haus der Mulinen Oeſterreich gedient hatte. Das Orleansſche Königswappen war an der Mittelaar noch ohne Schildhalter. Das Julikönigthum, das bekanntlich der Vorſtadt St. Germain ſehr gnädige Blicke ſpendet, wollte die wilden Männer aus Burgdorf nicht zu Schildhaltern haben. Die heraldiſchen wilden Männer ſind ſchon längſt zahm geworden. Sie führen nur noch den Titel von wilden Männern. Die Javels ſollen für die Wattenwyls eintreten. Junker für Junker. Ehe Herr von Rumigny die verörtliche Schultheißenſchaft in's Auge gefaßt hatte, wollte er, daß man Herrn von Javel als eidgenöſſiſchen Geſandten am öſterreichiſchen Hofe verwenden ſollte. Es waren zu dem Ende bei dem Vororte Zürich ſchon einleitende Schritte geſchehen. Rumigny beſann ſich eines andern und der bisherige Geſandte blieb auf ſeinem Platze.

Die Schnellſche Partei hat durch Javel's Erhebung zum Schultheiß am meiſten verloren. Sie iſt jetzt auf ſich ſelbſt

beſchränkt, während ſie unter dem vorigen Schultheiß, den ſie als Puppe, als Marionette bald da bald dorthin ſchob, die eigentliche Seele der Regierung war. Sie wußte den an und für ſich ſo ſtarrköpfigen Iſcharner, der ſcheinbar nur ſich ſelbſt hört, ſo zu leiten, daß er ihre Ideen, die er für die ſeinigen hielt, ohne Abzug zur Ausführung brachte.

Die Schnells, die ohne Zweifel als die ſogenannten Capacitäten der umgekehrten Berner Dinge zu betrachten ſind, haben weniger von jenen kleinlichen politiſchen Eitelkeiten, durch die der Hauſe der Berner Radicalen beherrſcht wird. Ihnen iſt es mehr um Grundſätze als um Perſönlichkeiten zu thun. Darum laſſen ſie ihre Namen gern im Hintergrunde als Statiſten ſtehen, wenn dafür nur ihre Ueberzeugungen als handelnde Perſonen in den Vordergrund treten dürfen. Dieß gilt weniger von Hans, als von Samuel, Karl und Ludwig Schnell. Hans Schnell ſieht gern ſeinen Namen auf dem Comödienzettel, wenigſtens geht es ihm wie den literäriſchen Pſeudonimitäten, die aus ihrem wahren Namen der Leſewelt kein Geheimniß machen.

Tavel iſt kein Iſcharner. Sein Stolz ſichert ihn vor fremdem Einfluſſe, mit alleiniger Ausnahme der Rumignyſchen Influenzen, die in Bern mit einem Freibriefe verſehen, alle Potenzen der regenerirten Republik durchziehen dürfen. Die politiſchen Ideen des franzöſiſchen Botſchafters haben das Recht der Meſta, jenes gewaltige Trift- und Weiderecht, das bisher in Spanien der beſſern Landeskultur unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legte. So geht es der Berner politiſchen Wirthſchaft mit der Rumignyſchen Meſta, die von den hieſigen Radicalen als eine publiciſtiſche Servitut be-

trachtet wird, als nothwendige Bedingniß ihrer eigenen Exiſtenz. Solche vermeinte Nothwendigkeiten verjähren ſchnell. Es bedarf zu dem Ende keiner praescriptio longissimi temporis. Der überraſche Lauf unſerer überbewegten Zeit, die jetzt Meilenſtiefeln trägt, hat auch in der Lehre von der politiſchen Verjährung kürzere Friſten eingeführt. Die diplomatiſchen Traditionen ſind jetzt nicht mehr grauhaarig. Der Einfluß Frankreichs ſteht als diplomatiſche Tradition in der neuen Berner Republik feſter, als die Staatskünſtler in Oſten und Norden glauben.

Sie glauben, daß der franzöſiſche König ſein Syſtem in Hinſicht der Schweiz geändert habe, daß er dem Radicalismus der Helvetie Schach bieten und dem Geiſte der Revolution an der Mittelaar den Kopf eintreten werde. Sie ſehen in dem ſogenannten Juſtemilieu des neuen eidgenöſſiſchen Vorortes den erſten Grad der Reſtauration. Sie irren. Sie überſetzen die Theorie der franzöſiſchen Doctrinairs in's Deutſche. Die Orleanſche Politik wurde mit der Maske geboren. Sie legt die Maske nicht ab, und kann ſie nicht ablegen, weil ſie den Kothurn unter den Füßen hat. Vergeſſen Sie doch nicht, daß der Juliusthron tragiſcher Natur iſt. Zur Tragödie gehört die Maske. Sie kennen ja die Geſchichte des griechiſchen Theaters.

Der Bürgerkönig kann mit der Juliusrevolution nicht ganz brechen. Sie iſt und bleibt ſeine natürliche Verbündete. Gezwungen durch die Umſtände, die Revolution aus dem eigenen Hauſe verweiſen zu müſſen, wird er derſelben in einem Nebenhauſe Quartier machen. Das Unterhalten der Konkubine im Nebenhauſe war nach den bekannten Beſtimmungen des

Tode Napoleon kein Ehescheidungsgrund. Das französische Ministerium hält es nicht unter seiner Würde, den Geist des großen Einsiedlers von St. Helena bisweilen in Rath zu nehmen. Die Schweiz ist in mehrfacher Hinsicht ein sehr bequemes Nebenhaus. Die sogenannte Schweizerische Neutralität hilft den Charakter des maison commune hier verwischen. Die Legitimität, die Ludwig Philipp jetzt heimzuführen, mit der er sich ehelich zu verbinden gedenkt, würde sonach keinen Grund zur Ehescheidung haben, wenn der französische Bürgerkönig der Konkubine, Julia Reproba geheißen, in dem Schweizerhause Besuche abstattete, wenn er hier Kinder erzeugte, die als neutestamentarische Ismaele den Söhnen der Legitimität den Krieg erklärten. Abraham gab der Hagar einen Verweis, — erinnern Sie sich nicht des köstlichen Bildes von van der Werft zu Berlin — allein Trotz diesem Verweise ward Ismael geboren. Es war dem Erzvater mit diesem Verweise kein rechter Ernst. Sara sollte dadurch eine Artigkeit werden. Ludwig Philipp würde der Juliusrevolution auch einen Verweis geben und sich so in den Mantel der Erzväterlichkeit hüllen. Was könnte die Legitimität, die sittige Sara, dabei gewinnen? Der Bürger-König würde darum doch nach wie vor den Weg zum Nebenhause finden, und seine Besuche der Oeffentlichkeit entziehen.

Die Politik des neuen Frankreichs ist sehr ergiebig für die Karikatur. Ich habe sie in dieser Hinsicht zur Unterhaltung meiner Freunde schon mehrfach benutzt. Ich lege Ihnen eins dieser humoristischen Zerrbilder vor. Es stellt die Verweisung der Juliusrevolution aus Frankreich dar. Die

Julia Reproba, — wiſſen Sie einen paſſendern Namen für meine Dame, ſo ſteht Ihnen das Umtaufen frei — erſcheint hier als Hagar. Ich hätte bei Conca, Mola, Werff, Eckhout, Lanfranco und Lorrain in die Schule gehen und von dem gewaltigen Rembrandt lernen können — es haben noch andere namhafte Meiſter Hagar's Verſtoßung und Flucht gemalt, — allein ich wollte die Originalität meiner Compoſition retten. So ging ich denn meinen eigenen Weg.

Das Geſicht des Julius-Königs, des neuteſtamentlichen Abrahams, hat etwas Krampfhaft-Schmerzliches. Lichtenberg würde, wenn er meine Carikatur zu erklären hätte, in dieſer politiſchen Gndolerie die Halbverzweiflung eines ökonomiſirenden Börſenhelden entdecken, der zwiſchen dem ehelichen Hausfrieden und dem Koſtenetat der eigenen Haushaltung des ihm nothwendig gewordenen Nebenweibes die Bilanz zieht, und dabei auf ein Facit kommt, das ungerufen an ſeinen Beutel klopft. Leidenſchaften, die man verheimlichen muß, ſind und bleiben koſtbare Leidenſchaften. Dieß gilt namentlich von den heimlichen politiſchen Leidenſchaften. Ludwig Philipp iſt von der Wahrheit dieſes Satzes nur zu gut überzeugt. Er weiß überdieß, daß man in der Schweiz ſehr theuer lebt.

Der Sara Legitimität glaubte ich etwas diplomatiſchen Zweifel auf die Stirn legen zu müſſen. Der vornehme Hohn in den Mundwinkeln durfte der Hartgekränkten nicht fehlen. Auf das Eigenthümliche in der Gewandung beider Frauen brauche ich Sie wohl nicht erſt aufmerkſam zu machen. Die Legitimität mußte doch eine andere Toilette machen, als die

Julia Reproba, deren Kleiderſchnitt den Griſetten d
Palaisroyal abgeborgt iſt.

Der kleine Ismael an der Hand der Juliusrevolutio
der die Orleansſche Familienähnlichkeit nicht verleugn
kann, verräth einen Trotz, den ſelbſt das augenblickliche Leid
der Mutter nicht zu mildern vermag. Die Blicke, die er g
gen ſeinen Vater ſchießt, haben etwas Brennendes. Die g
ballte rechte Hand des Kleinen iſt nicht ohne Bedeutun
Die Julia Reproba zeigt viel Reſignation. Dabei li
aber etwas in ihrem Auge, was ich Lamartine's begeiſt
ter Logik des franzöſiſchen Republicanismus abgeſtohlen ha
Die Verſtoßene ſcheint über ihre Zukunft im Reinen
ſeyn.

Tief im Hintergrunde gewahren Sie einen Lamennai
ſchen Engel, dem ich rothes Haar zu geben bitte. Ne
dem Engel werden ſie eine ſchwarze Bärin bemerken, die d
kleinen Ismael als Amme dienen ſoll. Es iſt eine Ber
Bärin, die der berühmten Wölfin von der Tiber, der Pf
gemutter des Romulus und Remus, den Rang abgew
nen ſoll. Bärenmilch macht ſtark. Lorrain und La
franco haben für ihren Ismael nur Waſſer, das ein alt
ſtamentariſcher Engel der ermatteten Hagar zeigt. Die
mennaiſchen Engel ſind keine Waſſertrinker. Die Staff
meines Bildes erklärt ſich von ſelbſt. Die Geſchichte des n
en Frankreich's kann über die kleinen Bilder im Wilde
beſten Aufſchlüſſe geben.

Man wird die Revolution aus Frankreich nach der Schw
verweiſen, mit dem Verſprechen, daß ihr ex jure postlimi
unter Umſtänden die Rückkehr in das Vaterland offen bleib

ſolle. Man wird der Exilirten den Rath geben, an der Mittelaar ein ſtrenges Incognito zu beobachten. Was gewinnen die öſtlichen und nördlichen europäiſchen Mächte dabei?

Rumigny hat von Paris den Auftrag erhalten, den eidgenoſſiſchen Vorort zu Conceſſionen aller Art zu beſtimmen, damit vor allem Oeſterreich und die übrigen deutſchen Fürſten beruhigt würden. Man will Zeit gewinnen. Die Politik des Wellington-Peelſchen Miniſteriums, deſſen Schickſal nun entſchieden iſt, machte das Aergiverſiren doppelt nöthig. Die Berner Regierung iſt beruhigt. Sie vertraut dem Cabinette der Tuilerien unbedingter denn zuvor. Die Ultraradicalen theilen zwar dieſes Vertrauen nicht, indeſſen entſcheidet ihre Stimme jetzt nichts. Tavel glaubt dem, was Rumigny ſagt. Er hat für die Juliusrevolution eine unterirdiſche, aber dabei höchſt anſtändige Wohnung eingerichtet. In dieſer wird ſie vorerſt als Troglodytin Quartier nehmen. Sie iſt mit allen möglichen Bequemlichkeiten verſehen. Von vertrauten Perſonen empfängt ſie auch Beſuche. Der kleine Ismael wird in der Folge, als Berner gekleidet, die hieſige Hochſchule beſuchen, um unter Trorler Philoſophie zu ſtudiren. An der Hand eines ſolchen Meiſters wird es der Knabe, von deſſen Gelehrigkeit man ſchon jetzt viel Rühmens macht, zu etwas Großem bringen.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Bern, am 24. Mai 1835.

Karl Robier iſt der Meinung, daß die Revolutione neurer Zeit, die vorgeblich immer zum Beſten der Kapazit ten gemacht ſeyn wollen, am Ende auf nichts anders hinaut laufen, als daß ſie die Gewalt einer unſittlichen, ränkevolle Mittelmäßigkeit in die Hände ſpielen. Was in der Revu de Paris Platz fand und zwar vier Jahre nach der Jul ußrevolution, das könnte man mit gutem Gewiſſen auch d Revue de Berne vier Jahre nach dem großen Tage v Münſingen, zur Ausſteuer geben. Die neue Berne Regierung iſt in die Hände einer intriguenreichen und Parteien zerfallnen Mittelmäßigkeit gerathen, deren Sitt auch nicht ganz rein gewaſchen ſind. Das Budget, das d Regierungsrath von Jenner, ein abtrünniger Ariſtokra dem die gewöhnliche Zahlenroutine nicht abgeſprochen werd kann, bearbeitet, zeigt von der Bürſte, deren ſich die meiſt Lohnwäſcherinnen zu bedienen pflegen. Jenner wird a Roué bezeichnet. Die Berner Junker waren immer etw laſciv. Jenner verheirathete ſich mit einer reichen Pleb jerin, deren Vater aber ſchon als Rittmeiſter an der Spi der Berner Reiterei figurirte. Frau von Jenner hatte

der Berner Revolution keinen Theil. Sie iſt ein harmloſes Ding, das von den Eitelkeiten der Frau von Lerber, die unter Umſtänden eine Fürſtin Lieven ſpielen könnte, keine einzige beſitzt. Man erzählt ſich viel Rühmliches von ihrer Toleranz, die man in der Regel nur bei geſcheidten Frauen anzutreffen pflegt; vielleicht thut man dem Verſtande der Frau von Jenner unrecht.

Ich begreife ſehr gut, wie ein Finanzmann in die Liederlinage hinein gerathen kann. Das Todte und Knöcherne der Zahlen muß den Appetit nach dem friſchen Fleiſche aufregen. Auch Law, der orleanöſche Helfershelfer, war ein laſciver Geſelle. Nach einigen radicalen Wirthſchaftsjahren dürfte man vielleicht an der Mittelaar den Geiſt Law's von den Todten heraufbeſchwören müſſen. Er iſt ein Familienſtück des Hauſes Orleans, das die Einladung der neuen Berner Regierung, zumal wenn Herr von Rumigny ſeine Verwendung eintreten laſſen wollte, ehrenhalber nicht ausſchlagen konnte. Jenner verſteht ſich, wie alle mittelmäßigen Köpfe, auf das Copiren. Er wäre im Stande, für Bern eine Fortſetzung von Law zu liefern. Jenner iſt übrigens mehr als mittelmäßiger Kopf. Er kann noch einmal ein Talent werden. Es gab in ſeiner Familie ein kleines diplomatiſches Talent.

Jenners Oheim, der zur Zeit der helvetiſchen Republik als Geſandter zu Paris fungirte, war ſeinem Berufe gewachſen. Das Nichtsſagende ſeines Geſichts kam ihm dabei trefflich zu ſtatten. Jenners geſunde Röthe hatte etwas Unſchuldiges, was ſonſt bei Diplomaten nicht zu ſuchen iſt. Hinter dieſer anſcheinenden Unſchuld ließ ſich vieles verſte-

ken. Dies wußte der Schweizerische Diplomat recht gut: Talleyrand's Worte: si donnerais un million pour avoir notre visage, an Jenner gerichtet, beweisen die diplomatische Wichtigkeit der unschuldigen Gesichter. Talleyrand's Maske paßte freilich nicht in das Paradies. Hätte man sie am Baum der Erkenntniß als Vogelscheuche aufgehangen, so wäre der verhängnißvolle Apfelbaum von der Verführerschlange unbekrochen geblieben. Jenner, der Regierungsrath, hat kein unschuldiges Gesicht, so wie er überhaupt mit unschuldigen Leuten keine Gemeinschaft unterhält.

Der Vorschlag zur Einführung einer Hundesteuer, die nächstens im großen Rathe zur Erörterung kommen wird, ging nicht von Jenner aus. Neu ist der Gedanke nicht. Schon vor wenigstens siebzehn Jahren bestand im Holsteinschen eine solche Steuer. Ob sie noch besteht, kann ich nicht sagen. Auch in Baiern unterliegen die Hunde einer Taxe, wenigstens tragen sie Maulkörbe.

Die neue Berner Republik scheint die Hundswuth zu fürchten. Die Schnellsche Partei, die jetzt als politischer Mäßigkeitsverein alle berauschenden Getränke meidet, weiß wohin die Hundstage führen können. Sie warnen vor der Juliushitze. Sie empfanden die Einwirkungen des Pariser Sirius, jenes wilden Hundssternes an sich selbst. Sie sind vom Sonnenstich genesen.

Der Regierungsrath Neuhaus, der als Präsident des Erziehungsrathes etwas bedeuten will, und in den Augen gewisser Leute auch wirklich etwas bedeutet, ist ein Autodidact gewöhnlichen Schlages, der das Comptoir des Detailhändlers mit der Berner Rathsstube vertauschte. Er hat etwas von

jener lockern encyclopädiſchen Bildung, mit der man als Paß durch die Oberflächlichkeiten des Lebens reiſen, und dabei den Ruf eines gentleman behaupten kann. Neuhaus beſitzt die Schwächen aller Halbwiſſer. Seine rein franzöſiſche Bildung kommt ſeinen Eitelkeiten trefflich zu ſtatten; ſie hilft verkleiſtern, hilft ſchminken! Neuhaus, der entſchiedene Radicale, platoniſirt mit der öffentlichen Meinung. Es kommt jedoch bei dieſem Platoniſiren nicht viel heraus. Uebrigens ſchlägt die rohe, jacobiniſche Sinnlichkeit überall bei ihm durch. Was kann aus dem Berner Erziehungsweſen unter der Vorſtandſchaft eines ſolchen Mannes werden? Neuhaus Berichte an den großen Rath nehmen den Mund ſehr voll. Seine Ideen über volksthümliche Bildung ſchmecken nach einer ekelhaften Philanthropie, die vor länger denn vierzig Jahren als eine der franzöſiſchen Encyclopädie entlaufene Küchenmagd Deutſchland durchſtreifte, hier aber als Landſtreicherin behandelt, auf den Schub kam, ſich darauf in die Schweiz flüchtete, um nun unter dem Schutze des Berner Aſylrechts eine neue Bajaderenmoral zu predigen. So kommt der Fluch der Halbwiſſerei in die neue Berner Republik.

Neuhaus der Halbwiſſer iſt wie alle Leute dieſer Art ein Rumormacher. Als Präſident des Schutzvereins des Bezirkes zu Biel unterzeichnete er jene berüchtigte Adreſſe an das Zentralkomité zu Luzern, die Austreibung der Jeſuiten und Reinigung der ganzen Schweiz von dieſem unheilbringenden Geſindel, betreffend.

Die neuen Jeſuiten gebe ich dem Herrn Neuhaus gern preis. — von den gelehrten Verdienſten der alten Jeſuiten hat der ungelehrte Vorſtand des Berner Erziehungsdepar-

kennt keinen Begriff — allein die Fürſten will ich von ihm nicht mit Koth bewerfen laſſen. Herr Neuhaus bewährt ſich in dieſer Adreſſe als ein roher, noch ganz unerzogener Geſelle, als ein gemeiner Jakobiner inmitten der politiſchen Flegeljahre ſtehend, aus denen er ſich wahrſcheinlich nie herauskommen dürfte. Er gibt in dieſer ihrer Pöbelhaftigkeit wegen berüchtigten Adreſſe unter andern auch eine Definition von dem ächten Liberalismus, die ich Ihnen nicht vorenthalten will.

„Der ächte Liberalismus, unter welchem wir diejenige Eigenſchaft verſtehen, welche in jeder Rückſicht das Privatintereſſe dem allgemeinen Beſten aufzuopfern vermag, hat noch nicht überall Wurzel gefaßt, und in dem ſchönen Garten unſeres Vaterlandes findet ſich noch viel des Unkrautes unter dem Waizen, welches wuchern wird, ſo lange die Welt ſteht, zum Verderben der guten Früchte.“ Der ächte Liberalismus bildet alſo nach Herrn Neuhaus ein ununterbrochenes Opferfeſt, das ſich als Oper auf dem Berner Theater recht gut ausnehmen mag, das aber, zur Berner Hausordnung erhoben, unſern Mann in große Verlegenheit bringen könnte. Ueber das Juſtemilieu ſpricht die Adreſſe den Fluch aus. „Alſo muß das Volk handeln, heißt es am Schluſſe derſelben, wenn die Repräſentanten der Cantone nicht handeln wollen. Wir bieten zu dieſem nothwendigen Werke alle die Hülfe, die in unſern Kräften ſteht. Laſſen Sie uns Hand in Hand, feſt entſchloſſen, das Gute, das wir wollen, auszuführen, unſern langen Regierungen, denen wir zurufen möchten: O, daß ihr kalt oder warm wäret! den Weg zeigen, den das Volk gehen will, und daß für das Juſtemilieu der Abend ſeines Lebens

einzubrechen beginne, und daß wir der Meinung eines wohlmeinenden Arztes seyen, der da sagt: Wer da helfen will, der helfe radical!"

Daß Herr Neuhaus sich zu den Polen geschlagen; daß seyen Thun und Treiben an ihm einen kräftigen Wortredner erhalten, wird Sie nicht befremden. In der ersten Sitzung der vorjährigen großräthlichen Verhandlung vom 10. Hornung, sagte er unter andern: „Was übrigens den Zug der Polen betreffe, so sey darin nichts, was man ihnen vorzuwerfen habe, die Polen hätten nicht eine Revolution beginnen wollen in Piemont, die Polen seyen an die Gränze gegangen, um zu hören, um zu sehen, ob das sardinische Volk sein Gouvernement länger tragen wolle. Und nur für den Fall, daß die Piemonteser selbst eine Revolution gewollt, nur für diesen Fall hätten sie den See überschreiten und das jenseitige Ufer gewinnen wollen. Sie wollten nicht den Frieden des Nachbarlandes stören, sondern allfällig auswärtigen Krieg mitstreiten."

„Wer will den Polen das wehren? So gut sie nach Spanien und Portugal, wo Krieg ist, so gut dürfen sie nach Piemont und Sardinien gehen, falls das Volk dort im Kampfe ist. — Das ist der einfache Sachverhalt, das ist die einfache Antwort, welche wir den Diplomaten geben. Hierbei ist nichts Verfängliches, nichts Gefährliches und Drohendes. Darum hat die Regierung des Waadtlandes von dem längern Aufenthalte der Polen nichts zu fürchten. Keine fremde Macht wird sich drum kümmern."

Sind dieß nicht herrliche Grundsätze! Herr Neuhaus ist Mitglied des vorörtlichen Staatsrathes!

Unter den von der Revolution an der Mittleaar ausge-

weſenen mittelmäßigen Capacitäten iſt der jetzige Regierungsrath Koch eine der namhafteſten. Dieſer Mann ſchwamm immer und immer gleich dem Pantoffelholze auf der Oberfläche aller in Bern ſich ereignenden politiſchen Bewegungen. Koch's Geiſt hat an und für ſich nicht viel ſpezifiſche Schwere. Die Poren ſeiner Gedanken ſind weit, gleich dem Korkholze, und darum war er gegen das Unterſinken geſichert. Als Advocat, hier Fürſprech genannt, ſtand er unter dem beſondern Schutze der Revolution, die von jeher unter den Advocaten ihre Lieblinge ſuchte. Koch hatte als Fachwalt einen Namen, was freilich in Bern, das der Talente vor der Thür er von jeher nur wenige aufzeigen konnte, nicht viel ſagen will. Er ritt dabei ein Steckenpferd, das in den Marſtällen der Advocaten ſelten zu finden iſt. Koch war mit Leib und Seele Artilleriſt, und brachte es in dieſer Waffengattung bis zum Oberſten.

Es handelte ſich hier um kein gewöhnliches Soldatenſpiel. Unſer Mann kommandirte im März 1798 bei Büren die Berner Artillerie. Lorbeeren waren hier nicht zu holen. Koch ſaß ſchon im Jahre 1798 im großen Rathe. Er nahm unter der ſogenannten Helvetik an der Regierung Theil, und ging ſpäter als Berner Deputirter nach Paris.

Während der Mediationsepoche that er eifrig, was ſeines Amtes war. Von dem großräthlichen Leben konnte er nun einmal nicht laſſen. Unter der Reſtauration ſtand er in der Mitte zwiſchen dem Alten und dem Neuen. Er hatte ſich dem großen Rathe unentbehrlich gemacht. Das Patriziat betrachtete ihn als ein nothwendiges Uebel. Koch, der Bürger von Thun, wurde mit dem Bürgerrechte von Bern beſchenkt.

Auszeichnungen dieſer Art kommen ſelten vor. Koch, der Fürſprecher und Berner Artillerie-Oberſt, ahnete bald nach der Juliusrevolution den Heimgang der Berner Ariſtokratie, der er zwar ein ſeliges Ende gönnte, an die er aber nicht ſelbſt Hand anlegen wollte. Er ließ daher den Männern der Bewegung freies Spiel. Dabei fiel auch noch zu Zeiten ein Wort der Warnung aus dem Munde des liſtigen Fürſprechers. Es war mit dieſen Warnungsworten nie ganz ernſtlich gemeint. Koch, der Plebejer, hatte ſeine kleinen Eitelkeiten, die das Patriciat doch noch nicht für voll anſah; die aber für voll angeſehen ſeyn wollten. Dieſe Eitelkeiten rechneten auf die neue Ordnung der Dinge. Sie hatten ſich nicht verrechnet. Koch that als Mitglied der Eilferſtandeskommiſſion, die drei Tage nach der großen Münſinger Verſammlung vom großen Rathe zur Wahl und Einberufung des Verfaſſungsrathes niedergeſetzt wurde, was jeder andere mit dem Strome der Bewegung ſchwimmende, nach Notabilität geizende Advocat gethan haben würde. Da ſeine Eitelkeiten ſchon grauhaarig waren, ſo benahm er ſich beſonnener als mancher ſeiner Collegen, und ſchied als Regierungsrath aus dem Getümmel jener an Wirren reicher Tage.

Koch ſteht jetzt in den Reihen derjenigen, die ſich für das Syſtem der rechten Mitte entſchieden haben.

Er iſt deshalb um den größten Theil ſeines politiſchen Credites gekommen. Im Großen Rathe läßt er ſich oft vernehmen. Er ſpricht über Alles, und ſteht in Bern in dem Rufe eines Mannes von univerſeller Bildung. Man muß

Noch von dem Wernischen Standpuncte aus betrachtet
Sie verstehen, was ich damit sagen will.

Koch's Vorträge sind bis zum Entsetzen breit, und mi
allerlei Kuriositäten ausstaffirt. Sie hof- und schulmeiste
gern, und lassen nicht selten auch etwas Ironie durchschlage
Es fehlt ihnen in dieser Hinsicht nie an Stoffe. So zeigte
am 9. December v. J., als man im großen Rathe übe
die Organisation des diplomatischen Departements verhandel
te: „der Geheime Rath ist erst in den achtziger Jahren ein
gesetzt worden; zu allen Zeiten aber bestand eine Behörde
welche über die wichtigern Staatsgeschäfte zuerst im engern
Kreise rathschlagte. In frühern Jahrhunderten bestand hiezu
die sogenannte Wennerkammer; nachher bis tief in das abge
wichene Jahrhundert hinein existirte zwar keine solche Behör
de, aber die einflußreichsten Magistrate traten dann von sich
aus zusammen, um die geheimen Angelegenheiten der Repub
lik zu behandeln. Selbst in dem Hauswesen, wenn einer et
was ein wichtigeres Geschäftchen machen will, so stellt er sich
nicht auf das Brüchlein und trompetet sein Vorhaben im gan
zen Dorfe aus. So werden auch in Staatsangelegenheiten zu
allen Zeiten die wichtigeren Geschäfte, wenn auch ohne Ge
heimnißkrämerei, doch im engern Kreise behandelt werden müs
sen. Dieses bedarf gewiß keiner ausführlichen Auseinandere
setzung. Aber eignet sich nun zu solchem Geheimnisse (es ist
aber eigentlich nicht Geheimniß, sondern bloß eine unter dem
Siegel der Verschwiegenheit geschehende Berathung wichtiger
Dinge)? Eignet sich der Große Rath dazu? Wird wohl bei
einer solchen Zahl von Mitwissern eine Sache lange geheim

bleiben können? Man kann freilich die Ärmel und Zuhörern leeren; aber, das wird nicht viel helfen. Eignet sich der Regierungsrath dazu? Dieser ist zwar an Zahl eine weit kleinere Behörde, aber mehrmals, wenn im Regierungsrathe sub Silentio Gegenstände verhandelt worden waren, hat bei meiner Nachhausekunft die Magd das Resultat der Berathungen bereits beim Brunnen vernommen. Das ist Faktum. Eignet sich also der Regierungsrath zu solcher geheimen Berathung?"

Man scheint in Bern von der Dienstmysterie keinen Begriff zu haben. Die Mysterie ist der Republik nicht ganz fremd. Das alte Venedig hatte seine Staatsgeheimnisse, Bern ist ohne Geheimnisse. Die neuen Republiken sind ja für die Oeffentlichkeit, die bekanntlich auch Brunnen- und Waschscenen nicht verschmäht.

Der Regierungsrath Fetscherin, Theologe von Profession, früher Vorstand des Waisenhauses, ein durch die Revolution emporgehobener Mann, zeichnete sich als Philhellene aus. Im Besitze guter altgriechischer Sprachkenntnisse eignete er sich sehr bald auch das Neugriechische an. So kam er denn mit auf die Liste der Philhellenen. Sein Enthusiasmus für die Sache Griechenlands hatte übrigens sehr kaltes Blut.

Die Schweizerische Begeisterung war mit wenigen Ausnahmen nicht geneigt, in den politischen Fonds des für die Unabhängigkeit ringenden Griechenlandes zu speculiren. Fetscherin legte auf dem Altare für die Griechenfreiheit seine besten Wünsche nieder. Wer wollte denn von einem Berner Biedejer auch mehr verlangen!

Fetſcherin's radicale Ideen ſuchten zwar anfangs die Kanonikalien beizubehalten; ſie wollten noch immer den geiſtlichen Anſtand beobachten; allein ſie fielen bald aus demſelben heraus, warfen die Kanonikalien ab, und liefen in Hemdsermeln. So laufen ſie noch.

Der Regierungsrath Kohler, an der Spitze der Polizei ſtehend, iſt einer jener viereckigen Charaktere, deren jede Revolution bedarf, ohne die ſie ſich keinen Monat halten könnte. Es ſind dieß jene Unverwüſtlichen, die mehr dem Inſtinkte als dem Geiſte gehorchend, durch die Wirren und Zerwürfniſſe des Staates ſich durcharbeiten, und treu, wie ein Pudel, das ſuchen und finden, was der Revolution bei der Raſchheit ihres Ganges aus der Taſche fiel. Den Schweißgeruch der hohen Herrin in der Naſe, verfehlen ſie ſelten ihr Ziel. Da ſie in der Regel breite Schultern haben, ſo kann man ihnen etwas aufpacken. Sie werden darum im Nothfalle auch als Sündenböcke gebraucht. Man verwendet ſie überhaupt zu Dingen, zu denen ſich bedenkliche Leute, ſolche nehmlich, welchen das Gewiſſen noch nicht ganz ausgelaufen iſt, nicht gerne verwenden laſſen. So figuriren ſie als Scharfrichter, als ſogenannte Nachtkönige, die in dem unterirdiſchen Reiche der anrüchtigſten, aber dabei unſchuldigſten Naturmyſterien das Zepter führen, und als Gelegenheitsmacher, die den kleinen Leidenſchaften der Revolution, die aber äußerlich gern die Ehrbare macht, allen nur möglichen Vorſchub leiſten.

Kohler, der Unverwüſtliche, der Breitſchulterige, der Unbedenkliche, iſt als Polizeipräſident kein Fouché, kein

Polizeigenie, aber er iſt ein quarrirter Polizeiinſtinkt, der, an dem Leitſeile des Radicalismus geführt, weſentlichen Nutzen ſchafft.

Drei und zwanzigſter Brief.

Bern, am 28. Mai 1835.

„Wollte Gott, lieber Bruder, daß Du wüßteſt unſer Aller Eifer, damit der Handel einen chriſtlichen Ausgang erhalte. Du weißt, was an Bern dießmal gelegen iſt, ſo wir der Sache nicht gewachſen wären, welche große Schande, Spott und Schmach das Evangelium und uns treffen würde. Ich kenne aber aus vielfacher Erfahrung, wie ſehr Dir die Ehre Gottes und ſeines Wortes, das Heil Berns, ſo wie der ganzen Schweiz am Herzen liegt, und Du alles anwenden wirſt, was zur Beförderung unſerer Sache dient.“

So ſchrieb Bertold Haller unterm 19. November 1526. an Zwingli, den er dringend bat, daß er bei dem Geſpräche über die geiſtlichen Dinge, das zu Bern gehalten werden ſollte, nicht ausbleibe. Man erwartete Großes von dieſem Geſpräche. Dieſe Erwartung ging auch in Erfüllung. Jenes in der ſchweizeriſchen Kirchengeſchichte ſo berühmt gewordene Collegium, das am 7. Jänner 1527. begann, und am 26. deſſelben Monats geſchloſſen wurde, hatte freilich viel Langweiliges. — Dieſer Erbfehler der Berner Geſpräche klebt noch jetzt den politiſchen Converſationen an der Mittelaar an — indeſſen war doch in den neunzehn Tagen ſeiner Dauer Bedeutſames abgeſchwatzt. Was Haller im November 1526. an Zwingli ſchrieb, das ſoll neuerdings Hans

Schnell an Hirzel geschrieben haben. Ja, ja, an Hirzel, an den Mann der rechten Mitte, dessen Weisheit noch vor vier Monaten von den Berner Radicalen mit Füßen getreten wurde. Zwingli und Hirzel, welch' eine seltsame Zusammenstellung! Wer wollte denn hier auch Portraitähnlichkeit verlangen. Hat doch auch Hans Schnell nichts von jener liebenswürdigen gelehrten Schüchternheit, die Haller, den Berner Reformator charakterisirte. Hans Schnell ist nur schüchtern, wenn er den Kopf verloren, und dabei die Dinge um ihn her auf den Kopf gestellt hat. Diese Schnellsche Schüchternheit ist nichts weniger als liebenswürdig. Denken Sie sich einen betrunkenen Bauerburschen, der, nachdem er in einer anständigen Gesellschaft, in die ihn der Zufall warf, viel Unanständiges begangen, plötzlich nüchtern und seiner Brutalitäten inne geworden, und der berühmte Burgdorfer steht leibhaftig vor Ihnen. Roth bis über die Ohren, verblüfft ob des Anblickes achtbarer Leute, weiß der arme Hans nicht, wo er mit den Händen hin soll, die er noch kurz vorher der ganzen vornehmen Welt geballt entgegen hielt. Hansens Verblüfftheit wird noch dadurch vermehrt, daß er das Ungewaschene seiner Hände bemerken muß.

Hirzel zu Zürich und Zwingli zu Zürich sind freilich nicht aus einem Ei gekrochen; auch ist das Zürich von 1835. anders gekleidet als das Zürich von 1526.; indessen, in der Stellung der Aarstadt zur Limmatstadt, worauf es doch hier vorzugsweise ankommt, findet sich noch vieles von der alten Position. Ohne Zürich wäre Bern mit der Reformation nicht zu Stande gekommen, wenigstens nicht so schnell zu Stande gekommen. Zwingli erfuhr eine Reihe

von Verunglimpfungen von Seiten der Berner Regierung. Hirzel erging es nicht beſſer. Sie kennen Zwingli's und Hirzel's Geſchichte. Paralleliſiren Sie fort. Die Nothwendigkeit eines Geſpräches liegt am Tage. Die Verſtändniſſe thun am Ende jetzt noch mehr Noth als damals, wo die Einladung Zwingli's von den reformationsluſtigen Bernern dringend empfunden wurde. Haller und Zwingli waren immer Freunde, und blieben es. Haller nahm Rath an von Zwingli, deſſen geiſtiges Uebergewicht er bereitwillig anerkannte. Hans Schnell und Hirzel waren immer Feinde geweſen. Hans Schnell wollte von Hirzel keinen Rath annehmen, und deſſen geiſtiges Uebergewicht nicht anerkennen. Hans Schnell iſt nicht mehr der Alte. Er hat ſich gehaart. Bei dieſer Haarung ging eine Verwandlung mit ihm vor. Er bekam Appetit nach Hirzelſcher Koſt. Die Gleichheit der Koſt zieht in der Regel die Gleichheit der Geſinnung nach ſich. Hans Schnell und Hirzel haben ſich verſtanden, und werden ſich noch mehr verſtehen. Sie werden ſich verbrüdern, und als ein Dioskurenpaar abwechſelnd den politiſchen Himmel der Schweiz freundlich beleuchten. Zwingli hatte auf der Reiſe zum Berner Religionsgeſpräche ein anſehnliches Gefolge. Irre ich nicht, ſo begleiteten ihn Collin, Pellican, Schmid, Bullinger, Megander, achtbare, gelehrte Namen. Hirzel kann die Reiſe nach Bern in Keller's und ähnlicher Geſellſchaft machen. Auch Oecolampos von Baſel fand ſich zu dem Berner Geſpräche ein. Wer kann wiſſen, o' Hans Schnell nicht auch an den braven alten Wieland zu Baſel ein Einladungsſchreiben erlaſſen hat. Die Berner Dinge ſind

ſo romantiſch geſtaltet, das alt ariſtoteliſche Princip der Einheit der Handlung iſt ſo in die Flucht geſchlagen, daß es mich nicht befremden würde, wenn ich den Basler de Wette als Leichenredner in dem Berner Münſter erblickte.

Die Sterblichkeit iſt unter den hieſigen Radicalen ſehr groß. Sie fallen wie die Fliegen, die ſich an gepfefferter Milch den Tod tranken. Sie ſchwellen auf und müſſen, da ſie einen ſehr übeln Geruch um ſich verbreiten, ſchnell begraben werden. Leute, die weder zu den Schwarzen noch zu den Weißen gehören, die weder Ariſtokraten noch Radicale ſind, die eine Art von grauer Brüderſchaft bilden, die ſich bekanntlich in Rom mit den Leichenconducten der armen Sünder beſchäftigen, beſorgen hier die Beiſetzung der Radicalen. Es fehlt den Berner Friedhöfen an Shakespearſchen Todtengräbern.

Das Jahr 1527. und das Jahr 1835. ſind einander ſo ähnlich, wie die Traveſtie dem traveſtirten Gedichte ähnlich iſt. Das Jahr 1527., das große Berner Reformationsjahr, und das Jahr 1835, das kleine Berner Reformationsjahr haben eine und dieſelbe Mutter. Man findet beinahe in jeder großen Familie einige ungerathene Kinder. Die Berner Hiſtorie ſollte die Freuden und Leiden der meiſten Mütter theilen. Es wird ſich bald zeigen, ob man das Jahr 1835. zu den gerathenen oder ungerathenen Kindern zu zählen habe. Vielleicht gehört es zu den ſchwachſinnigen Kindern, die man trotz ihrer Anhänglichkeit an das vierte Gebot doch immer zu den ungerathenen Kindern betten muß.

Hans Zehnter, dem es um die Verhöhnung des römiſch catholiſchen Prieſterthumes zu thun war, beſtieg wäh-

rend des Berner Religionsgespräches einen Esel und ritt damit in den Münster.

Hans Schnell wollte im großen Rathe zu Bern auf einem Esel paradiren, von dem er behauptete, daß er in direkter Linie von jenem stattlichen Berner Reformationsesel abstamme. Die Größe des Thieres nahm die Berner Welt Wunder. Ludwig Snell, der zeitige Inhaber des Lehrstuhles des Schweizerischen Staatsrechtes, von dessen Pergamentenscheu viel Mirakulöses im Züricher Republikaner zu lesen ist, betrachtete den Schnellschen Esel von hinten und von vorne, und erklärte am Ende das an der Mittelaar gepriesene Thier für einen Zwitter, der, in der rechten Mitte zwischen Esel und Roß stehend, nichts mehr und nichts weniger als ein gemeiner Mauleſel sey. Hans Schnell fühlte sich durch diese Erklärung beleidiget, um so mehr als Ludwig Snell in dem Berner Beobachter mit Bezugnahme auf Buffon die Laster der Zwitter, und namentlich der Mauleſel nicht ungründlich auseinander setzte. Der Burgdorfer Volksfreund, der sich schon seit längerer Zeit mit der Naturgeschichte des Esels beschäftigte, und die wichtige Endeckung machte, daß der Ausdünstung dieses Thieres eine leuchtende Kraft inwohne — die Ehre einiger alten Maler, die in ihren Bildern, die Geburt Christi vorstellend, die Beleuchtung von dem bescheidenen Esel an der Krippe ausgehen lassen, wäre sonach gerettet — trat gegen Ludwig Snell in die Schranken. Er wollte beweisen, daß der Hans-Schnellsche Esel kein Maul- sondern ein wirklicher Esel sey; und zwar ein leuchtender Esel, dem der künftige Geschichtschreiber der neuesten Berner Reformation die Glorie nicht versagen werde.

Das Berner Publicum mußte ſich längere Zeit mit dieſer Eſelei unterhalten laſſen. Das Berner Publicum iſt ein ſehr gelehriges Publicum, das bei der Nähe der Berner Hochſchule in kurzem zu einem gelehrten Publicum hinanklettern wird.

Hans Schnell beſtieg den angeblich Hans-Zehnterſchen Vollbluteſel, begrüßt von dem Hoſanna der Burgdorfer Partei, die auch andere Leute, die ſonſt nicht Schnelliſch ſind, augenblicklich mit ſich fortriß. In der Erſcheinung eines Reformators liegt immer etwas Begeiſterndes. Der große Burgdorfer lächelte voll ſtolzen Selbſtbewußtſeyns. Der Altſchultheiß Tſcharner hatte ihm den Steigbügel gehalten. Dieſe Ehre war Hans Zehnter nicht geworden.

Die Bütſchelbachs, die Wattenwyls, die Diesbachs und andere Edle jener Zeit, hätten ſich dazu nicht hergegeben.

Hans Schnell ſollte bald aus ſeinem Himmel fallen. Seine Rozinante wurde ſtätig. Sie bäumte ſich, und machte dabei die ſeltſamſten Kreuz- und Querſprünge, ſo daß ſie ihren Reiter in dem Sattel umherdrehete. Hans Schnell hatte in der Verwirrung den Schwanz des Thieres, ſtatt des Zaumes ergriffen. So ritt er in den großen Rath ein. Der Landammann Lohner und viele der hochgeachteten Herrn prieſen dieſe Art des Reitens als die bequemſte und ſicherſte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, wird die liebe Eidgenoſſenſchaft Hans Schnell's Beiſpiele folgen. Die Mauleſel werden im Preiſe ſteigen.

Das Geſpräch zu Bern vom Jahre 1526. hatte auch ſei-

nen Dichter. Der Berner Manuel ſang: de infirmitate Missae: ein drolliges Lied, ein letzter Wille, bei dem mir David Wilkin's Teſtamentseröffnung einfiel. Das Geſpräch zu Bern von 1835. braucht wegen eines Dichters nicht verlegen zu ſeyn. Reithard wird ſich dieſe koſtbare Gelegenheit nicht entgehen laſſen.

Reithard, der Herausgeber des Schweizeriſchen Merkurs, gehört zwar als Dichter zu den Barfüßlern; allein gerade durch dieſe Verwandtſchaft mit jenem berühmten Bettelorden, der in Bern die Reformation gegen die ſtolzen Dominikaner unterſtützen half, iſt der Mann berufen, das neue Berner Colloquium in Reime zu bringen. Deutſchland kennnt ſeiner noch nicht. Reithard's beſcheidene Muſe badet ſich in der Emme. Sie iſt in Penſion bei Herrn Langlois zu Burgdorf. Der Berner Volksfreund leitet ihre Erziehung. Man erwartet viel von ihr. Sie hat beſonders große Füße und macht ſo ungeheuer toll lyriſche Sätze, daß ſie bei der Verfolgung durch den deutſchen Criticismus das Berner Oberland ſehr leicht mit einem Mägdeſprunge erfreuen, und den ganzen herrlichen Mythenreihen des Harzes an ſich ziehen könnte. Das gute Emmekind iſt ſicher vor dem deutſchen Criticismus, der nach ſchweizeriſchen Mägden kein Gelüſte trägt.

Das Juste milieu des Vororts Bern iſt mit allen Laſtern des Zwitters beladen. Verblüfft und feig, neidiſch und falſch ſteht es da, ein langohriges Maulthier, das aber die Ohren hängen läßt, und in eine ernſte Meditation über den Grund der animaliſchen Wärme verſunken zu ſeyn ſcheint. Das Berner Juſtemilieu hat für die Ernährung entſchieden.

Durch ſie allein wird die animaliſche Wärme bedingt. Hans Schnell iſt ein großer Phyſiologe. Er hat gemeinſchaftlich mit ſeinen Brüdern Karl und Ludwig experimentirt. Der alte ſchlaue Samuel half. Die Kaſtenhoferſche Schule, die den Grund der animaliſchen Wärme in dem Kreislaufe des Blutes, in der Friction ſucht, iſt geſchlagen. Die Berner Reformation von 1527. war mehr das Werk Zwingli's als das Werk Hallers. Der Züricher blies dem Berner Geſpräche von 1527. ſeinen Geiſt ein. Es war Zwingli's Geiſt, der durch ihn (Haller) ſprach in ſanfter Rede. Der Ruhm der Berner Reform von 1835. gebührt mehr Hirzel denn Hans Schnell. In den großräthlichen Geſprächen von 1835. ruht der Geiſt der Züricher rechten Mitte, der das Horaziſche:

Virtus est medium vitiorum utrinque reductum: auf der Zunge führt.

Hans Schnell's Biograph wird dereinſt ſagen: „Es war Hirzels Geiſt, der durch ihn (H. Schnell) ſprach, in polternder Rede.“

Hans Schnell iſt der Sprecher des Berner Juste milieu, ein bankerot gewordener Unitarier, der früher weder des heiligen Geiſtes, noch des göttlichen Sohnes bedurfte, der die Ewigkeit der Höllenſtrafen leugnete, und die göttliche Offenbarung des alten Teſtamentes in Abrede ſtellte, der aber jetzt dem Saint Esprit der Doctrinaire die Hände leckt, und Chateaubriand's heilige Grabesgedanken auf dem Magenmunde trägt, der von der Ewigkeit der politiſchen Höllenſtrafen um ſo mehr überzeugt iſt, als er ſchon jetzt die Fegefeuerflammen in ſeiner Bruſt fühlt; ein wunderbares St. Pa-

trickfeuer, das aber O'Connell, wenn er nur einmal darauf ſpuckte, auf der Stelle löſchen könnte, und den die Göttlichkeit der Eingebung des alten Teſtamentes ſo durchdrungen hat, daß er ſich freuen würde, wenn er ſeine Blößen mit den Fetzen des Berner Junkerthumes decken könnte.

Die Anhänger des Berner Juste milieu gleichen auf's Haar den ſpaniſchen Afranceſados, die hinter ihren franzöſiſchen Muſtern nicht zurück bleiben wollen, denen aber das franzöſiſche Savoir faire abgeht. Sie ſuchen ſich für die Verachtung, die ſie allenthalben erfahren, an dem Liberalismus zu rächen, deſſen Fall den elenden Melendey zu dem berüchtigten Liede: Copo el loco bando (Es ſank der tolle Haufe) begeiſterte. Die Nemeſis kam über den nichtswürdigen Dichter, der, trotz der ſich aufgelegenen Converſionen, ſein Leben in der Verbannung in Frankreich beſchloß. Das Berner Juste milieu, das allerprofaiſchſte, das es geben kann, iſt ohne poetiſche Talente. Sonſt hätte uns der Berner Volksfreund ſchon längſt mit Reimen à la Melendey heimgeſucht. Auguſtin Arguelles hatte einmal einen großen Namen. Er wurde der Göttliche geheißen. Als er in der zweiten Revolution dem doctrinairen Moderantisme huldigte, und ſeine Reden mit den ſeltſamſten Sophiſtereien herauspuzte, und den Gemäßigten, den Sanften ſpielen wollte, war es um ſeinen Namen geſchehen. Ein Liberaler von ächtem Schrot und Korn iſt unter allen Verhältniſſen achtungswerther als jene politiſchen Halbheiten, die weder Böcke noch Schaafe ſind.

Hans Schnell, der Großſchwätzer, konnte freilich nie ein Arguelles werden; allein, die Zweideutigkeit ſeiner jetzi-

gen Stellung hätte er ſich doch erſparen ſollen. Warum ſeine Irrthümer nicht offen eingeſtehen?

Wer, wie Hans Schnell, die Keckheit beſaß, vor aller Welt zu ſündigen, wer ſich dieſes Sündigens noch rühmen konnte, der ſollte ſich auch, zu beſſerer Ueberzeugung gekommen, den Muth herausnehmen, ſeine Sünden vor aller Welt zu bekennen. Wozu dieſe falſche Schaam. Es gibt in Bern Leute, die geradezu behaupten, daß ſich der gute Hans gar nicht ſchämen könne. Er wäre ſonach ein ſchaamloſer Hans. Das will ich nicht glauben. Vielleicht kann Hans Schnell nicht erröthen. Es iſt dieß ein Fehler ſeines Hautſyſtemes. Das Geſicht ſeiner politiſchen Idee hatte immer etwas Fauniſches, etwas ächt Begehrliches. Es verräth beſonders einen paraſitiſchen Fettglanz, eine geſtopfte Vollmondſcheinlichkeit, die bald in eine doctrinaire Glorie übergehen, und den großen Rath zu Bern mit der poſſirlichſten Be- und Erleuchtung heimſuchen wird. Bei fetten und fauniſchen Leuten kommt die Schaam weniger zum Durchbruche. Die Schnells haben übrigens viel Anlage zum Fettwerden. Es iſt ſchon jetzt um ihre taille geſchehen. Karl Schnells Schneider, der zufällig auch mein Schneider iſt, hat darüber einige ſehr tief gedachte Bemerkungen in meine Hände niedergelegt. Der Herr Regierungsrath iſt in den letzten vier Monaten ungewöhnlich ſtark geworden, ſagte der ſcharfſichtige Meiſter. Röcke, Weſten und Hoſen werden ihm zu enge. Ich habe ſie weiter machen müſſen. Die Sache kommt mir bedenklich vor. Der Herr Regierungsrath hat alles, was man wohl ſonſt in Bern zum Heirathen bedarf, — er hat Geld, er hat eine ſchöne Stelle, eine kleine hübſche Campagne — und will bei dem allen

doch nicht heirathen. An dem Baue ſeiner Hüfte bemerkte ich immer viel Weibliches. Ich würde ihn für eine verkleidete Frau gehalten haben, wenn ich nicht am Barte Zeichen der Männlichkeit geſehen. Der Bart kann übrigens hier nicht allein entſcheiden. Mein Großvater, ein berühmter Kleiderkünſtler, der zu Dresden den Ritter d'Eon bediente, hinterließ mir in dieſer Hinſicht einige merkwürdige Erfahrungen.

Ich lachte laut auf und ſagte: Am Ende halten Sie Herrn Karl Schnell für einen Hermaphroditen? Mein Schneider nahm eine wahrhaft critiſche Miene an, und erwiederte: Ich bin weder ſchwarz noch weiß, ich denke wie jener Schneider aus den zwei Schweſtern von Prag, der vor dem pariſer Nationalkonvente ſein Glaubensbekenntniß ablegte; allein, ich kann doch nicht läugnen, daß ich bei den neuen Berner Dingen mitunter ein Heimweh empfinde, das mich nach den alten Berner Herren, die aber dabei alle Moden mitmachten, und dadurch junge Herren (Jungherrn) wurden, zurückführt. Es iſt noch nicht aller Dinge Abend. Wer weiß, was geſchieht. Ich glaube zwar nicht an Geſpenſter; allein, die alten Berner Herren könnten vielleicht wiederkommen. Sie werden von den Weißen für todt gehalten; ſie ſind aber am Ende nur ſcheintodt. Noch immer geben ſie Zeichen des Lebens von ſich.

Mein Schneider zog jetzt eins jener Geſichter auf, die man auf altteſtamentariſchen Bildern den kleinen Propheten vorzuſtecken pflegt.

Die apokalyptiſche Natur der Pfrieme hatte ich ſchon bei Jakob Böhme kennen gelernt. Von der Seherkraft der Nadel ſollte mir ein Berner Schneider Zeugniß geben. Er

e jetzt den Zeigefinger der rechten Hand an die Naſe,
ſprach mit einer Emphaſe, die als ein umgekehrter Stein-
lienthuſiasmus, nicht ohne Kunſtwerth war. Die alten
ren kehren zurück, und zwar als Jungherren d. h. als Män-
, die der neuen Zeit geben, was der neuen Zeit iſt. Leu-
die mehrere Tage, ja, wochenlang als ſcheintodt da lie-
, die man ſchon einſcharren will, die aber plötzlich wieder
chen, treten, wie ich mir von dem ſeligen Herrn von
nſtetten, einer meiner beſten Kunden, habe ſagen laſſen,
neue Menſchen auf. In dem Scheintode geben ihre bis-
gen Sünden unter. Herr von Bonſtetten, der erſte
rner Junker, der als Philoſoph auftrat, lehrte mich,
der Tod eine geiſtige Reinigungsanſtalt ſey, der alle
den hinwegnehme. Wenn gleich der Scheintod der Erb-
e nichts anhaben könne, ſo müßten ihm doch alle übrigen
den weichen. Die Berner Junker, auf deren Rückkehr
feſt zähle, werden zwar ihre Erbſünde wieder in den gro-
Rath tragen; allein, die Sünde wider den heiligen Geiſt,
h den ſie um Haus und Hof kamen, wird ſie verlaſſen.
Erbſünde iſt, nach Herrn von Bonſtetten's Meinung,
llerunſchuldigſte Sünde, die immer Kind bleibt, und der
darum Vieles vergeben muß. Ich bin übrigens nicht der
ige Berner, der an das Lever der alten Berner Herren
bt. Zwei Drittel der Bewohner des Kantons glauben daran,
as noch mehr ſagen will, der franzöſiſche Miniſter glaubt
n. Ich habe es Schwarz auf Weiß geſehen. Ein Billet
Herrn von Rumigny, das in der Rocktaſche des Herrn
ierungsrathes Schnell zurückgeblieben war, und ſo durch
ll in meine Hände kam, beſagt es deutlich. Der franzo-

ſiſche Geſandte gibt der Schnellſchen Partei Rathſchläge, wie man die alten Berner Herren zu empfangen habe.

Der politiſche Schneider erzählte mir Dinge, die mancher deutſche Diplomat mit Gold aufgewogen hätte, und brachte mich am Ende auf den wunderlichen Gedanken, daß an der Zwitterſchaft Carl Schnells doch etwas Wahres ſeyn, daß das ungewöhnliche Anwachſen des Bauches des Herrn Regierungsrathes auf eine Schwangerſchaft hindeuten könne, die, räthſelhaft an und für ſich, nur ein Vorherrſchen der weiblichen Partie bei dem Burgdorfer Hermaphroditen bezeugen würde. Der Geſchichte des Schnellſchen Wochenbettes kann es an intereſſanten Epiſoden nicht fehlen. Tſcharner und Lerber, die bei der Berner politiſchen Komödie die Rollen der Vertrauten ſpielten, von denen beſonders der Letztere als Marquis bel Esprit zu glänzen ſuchte, werden als Geburtsanzeiger vollauf zu thun haben. Die Rollen der Vertrauten ſind ſonſt keine begehrten Partien. Es grenzt dieſes Rollenfach an die Bedientenſtube, und bildet ſo ein Mittelreich zwiſchen Herrn und Diener, in dem ſich die politiſchen Talente nicht anſäſſig zu machen pflegen. Möglich, daß es in Bern anders iſt. Vielleicht ſtehen hier die Vertrauten um eine Stufe höher, als in der übrigen Welt. Carl Schnell wird übrigens gewiß eine ſehr ſchwere Entbindung zu beſtehen haben. Die Freuden der Mutterſchaft ſind für ihn verloren. Das Kind, das unter ſeinem Herzen ruht, wird ihm den Tod bringen. Nur auf dem Operationswege dürfte die Frucht ſeiner heimlichen Liebe zu retten ſeyn. Man wird die Hebammenkunſt der franzöſiſchen Doctrinairs in Anſpruch

ehmen, man wird den berühmten Guizot von Paris ver-
hreiben, und zum Kaiſerſchnitte ſeine Zuflucht nehmen müſ-
n. Es dürfte dieſe wichtige Operation die politiſch chirurgi-
he Laufbahn der Groß-Doctrinairs beſchließen. Finis coro-
at opus.

Das neue Berner Juſtemilieu würde ſonach als ein klei-
r Cäſar die Welt beſchreien. Ob je ein großer Cäſar
s ihm werden könne, ſteht bei den Göttern. Wer möchte
cht Vater dieſes wunderbaren Kleinen ſeyn? Vielleicht ſtrei-
n ſich die Grafen Bombelles und Rumigny um die Paterni-
t dieſes merkwürdigen Sohnes, wie man ſich einſt um die
aternität des Sohnes der Ninon geſtritten. Nein, nein,
r öſterreichiſche Geſandte wird keine Anſprüche auf die Va-
erſchaft des Schnellſchen Cäſars machen. Die Zwitter-
der ſind in Oeſterreich, wo alles ganz natürlich zugeht,
cht beliebt. Rumigny kann unbeſorgt ſeyn. Es wird we-
r Bombelles, noch ein anderer deutſcher Diplomat die
ie der Paternität des Schnellſchen Juste milieu in
ſpruch nehmen. Laſſen Sie ſich, wenn Sie im nächſten
ommer nach Bern kommen, meinen Schneider nicht ent-
hen. Ich lege Ihnen ſeine Adreſſe an. Der Mann iſt Po-
ifer und Philoſoph zugleich. Politik und Philoſophie ſind
chweſtern. Vereint wirken ſie Großes. Man ſollte ſie nie
nnen. Alle unpolitiſchen Unternehmungen werden auch zugleich
unphiloſophiſchen Unternehmungen. Für Sie, den Ge-
chtner der neuern Philoſophie, könnte die Bekanntſchaft mei-
s Schneiders doppelt intereſſant werden. Sie würden von
n manches über Bonſtetten beziehen können, dem ich,
il ich ihn, gleich dem Eſel in der Fabel zwiſchen zwei Heu-

bündeln, träumend zwiſchen Condillac und Kant ſtehen ſah, keinen eigenen Gedanken zutraute.

Ich habe dieſen Brief, was ich ſonſt nicht zu thun pflege, noch einmal überleſen, und mich überzeugt, daß es mit dem hiſtoriſchen Parallelismus eine miſsliche Sache iſt. Das neunzehntägige Berner geiſtliche Geſpräch von 1527. und die politiſchen Berner Großenrathsgeſpräche von 1835. weichen doch in vieler Hinſicht von einander ab. Im Jänner 1527. fand ſich ein höchſt unwiſſender Pariſer Doctor zu Bern ein, der den evangeliſchen Satz: „Sey willfährig deinem Widerſacher“ eine ſo ungeheure Ausdehnung gab, daß er auch Gehorſam gegen den Teufel, den größten aller Widerſacher an der Aar, zu predigen anfing. Jetzt iſt es anders. Herr von Rumigny, der zwar noch nicht Doctor iſt, der aber durch Wellington, den Kanzler der Univerſität Oxford, den Doctorhut erhalten kann, und ihn auch wahrſcheinlich erhalten wird, verkündigt ein Evangelium des Widerſtandes, unter dem die Kaſtenhoferſchen Anzüge lebendig begraben werden. Das Reich des Teufels hat in Bern ſeine Endſchaft erreicht.

Vier und zwanzigſter Brief.

Bern, am 1. Juni 1835.

Im großen Rathe ward eine Schulordnung geboren, die der Väter viele hat, die vielköpfig, ohne vielſeelisch zu ſeyn, in dem Poſſenſpiele eines St. Medardus auftreten, hier die Gouvernantenſtelle übernehmen, und darauf zur Abwechslung dem erſten beſten eidgenoſſiſchen Bataillon als Marketenderin folgen könnte. Der Regierungsrath Neuhaus, der Chef des Berner Erziehungsdepartements, will aus der neuen Schulordnung eine Lady Eſther Stanhope machen, die mit der brittiſchen Amazonenhaftigkeit die römiſchen Matronentugenden einer Cornelia und mit dieſen die griechiſche Hetärengrazie einer Aſpaſia, einer Phryne vereinigen ſoll. Herr Neuhaus, der den Beruf zum Großpädagogen in den Fußſohlen fühlt, den es darin kitzelt und kriebelt, als wäre das Zipperlein im Anzuge, will die unpatentirte weibliche Leichtfertigkeit im Canton Bern, die bisher ohne Schule war, auch beſchult wiſſen. Er hatte von der Nutzbarkeit der öffentlichen Mädchen gehört. Delila's Geſchichte war ihm in einem Faſchingsküchle von Kortüm beigebracht, der jüngſt inmitten der Studien für ſeine Hiſtorie des Mittelalters vor den Memoiren eines fahrenden Fräulein Halt machte, den Geiſt der ſchelmiſchen Schreiberin zitirte, und ſo Dinge erfuhr, tiefe

politiſche Wahrheiten, die während der Konſtanzer Kirchenverſammlung der kaiſerliche Kanzler verborgen gehalten hatte. Kortüm iſt jetzt mit der Zuſammenſtellung dieſer Memoiren beſchäftigt. Sie werden Epoche machen. Quellen dieſer Art gingen l' Enfant ab. Kortüm verſteht ſich beſſer auf gewiſſe Quelle als der Berliner Academiker. Der Profeſſor der Geſchichte an der Berner Hochſchule bewies dem Präſidenten des Erziehungsdepartements, daß aus der neuen Schulordnung eine Delila werden müſſe, mit deren Hülfe der Monarchismus, dieſer alte Simſon, der jetzt wieder jung zu werden anfange, in die Schlinge gelockt und den eidgenoſſiſchen Philiſtern in die Hände geliefert werden könne. Kortüm iſt ein entſchiedener Gegner des Monarchismus. Seiner wilden hiſtoriſchen Weisheit hängen die Strümpfe auf die Schuhe.

Hätte man die neue Berner Schulordnung nach Hofwyl geſchickt, hätte ihr Fellenberg ſeinen Segen ertheilt, ſo wäre etwas aus ihr geworden, ſo hätte ſie ihre Vocation erfüllen können; da man dieß nicht that, da man den gereiften Erfahrungen Fellenberg's gerade zu Hohn ſprach, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn dieſes Geſetz als ein ungewaſchenes und unerzogenes, dabei aber auch ungezogenes Kind, den Berner großen Rath verlaſſen hat. Das was man durch die neue Schulordnung bezwecken wollte, wird man nicht durch ſie erreichen. Der Geiſt des Volkes ſollte dadurch gehoben, es ſollte ihm eine ſeeliſche Rührigkeit, ein reges Streben nach dem Höhern eingehaucht, es ſollte geiſtig verſtählt und ſo zugleich für die neue Verfaſſung erzogen werden. Die neue Schulordnung iſt dazu nicht geeignet. Sie kokettirt mit einer Menge von Beſtimmungen,

e in hundert und zwei und dreißig Paragraphen zerbröckelt,
einem pädagogiſchen Staube werden, den man dem guten
erner Volke in die Augen ſtreut.

Fellenberg that im großen Rathe alles, was er thun
nnte, um der neuen Schulordnung eine für das Volk heilſa-
Richtung zu geben. Er predigte tauben Ohren und er-
hr dabei noch Brutalitäten, die mir dem Fremden wehe
aten, und die tief in die Seele des edlen Hofwylers ein-
neiden mußten. Nachdem er wochenlang mit einer wahr-
ft altrepublikaniſchen Selbſtverleugnung gegen den Unver-
nd einer ſeiner unwürdigen Collegenſchaft vergebens ange-
mpft hatte, blieb er aus dem großen Rathe weg. Fellen-
rg wollte vor allem den Stand der Schullehrer geiſtig
d politiſch gehoben wiſſen. Was er in dieſer Hinſicht ſprach,
r gediegen. Seine Worte wurden mit Abſichtlichkeit über-
rt. Man ſah es deutlich, daß die perſönliche Großartigkeit
s Hofwylers den kleinen Leuten im großen Rathe über-
im Wege ſtand. Es wurde ihnen unheimlich im Schatten
ſer europäiſchen Notabilität, gegen die ſie gern den atheni-
iſchen Oſtrazismus in Bewegung geſetzt hätten.

Fellenberg hat ſich die Bildung der Schullehrer
den Canton Bern ſehr viel koſten laſſen. Er brachte
fer, die den Bereich des Privatmannes weit überſchreiten,
bringt ſie noch. Der Undank gleitet an dieſem ſeltenen
nne ab. Ein wehmüthiges, mitunter in Ironie getauch-
Lächeln iſt alles, was er der ſtupiden Bosheit vieler ſei-
Landsleute entgegenſetzt. Als Mitglied des Erziehungsde-
tements wies er ununterbrochen auf den nahen Rappert
ſchen Schule und Staat hin. Das Schlagende ſeiner Grün-

de beſtimmte die Regierung zur Errichtung einer Normalſchule für Schullehrer zu Buchſen. Fellenberg, bei dem Gedanke und That nicht durch das langweilige Zwiſchenreich der engherzigen Bedenklichkeit getrennt ſind, der das Gute gern raſch in's Werk ſetzt, wohlwiſſend, daß auch das Beſte durch das Lagern auf dem Regierungstiſche namhafte Einbuſſen erleidet, bot gaſtlich ſein Hofwyl zu einem dreimonatlichen Bildungskurſe von hundert Schullehrern an. Unter ſeinen Augen ſollte die Einleitung zu dem großen Werke der Nationalbildung begonnen, ſollte der Grund zu einem Gebäude gelegt werden, das von der veredelten Volksthümlichkeit bezogen, ein Tempel werden konnte, größer denn Tell's Waldkapelle, die wohl für die eidgenoſſiſche Tradition, nicht aber für die durch mancherlei Trübſal der Läuterung und Wiedergeburt entgegengehende Politik der Schweiz Herberge hatte. Fellenberg's Herz wurde weit bei dieſen Gedanken. Er drückte im Geiſte das ganze Vaterland an die volle Bruſt. Fellenberg ward wiederum enger und ängſtlicher zu Sinne. Die Ahnung ſchob Geſpenſter zwiſchen ihn und das Vaterland. Fellenberg glaubt zwar nicht an Geſpenſter, er gönnt den Todten ihre Ruhe, allein er weiß, daß es lebende Geſpenſter gibt, die Fleiſch und Blut, aber keinen Geiſt haben, die ſtatt des Herzens ein kleines verſchriebenes und verkehrtes Einmaleins mit ſich herumtragen, nach dem ſie ihre Krämerrechnung machen, eine Rechnung ohne Wirth, bei dem zwar ihr kleinlicher Egoismus ſeine Rechnung findet, die aber immer das arme Volk die Zeche bezahlen läßt. Die Ahnung hatte dem Hofwyler nicht gelogen. Der Mann, den das Erziehungsdepartement gegen Fellenberg's Willen zum Director

der Normalbildungsanſtalt für Schullehrer zu Buchſen auserkoren, war nicht der rechte Mann. Der Pfarrer Langhans kann Alles ſeyn. Erzieher aber iſt er nicht. Der geiſtliche Herr hat keinen Begriff von dem Weſen der Elementarſchule. Langhans's dünkelhafte Taktloſigkeit gab ſich bald kund. Er, der Fellenbergſche Gaſt, der in Hofwyl Freundlichkeiten über Freundlichkeiten erfuhr, trat den Ideen ſeines genialen Wirthes überall pedantiſch in den Weg. Der dreimonatliche Bildungskurs, der neulich in Hofwyl hundert Schullehrern ertheilt worden iſt, in ſeinen Verhältniſſen zu der Dorfſchule, zu dem häuslichen Kreiſe, zum Staat und zur Kirche von Emanuel Fellenberg. Chriſtmonat 1832. Bern bei Jenni 1833, ein in mehrfacher Hinſicht intereſſantes Buch, das Ihnen zugleich einen Blick in das Treiben des Berner Erziehungsdepartements thun läßt, liefert die handgreiflichſten Beweiſe dafür, daß Langhans der ihm übertragenen Stelle nicht gewachſen war. Der Herr Director mußte ſich dieſes ſogar von ſeinen Schülern ſagen laſſen. Der Schweizerbote vom 16 und 23 Auguſt 1832 trug Langhans's pädagogiſche Unfähigkeit in alle Welt. Vergebens ſprach die allgemeine Schweizerzeitung in Nro. 103 dagegen an. Dieſes den alten Berner Vorrechtlern dienſtbare Blatt hat Hofwyl von jeher mit ſcheelen Augen betrachtet. Die Schlußworte jenes Artikels: „Bekanntlich hat der angeſtellte Director bereits hinlängliche Proben ſeiner pädagogiſchen Fähigkeiten abgelegt; dieſe glaubte er auch beim Beginnen des neuen Berufs in Anwendung bringen zu ſollen, beſondere Wichtigkeit ſetzte er in die erſte Saat chriſtlich religiö-

ſer Begriffe und wählte dazu die ihm am geeignetſt ſcheinen
den Mittel, als ihm von einer Seite, von welche
er es am wenigſten hätte erwarten ſollen, Hin
derniſſe in den Weg gelegt werden wollten, die
wären ſie nicht höhern Orts gehoben worden, den
neuen Lehrer zur Pflicht machten ſogleich abzutreten. Mög
ſich alſo das Publicum beruhigen und auf das, was bis da
hin gegen den Director in den Blättern erſchienen, nicht die
geringſte Rückſicht nehmen. Sollte ein Mehreres in
nehmlichen Sinn zum Vorſchein kommen, ſo wür
de hierſeits auf eine Weiſe entgegnet werden
die gewiß nicht anders als dem bisherigen An
fechter nur zum höchſten Unmuthe gereichen kön
ne, weiſen auf den Stifter von Hofwyl hin, der ſich da
durch unterm 28 Auguſt 1832 zu einem Schreiben an das
Erziehungsdepartement veranlaßt fand, in dem er ſich un
ſtändlich und beſtimmt über Langhans ausſprach. Er be
zog ſich auf den bekannten Wehrli, ſo wie auf die Schullehrer
Hänni von Thun, Wermuth von Burgdorf und Weg
müller aus Walkringen, Männer, die in pädagogiſche
Hinſicht kompetent ſind, und die, was die Unfähigkeit des Director
der Normalanſtalt betraf, ſeine Meinung unbedingt theilten
Fellenberg ſchließt ſeinen Vortrag an das Erziehungsde
partement unter andern mit den Worten: „Ich habe Ihne
mündlich ſchon bekannt gemacht. Hochgeachtete Herren, da
ich nach mehr als dreißjähriger ausſchließlicher Anſtrengun
im Intereſſe der Verbeſſerung unſerer Nationalerziehung, i
meinem bereits ſo ſehr vorgerückten Alter, wohl um Viele
vorziehen würde, meine reifen Lebenserfahrungen in Ruhe un

Frieden verarbeiten zu können, als jetzt noch in Diskussionen von der Art der vorliegenden mich einlassen zu müssen; ich sollte wahrlich jetzt die Hoffnung ungestört hegen dürfen, daß mit der Bevorrechtigungsregierung, welche so viele Jahre hindurch die Erfüllung meiner heißesten Wünsche für die allgemeinere Verbreitung besserer Erziehung vielseitig zu hindern vermochte, alle Hindernisse, die sie gefährden können, gefallen seyn möchten; aber weil es nun einmal nicht dem also ist, so kann ich am allerwenigsten so nahe vor meinem Uebertritt in ein besseres Leben ungetreu werden an meinen Menschen- und Bürgerpflichten, welchen ich mein ganzes Leben und mein Vermögen immerdar treu gewidmet habe". So spricht ein Mann, dem es mit der Sache seines Vaterlandes ein Ernst ist. Er sprach vergebens. Der Geist der Kameradschaft verließ Herrn Langhans nicht. So war es unter dem verschrienen Regime des Patriziats, so ist es noch.

Fellenberg hatte sich den dreimonatlichen Bildungscurs von hundert Schullehrern zwei tausend ein hundert und neun und zwanzig Schweizerfranken kosten lassen. Der Aufwand, den die gegen den Director Langhans, und die übrigen bei dem Unternehmen thätig gewesenen Lehrer geübte Gastfreundlichkeit erforderte, kommt hier nicht mit in Anschlag. Die Kosten des am 27 September 1832 den Abgeordneten der Berner Regierung, Schultheiß Tscharner, Landammann von Lerber, den Regierungsräthen Jenner, Neuhaus, Bautrey, Wyß, Ganguillet, Ernst. Kohler, Oth. Schneider, und mehrern Großräthen bei Gelegenheit der Prüfung der Schullehrer gegebenen Festes, konnten bei der bekannten Hospitalität des Stifters von Hofwyl gar nicht in Betracht

gezogen werden. Als Berufsinſtruction empfingen die hei
lehrenden Schullehrer auf Fellenberg's Vorſchlag von d
Regierung Willberg's Schullehrer Lebrecht, e
wirkſames Schutzmittel gegen dasjenige, was ſich durch d
Langhanſiſchen Vorträge Krankhaftes bei ihnen angeſetzt hat
Fellenberg ſelbſt beſchenkte ſeine Gäſte mit Peſtalozz
Lienhard und Gertrud. Die Schullehrer ſchieden dan
bar von dem Stifter von Hofwyl. Die Erinnerungen an das
nige, was er für ſie gethan, lebt noch jetzt in ihrem Herz
fort. Die Regierung zu Bern hatte keinen Dank für Fe
lenberg. Sie konnte ruhig zuſehen, daß der Bern
Volksfreund, jenes verläumderiſche unter dem Einflu
der Schnells ſtehende Blatt, den Stifter von Ho
wyl mit Koth bewarf. Die Zeitungen anderer Canto
z. B. das aargauiſche Volksblatt vom 3. October 18
machten gut, was die Berner Blätter übel gemacht. „W
freuten uns, von Herrn Fellenberg ſelber zu vernehm
ſagt unter andern das aargauiſche Volksblatt, daß er Stu
den in dem Curſe angeſetzt hatte, um den Schullehrern
neue Staatsverfaſſung zu erklären! Dazu iſt er auch
Mann, eingenommen für alles Hohe und Freiſinige, ein Ma
ächter Vaterlandsliebe und nur dem Volke lebend. U
wir im Aargau, hätten wir einen ſolchen Mann, der u
ſerm Lehrerſeminarium unſere neue, freiſinnige Verfaſſung
klären könnte, erklären wollte, erklären dürfte?" Was wo
Papa Iſchocke bei dieſen Worten gedacht haben mag!

Herr Langhans hatte auch für den Teufel, der
dem Fellenbergſchen Hauſe ſonſt nicht gelitten iſt,
Hofwyl Quartier gemacht. Der übergaſtliche Fellenbe

mußte den Langhanſiſchen Geſellſchafter in ſeiner Nähe dulden. Der Herr Director des neuen Schullehrerinſtituts logirte ja ſo manchen andern Bekannten ohne des Hausherrn Erlaubniß in Hofwyl ein. Unglücklicher Weiſe iſt der Langhanſiſche Teufel ein ſehr dummer Teufel, der dem guten Zellenberg viel Langeweile verurſachte. Ein Schullehrer erging ſich über die Erlöſung der Menſchen aus der Gewalt des Teufels durch Chriſtum, ohngefähr folgendergeſtalt: Gott ſchuf die Menſchen, die ſo ſein Eigenthum wurden. Der Teufel griff liſtig in das Eigenthum ein, raubte es ihm, brachte es an ſich und verfügte darüber nach Luſt und Laune. Der Teufel that, wie oft irdiſche Könige thun, die ohne Kriegserklärung einander überfallen und Provinzen an ſich reißen, auf die ſie kein Recht haben. Jeſus, der Weltheiland kam und nahm dem Teufel die Macht. So wurden die Menſchen wieder frei. Sie brauchten dem Teufel jetzt nicht mehr zu dienen. Es hing dieß ganz von ihrem Willen ab. Sie konnten jetzt zu dem alten Herrn, dem lieben Gott, zurückkehren. Der Teufel bekam übrigens kein Löſegeld, dieſes Löſegeld fiel Gott zu. Auch ein irdiſcher König iſt dem Uſurpator, dem er die ihm entriſſene Provinz wiederabjagt, kein Löſegeld ſchuldig. Der Herr Director freute ſich ob dieſer Gedanken. Es waren ja Kinder ſeines Geiſtes. Der Langhanſiſche Teufel, iſt ein geſchlagener, armer Teufel, für den die neue Berner Regierung, deren Diplomatie ſich leider in den Händen mancher Teufel befindet, etwas thun könnte. Der gute Director ſollte die Sermonen des berühmten Wilhelm von Paris ſtudiren. **Debet proponere qui tentatur de peccato carnis**, ſchrieb jener berühmte große Gelehrte, **quod non ibit ad locum ubi illud committat.**

nisi diabolus eum portet. Diabolum etiam juvat, gladium ei conducit, quo interficiatur, ut qui dat alimulieri, ut peccato suo consentiat. Et notandum quhaec expositio in qua armatura Dei dicitur sapientia, tis competit ei quod sequitur, ut possitis stare versus insidias Diaboli. Diabolus magis pugcontra hominem insidiis et astutia, quam viribus. nes. 3. Serpens erat callidior cunctis animlibus terrae. Ideo sapientia contra eum pugnandest. (Dominica XXI. post trinitatem pag. 147) Herr Langhans wäre ſchon geholfen, wenn die geforde Weisheit gegen die alleralltäglichſte Paſtoralklugheit umgeſ würde. Uebrigens dürfen Sie ſich nicht wundern, wenn dem Diabolus einen groſsen Buchſtaben gönne. Der Teu iſt eine zu Falle gekommene Hoheit. Gegen herabgekomme Große bin ich beſonders artig.

Fellenberg hat mit der Normalanſtalt in Buchſ nichts zu ſchaffen. Es war keine Ehre für ihn von dort holen. Zu ſpät hat ſich das Erziehungsdepartement von Unfähigkeit des bisherigen Directors dieſes Inſtituts überzeu Darum wollte ſich aber der Stifter von Hofwyl der Nat nalbildung nicht entziehen. Er hat, da die im Sommer 18 den Schullehrern eingeräumt geweſenen Gemächer eine ande Beſtimmung erhielten, zu demſelben Zwecke ein Gebäude au geführt, das mit den nöthigen Geräthſchaften und namentl mit hundert Betten verſehen, in jedem Sommer hunde Schullehrer aufnimmt, die zu Hofwyl auf alleinige Koſt des hochſinnigen Eigners einen dreimonatlichen Bildungscu

machen und eine Weisheit heimtragen, die ächt evangelisch und volksthümlich, aller dogmatischen Köhlergläubigkeit ledig ist.

Die That verstopft der Verläumdung den Mund. Was wollen die Berner Schreier gegen Fellenberg aufbringen? Redet nicht seine Armenschule für ihn? Kann man die Armencolonie zu Maykirch vergessen? Der Republicanismus ist ein undankbarer Gesell; eine übereilte Natur, die nichts Großes neben sich sehen kann. Der Monarchismus ist dankbarer. Uebrigens gilt der Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterlande. Ausgezeichnete Menschen haben kein eigentliches Vaterland. Sie gehören der Welt an. Damit mag sich der edle Fellenberg trösten.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Bern, am 6. Juni 1835

Wenn die Gebrüder Snell den Haß der Schnellſch
Partei erfahren, wenn ſie ſich in dem Berner Vol
freunde verläſtern laſſen müſſen, ſo büßen ſie dadurch
dasjenige, was ſie an Baſel gethan. Dieß trifft vor al
den Profeſſor Wilhelm Snell, der zu der Aufregung
Baſel-Landſchaft das Meiſte beitrug, der jene Revolution
eigentlichen Sinne mit machen half. Die politiſchen Sch
meiſter unter den deutſchen Profeſſoren, die in Deutſchl
keinen diplomatiſchen Hund dreſſiren, die im Vaterlande
Stammler geboren, das R in dem Respublica nicht ausſp
chen können, werden in der Schweiz zu cosmopolitiſchen
dimagiſtern, die ſich mit Kleopatranadeln in den Zähnen
chern, und die altrömiſchen Agrargeſetze, interlinariſch üb
ſetzt, als Evangelien ausbieten. Dieß that denn unter and
auch Wilhelm Snell, den man unter ſehr vortheilhaf
Bedingungen als Profeſſor des römiſchen Rechts nach Ba
berufen, für den man mehrmals Schulden bezahlt, dem m
hundert pecuniaire Vortheile zugewendet, mit deſſen Sch
chen man alle nur mögliche Nachſicht gehabt hatte.

Wilhelm Snell iſt ein ſehr gutmüthiger, aber a
dabei ein ſehr ſchwacher Mann, der ſich von einem hohen Gr

politiſcher Eitelkeit beſeſſen, für eine politiſche Capacität hält, und ſo alles aus ſich machen läßt, was der liſtige Radicalismus aus ihm machen will. Wilhelm Snell hat bei der Flaſche ſehr oft Gobbet-Huntſche Geſichter, die er für apokalyptiſche Bilder, für Offenbarungen des heiligen Geiſtes hält, und an deren Realiſirung er ſein Alles ſetzt. So ſah er jüngſt Lieſtall als eine geflügelte Gottesſtadt, die ängſtlich in der Luft hin und her flatterte, nicht wiſſend, wo ſie ſich hinſetzen ſollte, die verfolgt von einem Baſilisken, dem heraldiſchen Thiere der Stadt Baſel, unter dem Mantel des Herrn Profeſſors Schutz zu ſuchen ſchien. So kurz der Mantel des gutmüthigen Wilhelm Snell auch war,— er trägt nur einen Kragen, ein verunglücktes oder verpfuſchtes Pallium, das Simile einer verhunzten Rechtsphiloſophie — ſo hielt er ihn doch in dem Augenblicke der Begeiſterung für einen Prophetenmantel, weit genug, um ganz Baſel Landſchaft damit zu bedecken. Von jetzt an ſpukte der Ruhm Lieſtall's unaufhörlich in dem Kopfe des Herrn Profeſſors. Der Schlüſſel des Wirthshauſes zum Schlüſſel in der neuen Gottesſtadt gemahnte ihn größer denn der römiſche St. Petersſchlüſſel, ein ungeheuerer passe-partout, von dem er meinte, daß er ihm die Cabinette von Wien, St. Petersburg und Berlin aufſprengen, und ihn ſo zum Eigener aller Myſterien der heiligen Allianz machen werde. Was ein deutſcher Profeſſor in ſeiner Begeiſterung nicht alles glaubt!

Die blutigen Ereigniſſe der Basler Revolution ſind bekannt. Wilhelm Snell hat zwar nicht in Reih und Glied gegen die Stadt Baſel geſtritten, allein, er diente dem Intereſſe der Feinde derſelben, er machte den Kundſchafter der

Liestallern und beging an der Sache seiner Wohlthäter u
Freunde einen Verrath, der durch keine republikanische D
klamation zu verhüllen stehet. Pflichten der Dankbarkeit schü
telt man nicht ab, wie der Hund den Regen. Schon hat
sich Stadt Basel in Belagerungszustand erklärt, als Profe
sor Wilhelm Snell seine Besuche in Liestall noch i
mer fortsetzte.

Je nachsichtiger, je schonender man den undankbaren Ma
behandelte, desto sträflicher, desto verächtlicher erscheint das V
tragen desselben. Warum stellte man Snell nicht vor e
Kriegsgericht? Hatte man mit dem Familienvater Mitleid,
wäre es doch billig gewesen, wenn man den Professor in
Narrenhaus gesperrt, und ihm so Zeit gegönnt hätte, üb
seine Verirrungen mit sich auf's Reine zu kommen. Gemac
te Revolutionen können sehr leicht in ihrem eigenen Blute e
sticken werden. Ich rede hier von den unächten, von den Trei
hausrevolutionen, die, als Mißgeburten des Egoismus, nich
zu schaffen haben mit jenen großen politischen Nothwendigke
ten, die als geflügelte Bellonen aus dem Haupte der Zeit g
rüstet hervorspringen, und die Vocation der alttestamentar
schen Würgengel durch das Henkerbeil bekunden. Die Ba
ler Revolution war eine gemachte Revolution. Mit dem Hoch
verrathsgesch[illegible] hätte man sie im Entstehen erdrücken könne
Die Bürger von Basel wollten kein Blut sehen. Sie habe
diese Sentimentalität theuer bezahlen müssen. Sechs tol
Köpfe mehr oder weniger, was lag daran!

Ludwig Snell hatte der Verpflichtungen weniger g
gen Stadt Basel, allein aller Verbindlichkeiten war auch
nicht ledig. Ludwig Snell gefiel nicht in Basel. Ma

war weniger zuvorkommend gegen ihn, als gegen die übrigen deutſchen Profeſſoren. Darum gefiel auch er ſich nicht in der Stadt. Seine gelehrte Ruſticität war in der Landſchaft Baſel mehr zu Hauſe. Anders geſtalteten ſich die Dinge bei Troxler, der ſeiner Stelle in Luzern entſetzt, in Baſel die freundlichſte Aufnahme fand. Warum geſellte ſich Troxler den unruhigen Landſchaftlern zu? Es gibt Gelehrte, die nur von Exceſſen leben. Das Geſtell der Leidenſchaften dieſer Menſchen beſteht aus den Rippen des franzöſiſchen Jahres 1791. Troxler gehört zu den Exceßmenſchen, einer eitlen Race, die ihre Pramarbasgeſichter vor dem Spiegel einübt. Der Herr Profeſſor fand in Baſel der Ehre und Ehren nicht genug. Die Bürger dieſer guten Stadt gaben dem Philoſophen, was des Philoſophen war, dabei gaben ſie aber auch dem Herrn, was des Herrn war: Troxler wollte das Lob und den Preis allein haben. Der eitle Weltweiſe duldete keine andere Weisheit neben ſich. Warum hatte man nicht für die Apotheoſe der Troxlerſchen Philoſophie geſorgt? Vielleicht wären dann die Lieſtaller anderes Sinnes geworden. Die Basler Studenten ſind auch nicht ohne Schuld. Sie hätten dem Schweizeriſchen Philoſophen, der ſich von Schelling trennte und mit Hülfe des Jacobiſchen Geiſtes eine eigene Philoſophenſchaft errichtete, der ſich ſo als Großphiloſoph geltend machte, ein Bisthum in partibus infidelium, beſſer noch ein Königreich von Jeruſalem, mehr Anhänglichkeit beweiſen ſollen. Warum nahmen ſie von den übrigen Profeſſoren Notiz, und zerſplitterten ſo ihre Liebe? Troxler empfand dieß ſehr übel. Den Basler Bürgern war übrigens die Bedeutung eines philoſophiſchen Arztes nie ganz klar ge-

werden, denn, anders würden ſie ihre bisherigen Hausärzte
der Stelle entlaſſen, und Meiſter Troxler's Recipe als
cazettel den Sünden ihrer Jugend an den Hals gebunden hab

Kurz und gut, Troxler war unzufrieden mit Baſ
Unzufriedene Philoſophen ſind gefährliche Gäſte. Sie räch
ſich ſehr gern durch Revolutionen. Das wußte Cato,
Freund und Verfechter der guten alten Zeit, der darum a
den Philoſophen ſo abhold war. Die Basler erfuhren e
lich, was ſie an Troxler hatten. Seine Logik lief gleich
nem tollen Hunde durch die Landſchaft, und biß jeden,
ihr in den Wurf kam, in die Wade. Jetzt ging es an d
Politiſiren, das ſich bis zur Hundswuth ſteigerte. Die Tro
lerſche Logik hatte ſchon in den Cantonen Aargau u
Luzern die Macht ihres Giftzahnes bewieſen.

Die Gutmüthigkeit der Basler war jetzt auf's Aeuß
ſte gebracht. Was geſchah? Hing man den hochverräthe
ſchen Philoſophen Angeſichts des Leuenkönigs auf der Rhei
brücke auf? Man ließ ihn ruhig ziehen. — Ein einzig
Steinwurf gegen ſeine Fenſter gerichtet wurde als Zeugn
des Volksunwillens von Troxler und deſſen Freunden, als
ne hochgefährliche Bedrohlichkeit hervorgehoben. Auch dieſ
Steinwurf iſt noch controvers. Der Stein, den man als corp
delicti vorzeigte, war größer als der Bruch im Fenſter, durch das
ſeinen Weg genommen. Kortüm, der damals als Profeſſor d
Geſchichte an der Basler Hochſchule angeſtellt war, hie
Troxler's Sicherheit für gefährdet, und bot ſich ihm a
Schildwache an. Der Philosophus lehnte dieſe Ehre a
Ihm war es um einen ſchicklichen Vorwand zum Abzuge v
Baſel zu thun. Der Muth der Philoſophen unſerer Z

hat nicht viel zu bedeuten. Trxler machte ſich davon, wie der Roß vom Taubenſchlage. Er iſt ſeiner Stelle nicht förmlich entlaſſen worden.

Die Nemeſis weiß, was ihres Amtes iſt. Sie, die exztragiſche Natur, hat übrigens hier an der Aar zugleich etwas Komiſches. Den rechten Fuß mit dem Cothurn, den linken mit dem Sokkus bekleidet, machte ſie auf die Berner juriſtiſche und philoſophiſche Facultät Jagd. Sie ſing aus dieſen beiden Ställen fünf Stück ſchießbares Wild heraus und brachte ſie auf die tragiſche Wildbahn. Eine Sau und ein Keuler, zwei anſcheinend gewaltige Wühler; ein Fuchs, der, ſchon einmal angeſchoſſen, krampfhaft ſeine Lunte krümmte; ein Dachs, der, aus hiſtoriſcher Erde hervorgekrochen, als animal parlante ſich geltend zu machen ſuchte und ein Hirſch mit ſechzehn Enden, der aus Aeſop's Fabelremiſe entſprungen, ob der Herrlichkeit ſeines Geweihes zum Narren geworden, machten die Beute des Tages aus. Die Thiere auf der tragiſchen Wildbahn waren verwünſchte Berner Profeſſoren. Sie haben ſchon oft von verwünſchten Prinzen geleſen, allein, ein verwünſchter Profeſſor iſt Ihnen ſicher noch nicht zu Geſicht gekommen. Es gehört zu den Eigenheiten unſerer Zeit, daß die Verwünſchung jetzt vorzugsweiſe die Hoch- und Großſchulmeiſter zu packen pflegt. Die Schweiz iſt die Heimath der verwünſchten Profeſſoren. Hier trifft man ſie zu Dutzenden. Hier bilden ſie Colonien, die mit den Anſiedelungen der Hottentoten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung viel Aehnliches haben. Die guten Hoffnungen der Profeſſoren in der Schweiz, vor allem die guten Hoffnungen der deutſchen Profeſſoren zu Bern, ſchneiden Hottentotengeſichter, von de-

ren Klugheit nicht viel zu rühmen iſt. Die Gebrüder Wilhelm und Ludwig Snell, die Repräſentanten der juriſtiſchen Facultät, waren in wilde Eber verwandelt worden. Von den Stellvertretern der philoſophiſchen Facultät, die an der Aar nichts von der alexandriniſchen Stallfütterung wiſſen hatte ſich Troxler in einen Fuchs, Kortüm in einen Dachs, und Kasthofer in einen Sechszehnender metamorphoſiren laſſen müſſen.

Laſſen wir die Allegorie fallen. Ziehen wir der Fabel das Fell ab. Hören Sie ein Berner Hochſchulengeſchichtchen. Die Hiſtorie eines Berner Sympoſiums, eines auf den Kopf geſtellten ſokratiſchen oder platoniſchen Schmauſes, einer unter den Tiſch gefallnen Grane, die in ſchlechter ſchweizeriſch deutſchen Ueberſetzung die großartigen politiſchen Ideen des Züricher Republikaners und des Berner Beobachters thränenden Auges von ſich gab.

Am 18. März d. J. feierte die Helvetia, ein Abſenker des bekannten Zofinger Vereins, ſein Stiftungsfeſt. Dieſe Verbindung hat politiſche, mit den Ideen des Schweizeriſchen Radicalismus gefütterte Zwecke im Auge, was bei dem Zofinger Vereine, der mehr freundſchaftliche Vaterland und Wiſſenſchaft im Allgemeinen berührende Beziehungen pflegt, wenigſtens anfangs derſelben pflegte, nicht der Fall war. Die Helvetia, an deren Spitze Troxler, die Gebrüder Snell und andere dieſes Calibers ſtanden, und noch ſtehen, fand unter den hieſigen Studenten einen bedeutenden Anhang. Dieſe jungen Menſchen, die nach der Erkenntniß des politiſchen Lichtes großes Verlangen tragen, hatten jenes Stiftungsfeſt veran-

ſtaltet, und die alten Rumormeiſter dazu eingeladen. Kaſthofer und Jaggi ſollten bei dieſer Gelegenheit ob des am 2. d. M. verunglückten Anzuges, Worte des Troſtes vernehmen. Der Troſt bei vollen Flaſchen iſt der rechte Troſt. Der Flaſchentroſt verſchenkt Kronen, er macht Könige, und ſollten es auch nur Narren- und Bohnenkönige ſeyn.

Der von der Burgdorfer Partei ſo verſchriene Gaſthof zum Adler war zum Feſtorte auserſehen. Die alten Rumormeiſter ließen nicht lange auf ſich warten. Die junge Studentenſchaft machte trefflich den Wirth. Es ging luſtig zu. Die Gläſer klangen. Toaſte reiheten ſich an Toaſte. Wilhelm Snell, der Rector der neuen Berner-Hochſchule, ſprach nur wenige aber dafür um deſto kräftigere Worte, die, als Regeſten des unverwüſtlichen ſchweizeriſchen Radicalismus, allgemeinen Anklang fanden. Bei Sr. Magnificenz pflegen die Wirkungen des politiſchen Pfingſtrauſches mehr nach innen zu gehen. Sie geſtalten ſich in dem Magenmunde des berühmten Berner Romaniſten zu einem Schleime, der als Digesta, als Grundſuppe ſybilliniſcher Orakel, einen prophetiſchen Boden bildet, aus dem die politiſche Weiſſagung in der Form einer ſchattiſchen Caudiſtel majeſtätiſch aufſchießt. Es regnet dann Rechtsſprüchwörter, die nach Art der neugebornen Kinder ſo ungewaſchen auf die Welt kommen, daß ſich zwar die überreinlichen holländiſchen Juriſten nicht daran vergreifen würden, die indeſſen von der Berner juriſtiſchen Jugend, da die niederländiſche Rettigkeit ein Greuel iſt, als Raritäten aufgeleſen werden.

Ludwig Snell, der mir im Jahre 1826. in den Stra-

ſen von London begegnete, wo er die engliſchen Reformer: ideen in einen ledernen Beutel ſammelte und Brougham als Jupiter pannarius wöchentlich einmal mit ſeiner Andacht heim: ſuchte, der im Black Horse, einer Parodie des Berner Hôtel des Gentilhommes die politiſche Kellerweisheit ſtu: dirte und John Bull's publiciſtiſche Excremente, gleich Rübezahl's Roßäpfeln nach Deutſchland ſchmuggelte, brach unter den Fittigen des Adlers in Flüche aus, die trotzig an Samuel Schnell's Thür klopften und den Berner Me: phiſtopheles, der ſich der Geſpenſterfurcht nicht ganz erweh: ren kann, in nicht geringe Verlegenheit brachten. Es liegt in dem Weſen Ludwig's Snell's eine tragiſche Ironie. Als ich einmal ohnfern St. Jamespark auf ihn ſtieß und der deutſche Landsmann in einer abgetragenen bunten Zwillichjacke, mit niedergetretenen Reiſeſchuhen, den Kopf mit einem röth: lichen, einſt ſchwarzgeweſenen ſammetnen Barrett bedeckt, in der Hand einen gewaltigen Ziegenhainer haltend, halb ver: zweifelt vor mir ſtand, angegafft von dem Londner Pöbel, der verwundert ſein French dog' verſchluckte, ſo wurde mir ganz unheimlich zu Sinne. Ich gedachte des armen Thoms aus König Lear. Ludwig Snell hat Anlage ein Narr zu werden, ein großer politiſcher Narr, viel zu groß für den alten Nürnberger Narrenſpiegel. Am Stiftungstage der Helvetia wäre das Vernünftig:, das Kaltnüchternbleiben Verſündigung an der neuen Heilsordnung geweſen. Uebri: gens iſt ja jede Begeiſterung mehr oder weniger eine Folie. Die Narren, die vollſtändigen, die ganzen Narren, ſind in meinen Augen Auserwählte, Heilige, die man mit einer Kniebeugung begrüſſen ſollte. Darum haben Gutzkow's

Briefe eines Narren an eine Närrin für mich einen besondern Werth. Sie sind mir lieber als alle deutschen Literaturbriefe, lieber als die berüchtigten Englischen Juniusbriefe, lieber als die ganze Sendschreibenliteratur, selbst wenn diese durch Französische Juliusbriefe bereichert werden sollte.

Das Fest im Adler brachte mehr denn eine Snellische Folie auf die Beine. Der Professor des schweizerischen Staatsrechts nahm zur Kurzweil der Gäste einige Beschwörungen vor. So zitirte er den Geist Pütter's, den er mit Nasenstübern regalirte; den Geist Marten's, dem er eine halb abgeraucht Cigarre in den Mund steckte; den Geist des Berliner Schmalz, dem er unter den Zopf spuckte, den Geist Benthams, dem er Brüderschaft anbot. Der Geist des Britten dankte für die ihm zugedachte Ehre, worüber der Herr Professor so übler Laune wurde, daß er aufbrechen und der Gesellschaft seine Gegenwart entziehen wollte. Troxler war allein im Stande ihn zu halten. Der Philosoph sprach ein Langes und Breites von den Launen der radirten Geister. Er theilte einige Postskripte von Friedrich Jacobi mit, die als Briefe eines Verstorbenen auch einen buchhändlerischen Werth hatten, er gab ein Schreiben Eduard Pfyffer's aus dem Reiche der Todten zum Besten und fügte demselben so launreiche und in psychologischer Hinsicht so inhaltvolle Glossen bei, daß Ludwig Snell den ihm widerfahrnen Schimpf vergaß, zumal alle Anwesende ihr Ehrenwort dafür einsetzten, daß der Berner Volksfreund von dem allen nichts erfahren solle.

Troxler hört sich gern sprechen. Er sprach heute mit sichtbarer Behaglichkeit. Die jüngern Brüder der Helvetia

hatten ihn als Schweizerischen Messias begrüßt. Grüsse dieser Art machen beredt. Es sind englische Grüsse, die den Hochmeistern unter den Radicalen gebühren. Troxler war überglücklich. Seine Logik, die zu Stuttgart als metaphysisches Mastschwein auf dem Cottaschen Stalle lagert, gewann plötzlich Flügel, und flatterte als weiße Trommeltaube über dem Festtische. Da die Fallacia optica bei den Flaschen zu Hause ist, so wurde die Troxlersche Trommeltaube von der Mehrzahl der Anwesenden für den polnischen weißen Adler gehalten, und die Jahrestagsfeier der Helvetia floß mit dem Auferstehungsfeste Polens zusammen. Der eidgenossische Großphilosoph war überglücklich. Sein Licht leuchtete so hell und schien ihm so grell in's Gesicht, daß er kleine Augen machte, was von einem boshaften Beobachter für eine Folge reichlicher Libationen gehalten wurde.

Kortüm, eine Figur aus einem politischen: Er mengt sich in Alles, ein lahmer mittelalterlicher Historiker, der aber mit seiner Krücke kräftig drein zu schlagen versteht, ein Bramarbas, der im vorigen Jahre seinen Zuhörern versicherte, daß er die heiligen Leiber der ältesten Schweizerischen Geschichtner, als da sind die Leiber Diebold Schilling's von Solothurn, Thüring Fricard's von Bern, Petermann Etterlin's von Luzern, Aegidius Tschudi's von Glarus u. a. zum Frühstück verschmaußt habe, und daß er nächstens auch den ziemlich fetten Tillier, als den neuesten Berner Geschichtschreiber, als Imbiß verschlucken, und zwölf Flaschen La Cote darauf setzen werde, nahm halb unwillig das Wort. Er wollte beweisen, daß die Troxlersche Taube nur eine gemeine Trommeltaube

ſey, die mit dem polniſchen Adler nichts zu ſchaffen habe, die man allenfalls zur eidgenoſſiſchen Brieftaube abrichten, von der man aber keine heilige Miſſion erwarten könne. Kortüm war des Herrn Troxler geſtreuten Weihrauchs ſatt und müde geworden. Er fürchtete, daß für ihn kein Weihrauch übrig bleiben möchte. Auch Kortüm läßt ſich gern einräuchern. Die ziemlich derben Betrachtungen des Berner Profeſſors der Hiſtorie, die von ihm in grobes Landtuch eingekleidet wird, hatten die Geſellſchaft ſo verſtimmt, daß ſelbſt das Alte: **In vino veritas**, das Kortüm heut dreiſt für ſich anführen durfte, die verſcheuchte Luſt nicht zurück zu bringen vermochte. Unſer Cathedermann ſah ein, daß er zu weit gegangen war. Er hatte in Troxler, dem gebornen Schweizer, ſämmtliche anweſende Schweizer beleidigt. Kortüm, der Poltron, wollte ſein Unrecht gut machen. Um den großen Hans zu Burgdorf, den die Nationalen längſt für vogelfrei erklärten, **in effigie ad absurdum** zu führen, um zu zeigen, daß dieſer ſtolze Schwätzer von der Literaturgeſchichte ſeines Vaterlandes auch nicht die entfernteſte Idee habe, daß er unkundig des geiſtigen Verbandes, der ſeit uralter Zeit zwiſchen Deutſchland und der Schweiz beſtanden, in's Blaue hinein faſele, ein gedankenloſer Wortheld, deſſen Poiſſardenrhetorik keinen der ſchlechteſten Londner Matroſenclubs auch nur einen Augenblick abgewinnen würde, ſtellte Kortüm der Geſellſchaft die berühmte Meluſina vor, eine geborne Bernerin, Ithüring von Ringolfingen's rechtmäßige Tochter, die Schweizeriſche Ninon, von deren unverwelklichen Schönheit jeder deutſche Ladenburſche Wunderdinge zu erzählen weiß. Der Herr Profeſſor wurde jetzt galant. Seine Ga-

lanterie artete bald in Verliebtheit aus. Er erlaubte sich Han
greiflichkeiten, die deutlich zeigten, daß sein Mittelalter ob
eigentliche Ritterlichkeit ist. Kortüm würde vor jedem Mi
nehofe Unrecht behalten.

Kasthofer sprach weniger. Er war bewegt, tief b
wegt. Die tiefe Bewegung macht sich nicht in Phrasen Lu
Sie hat mehr Seufzer als Worte. Uebrigens läßt Kasth
fer den Professor nicht leicht hervortreten. Die Großrat
schaft, auch die selbstmörderische Großrathschaft gilt mehr a
zehn Professuren. Kasthofer bekam viel Schönes, Groß
und Tröstliches zu hören. Er ertheilte dafür den jüngern Mi
gliedern der Helvetia, die von Wilhelm und Ludwi
Snell, von Troxler und Kortüm in dem Zustande d
Verklärung gesehen wurde, den Segen. Die zuletzt genann
ren Herren waren, ohne es zu wissen, selbst verklärt. Ve
klärte stehen bekanntlich außer oder über der Zeit, die ihne
nichts anhaben kann, die sie sich sogar dienstbar machen. S
kam es denn, daß jene gelehrte Gameradschaft von der liebe
Sonne im Adler überrascht wurde. Was lag daran? Da
Aurora Musis amica, ist wohl für Berner Studente
nicht aber für Berner Professoren geschrieben. Nach siebe
Uhr des Morgens trennte man sich.

Der Regierungsrath zu Bern, der nicht viel zu regiere
hat, doch gern recht viel regieren möchte, kam auf den sor
derbaren Einfall, den Professoren an der hiesigen Hochschul
die Tags- und Tischordnung vorschreiben zu wollen. D
philisterhafte Behörde hat keine Idee von der Poesie der Pe
culation. Viele der Berner Professoren sollen mit den Ber
ner Schustern, Schneidern, Seifensiedern und Handschuhm

chern Schlag zehn Uhr Abends zur Ruhe gehen. Weil Samuel Schnell ein Philister ist, so sollen auch dessen Collegen, die übrigen Hochschullehrer Philister werden. Ueberhaupt möchte die Schnellsche Partei, die das französische Justemilieu zu einem behaglich bequemen Philisterium zugerichtet hat, den ganzen Canton philisterisiren. Der Regierungsrath oder bestimmter gesprochen das Erziehungsdepartement erließ darum vor einigen Tagen ein Schreiben an den academischen Senat, worin es über die Lucubration im Adler Rechenschaft forderte. Betrachtungen über academisches Dekorum, breite Bemerkungen über Anstand und Sitte, und was dem ähnlich, nahmen über die Hälfte jenes Schreibens ein. Der academische Senat war in nicht geringer Verlegenheit. Er, der nicht einmal einen betrunknen Studenten mit Verweisen belegen kann, sollte sich jetzt zu einem Sittengerichte über mehrere seiner Mitglieder constituiren, zu einem judicium parium, zu einer gelehrten Pairskammer und am Ende gar sein eigenes ehrwürdiges Haupt, den zeitigen Rector schuldig finden. Was war zu thun? Die Männer aus dem Adler nahmen das Wort. Sr. Magnificenz sprach zuerst. Sie suchte durch einige schlagende Argumente das Unsinnige des Erziehungsdepartements zu beweisen, und ging von der Lehre zu der Trinkfreiheit über. Die Genialität dieses Ueberganges fand allgemeinen Anklang. Ludwig Snell führte dieses Capitel noch weiter aus. Troxler sprach sußlich leise. Man konnte ihn nicht recht verstehen. Er ließ einige Aeußerungen fallen, nach denen es schien, als ob ihn der Gang in den Adler ein Opfer gekostet, als ob es ihm nur darum zu thun gewesen, damit die Gluth der apostolischen Begeisterung seiner

Collegen nicht in Feuergefährlichkeiten ausartete. Tro
wollte löschen helfen. Man sollte den Berner Großphi
phen als St. Florian malen. Seine Anthropologie w
ſich in der Gestalt einer Handſpritze vortrefflich machen. T
ler, vor Kurzem noch ein bekannter politiſcher Revoluti
mann, als Spritzenheiliger! Wie gefällt Ihnen dieſer Geda
Er hat wenigſtens den Reiz der Contrapunctlichkeit. Tro
iſt ein ſchlauer Geſell. Sie kennen ja übrigens die Art,
ſich der Fuchs in der höchſten Noth gegen ſeine Verfo
wehrt. Er bewäſſert die Lunte, ſchlägt damit verzweifelt
ſich und wirft ſo dem ihm ſchon nahen Feinde einen We
ſtaub in die Augen, von dem dieſem die Augen überge
Meiſter Reinecke iſt geborgen! Troxler's Leben würde,
Roman du Renard behandelt, viel Belehrendes haben.
Berner Bär müßte hier nach der Natur gezeichnet wer
Das plumpe Thier ſpielt in dem Roman du Renard
jämmerliche Rolle. Der große Rath zu Bern ſollte fü
ne geſcheidere heraldiſche Beſtie ſorgen.

Am poſſirlichſten nahm ſich Kortüm aus. Er, den
dreiſt für eine aus einem Teniersſchen Saufgelage he
geriſſene Figur halten könnte, — es liegt viel Niederl
ſches in dieſem Berner Profeſſor — erging ſich umſ
lich über den ihm eigenen Hang zur Nüchternheit. Er
ſich auf die Notorität, bekanntlich eines der allerwohlfe
Argumente, und verſicherte, daß er dem Feſte im Alter
als Beobachter beigewohnt. Eine Apoſtrophe über die N
wendigkeit der hiſtoriſchen Autopſie feſſelte längere Zei
Aufmerkſamkeit des academiſchen Senats. Kortüm's
Bemerkung, daß er der Nüchternſte in der Geſellſchaft gew

berechtigte zu dem Schluſſe: daß ſich unter der Adlerkamerad-ſchaft einige minder nüchterne Leute befunden haben müſſen. Der gelehrte Herr griff mit der linken Hand in die Geſchichte der deutſchen Hochſchulen und deducirte auf das gründlichſte, daß die philoſophiſche Facultät, der er angehöre, die Tonnengeſtalt habe. Er forderte Kreide und zeichnete damit die berühmte Tonne des Diogenes auf den Berner Magiſtertiſch. Von dieſer berühmten Muttertonne ausgehend, kam er bis an das nicht weniger berühmte Heidelberger Faß, bei dem er Halt machte. Er öffnete im Geiſte den Spund dieſes gelehrten Faſſes, aus dem Swift's Thale of the tub herausflog. Das Tonnenmährchen des genialen Britten hatte den Heidelberger Catechismus im Schnabel. Die theologiſche Facultät machte ein ſehr ſaures Geſicht dazu. Kortüm, der geſchworne Feind des Heidelberger Catechismus, lächelte boshaft. Er wäre dadurch beinahe von ſeinem Hauptthema abgekommen. Er lenkte wieder ein und gelangte endlich zu dem wichtigen Reſultate, daß die Mitglieder der philoſophiſchen Facultät, wenn ſie ihrem Wappenbilde der Tonne und der dieſe umkreiſenden Deviſe: In vino veritas Ehre machen wollten, Trinker von Profeſſion ſeyn müßten. Die Virtuoſität im Trinken wußte Kortüm übrigens ſehr geſchickt mit der Mäßigkeit im Trinken in Rapport zu bringen. Sein Vortrag wurde umſtändlich zu Protocoll genommen. Er war voll bitteren Spottes auf das Erziehungsdepartement, deſſen Chef, ein berühmter Waſſertrinker, ein gewöhnlicher Philiſter, der aber kein Philiſter ſeyn will, die Symbolik der Tonne nicht begreifen kann.

Herr Siebenpfeiffer, früher ein politiſcher Vulka-

nist, ein Feuermann, seit Kurzem ein politischer Neptunist, ein Wassermann, der aus Besorgniß, seine letzte Habe in Brand aufgehn zu sehen, die Assecuranz des Schnellschen Justemilieu in Anspruch genommen hat, wußte nicht, was er zu den Dingen im Adler sagen sollte. Er wollte bei dem allen doch etwas sagen. Verlegen blätterte er in dem vor ihm liegenden Hefte seiner Volkswirthschaft. Der Zufall, der sich von jeher Herrn Siebenpfeiffer's väterlich annahm, ließ ihn auch heute nicht im Stiche. Er brachte ihm ein Capitel überschrieben: Von der Nothwendigkeit des Oeconomisirens mit der Begeisterung, unter die Finger. Es stand dieses wichtige Capitel mit einer Erörterung über die Sparösen in Verbindung. Siebenpfeiffer theilte dem academischen Senate jenes inhaltvolle Capitel mit. Kortüm ergrimmte darob: Er schalt Siebenpfeiffer einen falschen Apostel, einen Simon Magus, den er leichten Kaufes, nach der Weise St. Peters, von seiner Wolke, wenn auch nicht herabbeten, doch herabfluchen wolle. Kortüm schickte sich bereits zum Fluchen an, als aus der Gegend der theologischen Facultät eine Stimme vernehmbar wurde, die das Fluchen für Sünde erklärte. Kortüm wollte die Zahl seiner Sünden nicht vermehren. Er schwieg.

Das Erziehungsdepartement war durch die Erwiederung des academischen Senats nichts weniger, als erbaut. Carl Schnell that im Regierungsrath das Seinige. Die Gelegenheit zur Demüthigung der radicalen Professoren, namentlich zur Demüthigung der ihm und seiner Partei verhaßten Gebrüder Snell, konnte er sich nicht entgehen lassen. Er und sein Anhang brachten es dahin, daß die Sache zur [illegible]

zeitlichen Unterſuchung an den Regierungsſtatthalter abgegeben wurde. Wie ich höre, wird man dem Dinge auch eine politiſche Seite abzugewinnen ſuchen. Die Helvetia iſt ein politiſcher Verein, der, bei ſeiner radicalen oder nationalen Natur, der Burgdorfer Partei bedenklich vorkommen muß. Dem allerdings nicht ganz decenten Benehmen der genannten Profeſſoren werden mehrere zeither vorgekommene Unordnungen unter den Studenten zur Laſt gelegt. Man weiſt in dieſer Hinſicht namentlich auf Wilhelm Snell, den zeitigen Rector hin. Snell's Freunde fürchten darum nicht ohne Grund eine Veränderung mit dem Rectorate. Samuel Schnell klopft ſchadenfroh in die Hände. Das iſt Waſſer auf ſeine Mühle. Der Berner Mephiſtopheles iſt der Hochſchule müde. Er fürchtet die Elemente deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit. Es könnten ſich durch ſie nach und nach einige Höhepuncte in dem platten Wiſſenſchaftlichkeitsboden des Cantons Bern anſetzen. Dagegen ſtreitet der weiſe Samuel mit Händen und Füßen. Er iſt für das Flache. Darum will er auch nichts von den Romaniſten hören. Wer ihm von der Nothwendigkeit römiſcher Rechtsſtudien vorredet, der iſt ſein Feind. Er warnt förmlich vor dem römiſchen Rechte, und erklärt die Beſchäftigung mit demſelben für eine deutſche Pedanterei. Kümmern ſie ſich doch nicht um das römiſche Recht, das für uns Schweizer ohne alles Intereſſe bleibt. Sie können ihre Zeit beſſer anwenden. Was wollen ſie mit dem dummen Wuſt beginnen. Deutſche Pedanten und deutſche Charlatans machen ſich breit damit. Hören ſie mein Berniſches Civilrecht und ſie haben alles, was ſie brauchen. So ſpricht Samuel Schnell zu ſeinen Zuhörern. Was kann aus einer

Hochſchule werden, wo der älteſte und erſte Profeſſor der Rechte, Grundſätze dieſer Art proklamirt? Es kann nichts aus ihr werden. Die Berner Univerſität wurde, wie ich Ihnen ſchon früher geſchrieben habe, im Zuſchnitte verdorben. Ihr Beſtehen wird zur wiſſenſchaftlichen Calamität für die Schweiz, die von Bern aus mit elenden Halbwiſſern überſchwemmt die Reſte ächter Erudition, vordem aus Deutſchland hierher verpflanzt, dreiſt mit Füßen treten werden. Der Berner Liberalismus fürchtet ſich vor der Intelligenz, durch die er ſchon jetzt ſeine Exiſtenz gefährdet glaubt. Das Berner Junkerthum hatte wahrlich in dieſer Hinſicht mehr Muth. Was man im großen Rathe über Volkserziehung zum Beſten gab, waren hohle Phraſen, leere rhetoriſche Gedankenſchaalen, auf die man die Eitelkeit der angeblich regenerirten Republik bettete. Die neue Schulordnung, mit der das Erziehungsdepartement kokettirt, bildet als redneriſche Figur eine ſpaniſche Wand hinter die man die ſchmutzige Wäſche des kleinlichſten Egoismus zu verſtecken ſucht. Die Sache der Menſchheit hat von Bern aus nichts zu hoffen.

Sechs und zwanzigster Brief.

Bern, am 16. Juni 1835.

Sie fragen: Wie ging es zu, daß Fellenberg, der geborne Patricier, ein schweizerischer Radicaler wurde? Ehe ich Ihre Frage beantworte, müssen wir uns zuvor über den Begriff des Schweizerischen Radicalismus vereinigen. Schieben wir alles, was es in andern Ländern Radicales gibt, auf die Seite und halten wir uns ausschließlich an die Schweiz, die ihren eigenen Himmel, wie ihre eigene Hölle hat, und deren Geschichte, abweichend von der Geschichte anderer Länder, die sonderbarsten Anomalien in sich schließt, Unähnlichkeiten, wie sie wohl selten in einer Völkerfamilie anzutreffen sind. Die politische Anomalie wird in der Kindheitsepoche der Völker, in der Periode der Unschuld, die bekanntlich nicht überall von gleicher Dauer ist, weniger bemerkbar. Wenn jene Unschuldsperiode zu Ende ist, auch hier spielt der Versucher seine Rolle, so fühlt man die politische Anomalie. Dieses Gefühl gibt sich zuerst durch Unbehaglichkeiten kund, die nach und nach in Fieber übergehen, deren Stadien keiner regelmäßigen Berechnung unterliegen.

In der Schweiz, die schon frühzeitig um ihre Unschuld kam, die aber doch trotz diesem Verluste noch längere Zeit

für unſchuldig gehalten wurde, — die gute Meinung, die man von der Eidgenoſſenſchaft hegte, charakteriſirte ſie als eine Tradition, als eine Art privilegirten Vorurtheiles, auf das die Gewohnheit noch jetzt hier und da in etwas zu halten pflegt, — wollte man jene politiſchen Anomalien nicht fühlen. Das Emporragen ariſtokratiſcher Elemente aus dem bewegten Meere demokratiſcher Grundſtoffe, hatte die Natur der Corallen, in deren rieſenhaftem Steingezweige ſich ſogar ein Dreidecker feſtfahren kann. Das eidgenoſſiſche Staatsſchiff, eine breitſchnabeligte Arche, die auf dem Vierwaldſtätterſee mit goldnen Vließgedanken hin und herſchwamm, aber nie ein goldnes Widderfell erjagte, und ſich darum vergebens um die Verſetzung unter die Geſtirne mühete, blieb oft an jenem Corallenbaume hängen, und verfiel ſo dem Strandrechte, dem der Rigi und der Gotthard, der Furca und der Pilatus, der Brüning und der Titlis, die das Becken des Sees mit ihren tragiſchen Thränen gefüllt hatten, von ferne mit innerem Verdruſſe zuſahen. Laiengebete, die bei der Noth der eidgenoſſiſchen Argo ihre Rechnung fanden, niſteten in dem ſonderbaren Corallenbaume, eine wilde Entenzucht, die mit der Taucherkunſt vertraut iſt, und dabei gefräßig, wie die Ente, ob ihrer ſchnellen Verdauung, ſtets nach Futter verlangt. Die Geiſter der öſterreichſchen Landvögte lachten voll muthwilligen Trotzes zu der Strandrechtsluſt. Das Jahr 1798 legte die Axt an den Corallenbaum, es nahm eine Köpfung mit demſelben vor, und machte ſo das Schiffleln der lieben Eidgenoſſenſchaft flott, das aber dafür andern Fährlichkeiten entgegenſteuerte, das nirgends Ladung bekommen konnte, und ſeine Räume mit Ballaſt füllen mußte. So

blieb es auch unter der Mediation. Das Jahr 1813, be-
ntlich ein sehr reiches Jahr, bot der eidgenössischen Argo
ung an. Sie wurde mit allerlei nützlichen Dingen befrach-
und blähete fröhlich und wohlbehaglich ihre Segel. Der
eizerische Democraten-Stolz sann schon auf einen Argo-
tenzug, als die Aristokratie plötzlich ihre Corallenäste wie-
öffnete, und das eidgenössische Schifflein so fest machte,
es nicht von der Stelle konnte. Die Laiengebete lach-
des verzauberten Fahrzeuges. Die Schiffer empfanden
tief. Der verhöhnte Volkswitz griff zur Axt, die sich
diesmal nicht, wie im Jahre 1798, mit den wieder nachge-
hsenen Zweigen und Aesten des Corallenbaumes begnügen,
vielmehr ihre Schneide an dessen Wurzel setzen, und ihm so
Garaus machen sollte.

Der Radicalismus war in der Schweiz als ein guter
gel geboren. Daß es mit ihm zum Falle kam, daß ein
r Engel aus ihm wurde, ist theils die Schuld der Um-
de, theils kommt es auf Rechnung derjenigen, die sich
er seinen Schutz begaben, und ihn so gewaltsam durch ihre
sprüche, durch ihre Bitten drängten, ihm die Macht seines
nes so riesenhaft schilderten, daß er, von Eitelkeiten be-
ckt, sich gewaltiger glaubte, als er war, und auf Entwürfe
ieth, die, sündhaft in ihrer Entstehung, auch nur sündhafte
folge haben konnten.

Die Reform that der Schweiz Noth. Dieß wurde über-
gefühlt, wenn auch nicht überall gesagt. Im großen Ra-
zu Bern nahm Fellenberg das Wort für die Reform.

Er wurde nicht gehört. Sein Radicalismus war damals noch ein guter Engel. Der Hofwyler ahnte nicht, daß aus diesem guten Engel ein böser, ein erzböser Engel werden könne. Er begegnete unter den Berner Aristokraten überall Antipathien. Schon seinem Vater war es so ergangen. Der kleine Rath zu Bern ließ sich gegen Fellenberg nicht selten zu Persönlichkeiten hinreißen. Er wollte nichts wissen von der Philanthropie zu Hofwyl, die sich so zur Nothwehr gedrungen sah.

Fellenberg schloß sich nach der Juliusrevolution der Partie der Bewegung an, die er als eine Nothwendigkeit betrachtete. Ich glaube nicht, daß es dem Manne von Hofwyl, der bereits einen europäischen Namen hatte, um einen politischen Titel zu thun gewesen. Einer solchen kleinlichen Eitelkeit halte ich ihn nicht fähig. Fellenberg's Feinde, er hat deren sehr viele, sind freilich anderer Meinung. Sie behaupten, daß der Mann mit dem europäischen Namen an kleinen Cantönli- und Oertlieitelkeiten hänge, und daß er darum den Beschlüssen von Münsingen eine Stunde Weges entgegengegangen sey. Er nahm in dem Verfassungsrathe Platz, wo seine Ideen mit den größtentheils invaliden Gedanken des Regierungsrathes Koch manchen Faustkampf zu bestehen hatten.

Die Berner Revolution war vollendet, allein, erzogen war sie noch nicht. Fellenberg wollte sie mit sich nach Hofwyl nehmen. Dort sollte ihre Erziehung vollendet werden. Das wollten die Berner Radicalen nicht. Ihre Revolution sollte unerzogen bleiben. Sie meinten, daß der Re-

lution keine Erziehung Noth thue. So wuchs die Berner evolution ohne Erziehung auf. Können Sie ſich über deren ngezogenheiten wundern?

Kellenberg nahm am 10. Hornung v. J. Beſitz von m Präſidentenſtuhl im großen Rathe der Berner Republik. einem erſten Auftreten als Landammann hatte er ein aus- hrliches, ein und zwanzig groß Folioſeiten einnehmendes endſchreiben, an die Mitglieder des großen Rathes gerichtet, rausgehen laſſen. Er ſetzte die verſchiedenen Intereſſen auf ine Weiſe ausführlich auseinander, und redete vor allem auch r Nationalerziehung das Wort. Er meinte es mit dieſem endſchreiben gewiß recht ehrlich, auch mit demjenigen, was bei der Eröffnung des großen Rathes ſprach, war es ihm ollkommner Ernſt. Hier iſt der Schluß ſeiner Rede. „Die chickſalsblitze, ſagte er, die ſeit ſo vielen Jahren immer und mmer wieder aus nahen und aus fernen Landen den ſchwei- riſchen Völkerſchaften, als prophetiſche Mahnungen, die Gluth ner vulkaniſch geſchwängerten Gemüthswelt kund thun, dür- n uns nicht vergeblich gewarnt haben! Eine heilige Begei- erung für Wahrheit, Recht, Tugend! — für das Vaterland! r die Menſchheit! durchglühe auch unſere Gemüther, auf daß ir den früheſten Begründern unſerer Freiheit ähnlich, bei nſern Kämpfen, wie ſie, wahrhaft kindlichen Sinnes, aus ollem Herzen uns beugen vor dem Herrn, der über Leben nd Tod gebietet, und der Völker Schickſale wie die einzelner Menſchen beſtimmt; vor dem Allmächtigen, der dem kleinſten häuflein ſeiner Getreuen über die größten Heerſchaaren un-

glaubliche Siege zu bereiten vermag. Lasset uns solche Sie
ge von dem Allweisen und Allgütigen erflehen, theureste Mit
Bürger! und zwar zunächst die Siege der in der Selbstüber
windung, die da am mehrsten Noth thun, gegen überwiegende
Selbstsucht, und gegen Leidenschaftlichkeit jeder Art, insbeson
dere gegen alles übelnehmerische Wesen, wie auch die Siege
über die Gegensätze, die unser Werk rings um uns her gefähr
den! Lasset uns die großen Vortheile nicht verkennen, die uns
vor allen andern uns bekannten Völkern gewährt sind, in dem
reichen Gemüthe des biedersten Volkes, in dem grundguten
Kerne seiner Stellvertretung, in dem auf uns vererbten
Staatsvermögen, in dem edlen Sinne begüterter Staatsbür
ger, in der wesentlichen Tugend- und Wohlfahrtsquelle, die
der Masse des Bernervolkes in ihrer Befähigung zur Arbeit
gewährt ist, und in allen Naturherrlichkeiten unseres Vater
landes."

Bei Reden dieser Art laufen immer einige Uebertreibun
gen mit unter. Der Gemüthsreichthum des Berner Vol
kes ist nicht weit her. Er deckt kaum den Hausbedarf. Auch
für die Biederkeit der Berner gebe ich nicht viel. Die Be
wohner dieses Cantons dienen ausschließlich dem kleinlichen
Geldinteresse. Für gute Zahlung kann man alles von ihnen
erhalten. Ueber die Arbeitsbefähigung des Berner Volkes
will ich mit dem Redner nicht rechten, allein das weiß ich,
daß die Berner arbeitsscheu sind.

Fellenberg erfuhr als Landammann der Ungeneigtheit
ten viele. Seine Stelle wurde ihm verleidet. Vielleicht ging

dem geiſtvollen Manne von Hofwyl das Talent der Routinemenſchen ab, das kein Talent iſt, aber im Leben mehr gilt denn ein wirkliches Talent. Fellenberg iſt nichts weniger als ein Red-topist. Die ſchweizeriſchen Großrathspräſidenten haben vieles mit der Gamaſche zu ſchaffen. Fellenberg, der in dem vorerwähnten Sendſchreiben unter andern ſagen konnte: „Unſere Wiedergeburt zu einem republikaniſchen Leben, wie ſolches ſonſt nirgends auf unſerm Continente beſteht, erſcheint den Trägern des Abſolutismus als ein Sündenfall, gegen den alle Schwerter, die ſich zur Behauptung ihres Paradieſes in Bewegung ſetzen laſſen, ſchlagfertig gezogen werden müſſen. Dagegen haben wir keine andern Wehrmittel, als diejenigen, durch die unſere heldenmüthigen Altvordern ihre Freiheit und Nationalſelbſtſtändigkeit ſiegreich ſicher geſtellt haben," ſah bald ein, daß jene Wiedergeburt zu einem republikaniſchen Leben keine Wiedergeburt durch den Geiſt, wenigſtens nicht durch den heiligen Geiſt geweſen. Er bat unterm 28. Hornung v. J. um Entlaſſung von der Landammannsſtelle. Der große Rath willigte in ſein Geſuch. In der Sitzung vom 4. März wurde beſchloſſen: Es ſolle dem Herrn Fellenberg die verlangte Entlaſſung von der Stelle eines Landammanns in allen Ehren und unter Verdankung der dem Staate geleiſteten Dienſte ertheilt werden.

Der Hofwyler erließ unterm 18. November v. J. eine Mahnung an den großen Rath der Republik Bern, die, veranlaßt durch den Bericht des Schultheiß Iſcharner über die Ergebniſſe der dießjährigen Leiſtungen des Regierungsra-

thes und ſeiner Departemente, in der er nachfolgende Fragen, die der Mahner als Lebensfragen bezeichnete, auf das Tapet brachte: 1) Darf nach den frühern Großraths- und Tagſatzungsverhandlungen darauf Verzicht geleiſtet werden, eine Reform des ganz unzulänglich erwieſenen Bundesvertrages zu verlangen? 2) Darf im Widerſpruch zu der Erklärung des Herrn Schultheiß, über das nothwendig gewordene Feſthalten an dem bisherigen Bundesvertrag, in denſelben von unſerm Regierungsrath ein ſo verderblicher Riß gemacht werden, wie das Manifeſtſuitimat, welches man direct an die Cabinette in Wien und Paris zu ſenden gedenkt, ihn hervorbringen müßte? 3) Darf der Regierungsrath auf die Beiſtimmung des Berner Volks zu ſeiner Geſchäftsführung für jeden möglichen Fall zählen, wie er dieß zu thun ſcheint? 4) Wie iſt unter den gegebenen Umſtänden das Benehmen Zürich's von dem Stande Bern aufzunehmen, und was haben wir in Folge der eingetretenen Unannehmlichkeiten zu thun? Am 20. November v. J. kam der Fellenbergſche Anzug im großen Rathe zur Erörterung. Es handelte ſich nach der Bemerkung des neu gewählten Landammannes Meßner bloß um die Erheblichkeit oder Unerheblichkeit jenes Anzuges, der mit 165 Stimmen gegen 1 verworfen wurde.

Der Antragſteller, der zur Begründung ſeiner Mahnung der Berner Regierung einen Theil ihres Sündenregiſters vorhalten, der namentlich die Steinhölzligeſchichte berühren und der ſelbſt im großen Rathe vorgekommnen Ausfälle gegen die deutſchen und andere Fürſten gedenken und der endlich auch

der in der Schweiz gegen das Ausland eingeleiteten Revolutionsversuche Erwähnung thun mußte, wurde von Kasthofer in einem ziemlich breiten Vortrage der Inconsequenz geziehen. Der Förster im Walde gab Auszüge aus dem obenerwähnten Fellenbergschen Sendschreiben, deren lyrische Gluth gegen die didactische Kühle der neuen Mahnung allerdings nicht wenig abstach. Der Hofwyler war übrigens seinen frühern Grundsätzen nicht ungetreu geworden. Er wollte noch dasselbe, was er vordem gewollt, eine völlig unabhängige und kräftig neutrale Schweiz. Von diesem Gedanken war Fellenberg auch ergriffen, als er am 2. März d. J. für die Erheblichkeit der Kasthofer-Jaggischen Motion stimmte. Er fiel bei dieser Gelegenheit in den lyrischen Ton seines landammannlichen Sendschreibens zurück. Ich habe nichts dagegen. Fellenberg glaubt das, was er sagt. Die Begeisterung läßt sich übrigens auch nicht mit der Goldwage messen.

Sie werden sich jetzt die Frage: Wie es zuging, daß Fellenberg, der geborne Patrizier, ein schweizerischer Radicaler wurde? leicht beantworten können. Ganz ohne Eitelkeit ist der berühmte Hofwyler nicht; indessen hat man es doch bei ihm nicht mit jenen kleinlichen Eitelkeiten zu thun, die, da sie nicht auf den eigenen Füßen stehen können, von dem Egoismus auf den Arm genommen und dem Volke als Christkindlein gezeigt werden müssen. Was Fellenberg an Eitelkeiten besitzt, das sind notable Eitelkeiten, die mit dem einen Fuße in der Geschichte der europäischen Philanthropie, mit

dem andern aber auf dem ſchwankenden Boden des Liberalismus ſtehend, eine etwas geſpreizte Stellung haben und mitunter kleine Unbeholfenheiten verrathen, die bekanntlich bei großen Leuten doppelt auffallen. Fellenberg's kosmopolitiſche Ideen hatten nicht Platz in dem großrathlichen Saale des Berner Junkerthums. Darum waren ſie auf die Auswanderung bedacht, auf einen Auszug aus Aegypten, bei dem es auch an einer Beraubung der pharaoniſchen Vorrechtler nicht fehlen durfte. So ging der Hofwyler unter die Radicalen, deren Erziehung er ſich eigentlich ſchon lange vor dem Jahre 1831 zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht hatte. Er glaubte zum politiſchen ludi magister berufen zu ſeyn. Fellenberg hatte ſich geirrt. Die Politik iſt nicht der Acker, zu deſſen Bebauung er beſtimmt wurde. Fellenberg iſt hier nicht an ſeinem Platze. Die Politik muß doch etwas ſehr Verführeriſches haben. Sie iſt eine gefährliche Circe, deren Verwandlungskünſten ſchon mancher kräftige Charakter erlag. Wenn gleich die diplomatiſchen Morgenandachten des edlen Hofwylers nicht gerade das Schickſal der Gefährten des Ulyſſes theilten, ſo erfuhren ſie doch mitunter Verzauberungen der ſonderbarſten Art, die Fellenberg's Gegner zu benutzen verſtanden. Er hat es übrigens mit brutalen Leuten zu thun, mit Menſchen, die das Dekorum für eine Beinſchelle des Republicanismus halten und die etwas darin ſuchen, dem berühmten Hofwyler Erzieher gegenüber, recht ungezogen zu erſcheinen. Der zweite Rathsſchreiber Stähle, ein verunglückter theologiſcher Candidat, der vor der ſogenannten Berner Revolution als Privatlehrer in Burgdorf lebte, und

als Schleppträger der Schnellschen Partei den Berner Volksfreund bediente, zeichnet sich in dieser Hinsicht besonders aus.

Fellenberg's Anträge im Großen Rathe werden in der Regel lebendig begraben. Sie machen es keiner Partei Recht. Dem Justemilieu der Schnells sind sie zu radical. Die Radicalen oder Nationalen finden die Hofwyler zu zahm. Fellenberg steht sonach isolirt da. Seine eidgenossische Legitimität, von der er am 2. d. M. nicht ohne Salbung sprach, kam mir vor wie Loth's Weib, die zur Salzsäule wurde. Fellenberg selbst erinnerte mich an den steinernen Gast aus dem Don Juan. Er empfing die Einladungen, die ihm theils der Berner Radicalismus, theils das Berner Justemilieu sandte, und versprach zu den Gelagen zu kommen. Don Juan hatte über Teufel zu gebieten, die ihn an dem leichtsinnigen Gastgeber rächten. Fellenberg kann weder über Engel noch über Teufel verfügen. Seine Lage hat mich oft mit Wehmuth erfüllt. Er besitzt viel Resignation, die eitlen Leuten sonst nicht eigen zu seyn pflegt. Fellenberg, dessen philanthropische Entwürfe als ächte Cosmopoliten keine Cokarde tragen, hängt mit einer fast spießbürgerlichen Liebe an der kleinen Berner Republik, so daß er um ihretwillen alles über sich ergehen läßt. Er beschämt in dieser Hinsicht Kasthofer und Jaggi, die, mit ihrem Anzuge entehrt, aus dem Großen Rathe wegliefen. Ich glaube an die Aechtheit des Fellenbergschen Patriotismus. Aus seiner schweizerischen Neutralität ließe sich übrigens etwas machen. Man

müßte ihr einen deutſchen Erzieher geben. Fellenberg ſelbſt iſt nicht für Guizot geſtimmt. Ihm würde er ſeine helvetiſche Neutralität ſicher nicht anvertrauen wollen!

Sieben und zwanzigſter Brief.

Bern, am 20. Juni 1835.

Die jetzige Berner Regierung wäre ſehr leicht zu ſtürzen. Sie hat nichts unter den Füßen. Der erkünſtelte, freiheitliche Enthuſiasmus, von dem ſie in der erſten Zeit getragen wurde, fängt an ihr gefährlich zu werden. Sie fühlt die Vulkanität des Bodens, auf dem ſie ſteht. Der Boden ſchwankt. Bald wird er ſich öffnen, um das ſaubere radicale Gouvernement, das ſich jetzt des Radicalismus ſchämt, zu verſchlingen, ſo wie die Erde einſt verſchlungen Korah, den Sohn Jezehar's und ſeine Rotte. Man möchte gern den Boden feſt machen, ihn in hiſtoriſche Erde verwandeln, die ſich bekanntlich auf dem neptuniſchen oder naſſen Wege erzeugte, ein Reſultat großer politiſcher Erb- und Todſünden, die eine Sündfluth über die politiſche Welt brachten, aus der jedoch jene Erb- und Todſünden, die ſonderbar genug alle Schwimmfüße hatten, wohlbehalten wieder hervortauchten. Der Vulkanismus kann bei dem beſten Willen keine hiſtoriſche Erde erſchaffen. Wer das Gegentheil behauptet, den verweiſe ich an Guizot, der an der Lava der Juliusrevolution ſein Möglichſtes that. Was der Schule der franzöſiſchen Doctrinairs nicht gelang, das wird dem Berner Juſtemilieu noch weit we-

niger gelingen. Die neue Berner Regierung befindet sich in einem traurigen Dilemma. Sie muß entweder ihre eigenen Kinder fressen, oder sie wird von ihren eigenen Kindern gefressen. Schon machen die Schutzvereine sehr bedenkliche Gesichter. Diesen kleinen Ismaelen ist nicht zu trauen. Die Regierung rechnete bisher noch immer auf das vierte Gebot, allein bei dieser Rechnung dürfte sie das Kürzere ziehen. Die Schutzvereine wollen von dem vierten Gebote nichts wissen. Sie sind ungehorsame Söhne. Die Berner Regierung steht in der Reihe jener Mütter, die durch Liederlichkeit die Achtung ihrer eigenen Kinder verscherzt haben. Mütter dieser Art müssen sich auf's Nachgeben legen, und Concessionen über Concessionen machen. Wozin diese Concessionen führen, ist bekannt. Sie liegen gleich heißhungerigen Wölfen vor den Thüren des Gouvernements, das ihnen am Ende selbst als Beute verfällt. Dieß fühlt die Berner Regierung schon jetzt, es geht ihr jedoch der Muth ab, den Schutzvereinen die Spitze zu bieten. So ist sie gezwungen, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Sie empfängt die Adressen und Petitionen jener trotzigen Gesellschaften mit immer freundlichem Lächeln. Wer sich nur einigermaßen auf das Lesen der Gesichter versteht, der entdeckt in jenem freundlichen Lächeln eine politische Wehmuth, die über die Zaghaftigkeit des Berner kleinen Rathes keinen Zweifel übrig läßt.

Die Partei der Ultraradicalen, der Kasthofer, Jaggi und Consorten, lehnt sich mit dem Rücken an die Schutzvereine, und hält so trotz ihrer Niederlage im großen Rathe die Regierung in Schach, die vor Verlegenheit nicht weiß, was

ſie mit den Händen anfangen ſoll. Sie gleicht ſo einem talentloſen Schauſpieler, dem alle Welt ſagt, daß er nicht für die Bühne geſchaffen ſey, der aber bei dem allen nicht von der Bühne laſſen, und überdieß noch Könige und erſte Liebhaber ſpielen will. Nach dem Falle des Anzuges der Acht und Zwanziger, der am 2. d. M. im großen Rathe zur Erörterung kam, der durch eine höchſt lakoniſche Adreſſe aus dem ſogenannten Seelande unterſtützt wurde, machte die Regierung einen Verſuch, ihre Hände zu gebrauchen, indem ſie eine Unterſuchung verfügte, und an Ort und Stelle nach demagogiſchen Umtrieben, nach Aufreizungen, und was dem ähnlich nachforſchen ließ. Dieſe Nachforſchungen wurden von den Unterzeichnern der Adreſſe verlacht. Wenn die Regierung ihre Hände nicht geſchickter zu gebrauchen weiß, ſo ſollte ſie die Hände lieber in den Schooß legen.

Die Tradition war vordem ein ſehr wichtiges Capitel in dem Catechismus der Schweizer, eine Art von Sacrament, von dem man ſich nicht trennte. Die Tradition iſt nicht mehr das, was ſie einſt war. Seit dem Jahre 1798 hat ſie viel von ihrer Heiligkeit verloren. Sie wurde durch die Mediationsakte im eigentlichen Sinne mediatiſirt, oder richtiger geſprochen, ſeculariſirt und lebte als eine bürgerliche Gewohnheit fort. In den Urcantonen, in Graubünden, in einigen Zehnten im Wallis, blieb ihr die alte Sacramentalität. Es gilt dieß nur ausnahmsweiſe. In dem Canton Bern iſt die Tradition im höhern Sinne des Wortes aus dem Herzen des Volkes verwiſcht. Das Volk hat die Ehrfurcht vor dem Al-

ten verloren. Die Berner hörten. schon vor dem Jahre 1798 auf, Altberner zu seyn. Als Philipp Eyer, ein toller Neuerer, am 10 März 1798 bei Pflanzung des Freiheitsbaumes auf dem großen Platze zu Bern sprach:

„Dem gegenwärtigen Obergeneral Brünn habt ihr es zu verdanken, Bürger! daß wir diesen Freiheitsbaum unter allgemeinem Jauchzen und Freude pflanzen können. Er soll uns ein Denkmal seyn der Befreiung von einer Gewalt, die uns von der ursprünglichen Freiheit Helvetiens, die so rein und unbefleckt war, entfernt hat. Laßt uns, Bürger, damit wir die Früchte desselben genießen können, die einzigen Grundsätze, die uns dazu helfen werden, und welche sind Einigkeit und Zutrauen, nie aus dem Gedächtniß kommen. Laßt sie uns einander zurufen, und unter uns ausüben. Laßt uns denken, daß wir unter uns eine gemeine Haushaltung seyen. Bedenket, Bürger, daß die eine Hälfte der Bürger nicht das Erbtheil der andern sey. Lasset euch die gesellschaftlichen Tugenden am angelegensten seyn, diese werden euch zu allen übrigen leiten. Entfernt euch von allem persönlichen Hasse; lasset das allgemeine Beste dem Privatintereſſe allzeit vorgehen; liebet aber und befördert nur den wahren Patriotismus! O! dann wird euer Glück nicht ausbleiben, die Mühseligkeiten der Revolution werden bald überstanden seyn, und ihr werdet dem seligen Zwecke derselben mit Freuden entgegen sehen! O! so wünsche ich es! O! so sey es! Amen!“ da tanzten viele von den nicht regimentsfähigen Bernern um den Baum, und sahen schadenfroh der Abführung des Schatzes zu,

an dem die Patricier gesammlet viele Jahre. Die Schadenfreude verdampfte. Der Freiheitsbaum auf dem großen Platze zu Bern war kein Christbaum. Die heilige Christbescherung blieb aus. Die Tradition war aber auch dahin. Man hatte sie gleich Haman, der am Galgen vor den Thoren von Susa seine Schuld büßte, an dem Freiheitsbaume aufgeknüpft.

Unter der Mediationsacte gab es keine Auferstehung der Todten. Die Gräber wurden zwar nicht geebnet, sie blieben jedoch versiegelt. Das Jahr 1815, bekanntlich ein großes Auferstehungsjahr, aber leider, ein Auferstehungsjahr ohne Dienstag, ohne einen Gerichtstag, der mit der Auferstehung von den Todten verbunden ist, riß das Siegel vom Grabe der Berner Tradition, die nun zwar aus der Gruft hervor ging, aber den Leichengeruch nicht los werden konnte. Das Berner Volk that, als ob es an die Wiedererstandene glaubte, es war ihm jedoch mit diesem Glauben kein rechter Ernst.

Der Canton Bern gehört zu den besuchtesten Gegenden der Schweiz. Von allen Seiten strömen Fremde zu. Durch Ausländer wird das Traditionelle eines Landes nicht verstärkt, es leidet vielmehr durch sie. Es wird abgegriffen. Das wissen die Sinesen, von denen vieles zu lernen wäre, wenn wir nur von ihnen lernen wollten. Bern ist durch die Fremden um die letzten Reste seiner Tradition, um die wenigen Ueberbleibsel Alt-Schweizerischer Sittlichkeit gekommen. Das Berner Patriziat half selbstmörderisch Sitte und Zucht verschütten. Es zählte der erzliederlichen Junker viele. In einer

ſolchen liederlichen Umgebung konnte es die Tradition, die von den Todten auferſtanden, halb dem Tode verfallen blieb, nicht aushalten. Die Juliusrevolution verſah bei ihr die Dienſte einer Leichenbewinderin, einer Venus Libitina.

Der Berner Bauer, der im Ganzen wohlhabend iſt, — das Emmenthal hat auch reiche Bauern — findet Luſt an den gepolſterten Sitzen im großen Rathe. Es ſchmeichelt ſeiner Eitelkeit, daß er jetzt auch etwas zu ſagen hat, daß ſeine Söhne Herren werden, daß ſie es bis zur Landammann- und Schultheißenſchaft bringen können. Darum hat er die alten heiligen Gewohnheiten in die Polterkammer geſtellt, und ſeine Stube mit Verfaßlichkeiten und was dem ähnlich neu meublirt. Da, wo ſonſt die Erinnerungen an die alten Herren ſtanden, unter denen es auch gute Herren gab, da ſtehen jetzt die Gedanken an die Schutzvereine und deren Zentralcomité's, da hängen die Bilder der Kaſthofers und Schnells, der Jaggis und Neuhauſen. Das wird ſo bleiben, bis die neue Regierung genöthigt iſt, dem zum Herrn hinauferperimentirten Bauer an den Beutel zu klopfen. Sie wird in Kurzem in dieſe Nothwendigkeit kommen. Mit dem Verſchwinden der Zehnten und Grundzinſen, deren Aufhören dem Volke verſprochen wurde, eine conditio sine qua non der neuen Ordnung der Dinge, werden ſich Verlegenheiten auf das Berner Budget werfen, die man ſchon jetzt ahnet, und denen man auf alle Weiſe aus dem Wege zu gehen ſucht. Das, was man als Aequivalent jenen Staatseinnahmen ſubſtituiren dürfte, kann den Ausfall in den Finanzen nicht decken. Wenn

auch Zehnten und Grundzinſen, in eine fixe Abgabe verwandelt, einigen Erſatz bieten, ſo kann dieſes Aequivalent doch nur unbedeutend ſeyn, denn gleichkommend demjenigen, für welches man es als Surrogat aufzuführen beabſichtete, würde es ſich dem Volke, dem man Abgabefreiheit verheißen, als Täuſchung kund geben und die Männer des Tages als Betrüger charakteriſiren. Der Moment dieſer Enttäuſchung, der näher liegt, als man glaubt, iſt ein kritiſcher Moment, der, gut benutzt, eine Criſis herbeiführen könnte, in der ſich die Krankheit der Berner radicalen Reformen brechen müßte.

Das Verſprechen der Abgabenfreiheit, das die Chorführer der Revolution beſtändig im Munde führten, war im Saanenlande, einem von Nord-Weſt nach Süd-Oſt fünf bis ſechs Stunden langen, an der Saane belegenen, bis an den Fluß Saanetſch reichenden Diſtrikte, von beſonderer Wirkung. Die Bewohner jener Gegend, ein fröhliches Hirtenvolk, vor dem Jahre 1798. beſonders bevorrechtet und durch den Verluſt ihrer Privilegien zu Unruhen aufgelegt, ging unbeſonnen in die Ideen der Radicalen ein. Leſen Sie Bonſtetten's Briefe über ein ſchweizeriſches Hirtenland (Zürich bei Orell, Füßli u. Comp. 1824. 8.) und Sie werden ſich die Verführung der Saanenländer ſehr leicht erklären können.

Auch gegen die Regierung zu Baſel wurde die Zuſicherung der Abgabenfreiheit in das erſte Glied geſtellt. Man weiß ja, in wie weit dieſe Zuſicherung in Erfüllung gegangen.

Die neue Regierung hat der Bedürfniſſe viele, ſie braucht das Doppelte von dem, was das vertriebene Gouvernement brauchte, denn ſie bedachte ſich vorerſt ſelbſt, eingedenk des al-

ten Sohnes: Wer das Kreuz hat, der segnet sich, bedachte darauf auch ihre Helfershelfer, für die eine Menge neuer Stellen kreirt und dotirt werden mußte; bedachte ihre Eitelkeiten, unter denen die Hochschule mit oben ansteht, und sorgte auf die allerkleinlichste und lächerlichste Weise durch eine kostspielige Polizei, in deren Dienste allein 260 Landjäger stehen, für ihre Sicherheit, auf die man in Paris, der Aussetzung der höchsten Prämie zum Trotz nicht zeichnen wollte. Bislang standen die alten Berner Herren hinter der Thür, die der regenerirten Republik einen vollen Beutel hinterlassen hat. Diese Ersparnisse gehen auf die Neige. Woher dann Brod nehmen in der Wüste? Schon macht man Jagd auf die Fonds der Stadt Bern, auf die reichen Spartöpfe der Berner Innungen und Zünfte, die von der Weisheit der Herren Regierungsräthe sehr bald für eine gute Beute erklärt werden dürften. Wenn eine Stadt reiche Fonds hat, die den Institutionen des Staats gefährlich werden können, so hat der Staat das Recht, diese Stadt arm zu machen. Besitzen Innungen und Zünfte bedeutende Kapitalien, die man zur Unterminirung der Verfassung anlegen dürfte, so ist es Pflicht der Regierung, diese Capitalien einzuziehen. So argumentirt man in Bern, wo man den Corporationsreichthum als den Anfangspunkt des Verbrechens des Hochverrathes zu betrachten anfängt. In Bern, wo alles neu ist, durfte auch eine neue Theorie der Lehre des criminis perduellionis nicht fehlen. Die deutschen Criminalisten könnten hier vieles lernen, von dem man sich auf den alten deutschen Hochschulen nichts träumen läßt. Der Berner Regierungsrath

hat ſich für das Syſtem der Prävention entſchieden. Er möchte gern überall das Prävenire ſpielen.

Die Stadt Bern und deren Corporationen haben ſich mit einem ihr Eigenthum ſchützenden Gutachten der Heidelberger Juriſtenfacultät verſehen. Aehnliche Gutachten erwartet man von Tübingen und Bonn. Mit Reſponſen deutſcher Juriſtenfacultäten laſſen ſich die Berner-Machthaber nicht aus dem Felde ſchlagen. Hat doch auch Bern eine Juriſtenfacultät. Daß es die Schnells und Conſorten auch mit den Gebrüdern Snell verderben mußten! Doch Samuel Schnell wird ſchon Rath ſchaffen. Der Berner Mephiſtopheles kann alles. Man laſſe ihn nur gewähren.

Die ſtädtiſche Verwaltung iſt bis zur Stunde in den Händen der ariſtokratiſchen Partei, deren Anhang alle Künſte der neuen Regierung zu Schanden machte. Was man auch verſuchte, um hinter die Myſterien der Berner Stadt- und Zunftkaſten zu kommen, ſo hat man doch dieſes wichtigen Geheimniſſes, das als die einzige Tradition den Fall des alten Bern's überlebte, noch nicht Meiſter werden können. Die ariſtokratiſchen Ueberläufer Tavel, Jenner und andere waren bei den Vorarbeiten zu der Revolution noch zu jung, ſie ſprachen ſich zu unvorſichtig für das Neue aus. Darum trauten ihnen die alten Herren nicht. Karl und Beat Lerber hatten ſich als Phantaſten ſchon frühzeitig um allen Credit gebracht. Dem ſtarrköpfigen Tſcharner ließ man nur ſehen, was er ſehen ſollte. Der Verrath konnte darum der neuen Regierung nicht zu Hülfe kommen. Sie legte ſich auf die Lauer und that ihr Möglichſtes, um verkappte Radicale in die ſtädtiſche Verwal-

tung einzuſchmuggeln. Es hat ihr dieß bisher nicht gelingen wollen. Auch die dießjährige Wahl der ſtädtiſchen Beamten fiel zu ihrer Ungunſt aus.

Der Angriff auf das Vermögen der Stadt Bern iſt augenblicklich verſchoben, aber darum nicht aufgehoben. Ein Regierungsrath äußerte ſich neulich ſehr unvorſichtig gegen mich, indem er ſagte: Laſſen ſie nur die jetzige Criſis vorüber ſeyn, und wir werden wiſſen, was wir zu thun haben. Der ſtädtiſche Seckel muß rein ausgefegt werden. Die Reaction zehrt noch immer von den alten Mutterpfennigen. Sind ihr dieſe entriſſen, ſo muß ſie verhungern. Ich kam dem Berner Regierungsrath mit meinen philiſterhaften deutſchen Rechtsbegriffen entgegen. Pah! ſagte er, das ſind ſchwerfällige deutſche Ideen. Die Revolution hat ihr eigenes Recht. Ihr eigenes Staatsrecht, erwiederte ich, mag die Revolution haben, aber von einem eigenen Civilrechte derſelben hörte ich noch nichts. Mein Mann ließ ſich nicht irren. Er demonſtrirte mir, daß dem Staate alles erlaubt ſey, daß die Staatsraiſon die allein herrſchende, allein gültige Raiſon ſey. Hier hab. Sie das Vielverſchriene: **L'état, c'est moi Ludwig's XIV.** das hier als ein naſeweiſer Spaß aus Hans Schnell's Hecke von der Lippe meines Berner Republikaners fraß.

Die Fonds der Stadt Bern werden den Ausfall in den Finanzen der Republik einige Zeit decken, allein, am Ende iſt dieß doch nur eine Galgenfriſt. Man wird zu Beſteuerungen, zu namhaften directen Beſteuerungen ſeine Zuflucht nehmen müſſen, denn die indirecten Abgaben, die man vorfand und beibehielt, reichen nicht aus, und durch dieſe Maaßregel

dem Volke die Augen öffnen. Dieß fühlt vor allem der Regierungsrath Jenner, der Präsident der Finanzsection, der darum den kostspieligen philanthropischen Träumereien seines Collegen Neuhaus, der als Vorstand des Erziehungsdepartements den Canton mit radikalen Schulmeistern besäen, und neben jede Pintenwirthschaft eine patentirte politische Leihbibliothek stellen will, schon einigemal kräftig die Spitze geboten hat.

Geistiges Interesse kennt das Berner Landvolk keines. Es spielt die politische Comödie mit, und freut sich, daß es den Herrn spielen kann; allein, dieses Comödienspiel darf seinen Beutel nicht in Anspruch nehmen. Geschieht dieses, so hat die Comödie ein Ende. Lassen Sie sich von den Adressen der Schutzvereine, von den pomphaften Erklärungen der Scharfschützengesellschaften nicht das Gegentheil einreden. Das Papier ist geduldig. Dem Enthusiasmus Schwarz auf Weiß, habe ich nie getraut. Das Berner Landvolk, egoistischer wie kein anderes in der Schweiz, dabei sittlich verderbt, von Grunde aus verderbt, gehorcht allein den gemeinen materiellen Interessen. Werden diese von der neuen Regierung nur entfernt berührt, so setzt sich der Enthusiasmus hinter den Ofen und gedenkt der guten alten Herren zu Bern, die ihn ungerupft ließen, und denen man als alten Heiligen, deren Holzart man nicht kannte, vergeben konnte, was man den neuen Heiligen, deren Holzart jeder Emmenthaler Tischlerjunge nachzuweisen im Stande ist, nicht vergeben wird.

In mehreren Gegenden des Cantons werden schon jetzt

Unbeträglichkeiten ſichtbar. Der Juradiſtrict, den die alte Berner Regierung als ihr jüngſtes Kind verzog, für den ſie Opfer brachte, über welche ihre ältern Kinder ſcheele Geſichter machten — was koſteten nicht, anderer Ausgaben zu geſchweigen, die im Jurabezirke auf Koſten des Staates angelegten Wege — der aber bei dem allem nicht gut Berneriſch werden, der Vorliebe für Frankreich ſich nicht entſchlagen wollte, läßt Zeichen von Unzufriedenheit blicken. Seine Abgeordneten für den Sitzen, den Radicalen Stockmar abgerechnet, votiren im Sinne der ariſtokratiſchen Partei. Ihren Sitzen hat der parlamentariſche Witz an der Mittelaar den Titel der Bank der Biſchöfe angeheftet. Möglich, daß der Geiſt der katholiſchen Geiſtlichkeit hier ſeinen Einfluß äußert. Biel, das der Handelsfreiheiten, die es unter franzöſiſcher Herrſchaft genoß, noch immer eingedenk iſt, das die Nachtheile, die ſeiner Einverleibung mit Bern folgten, tief fühlt, gehorcht ungern. Biel hat hiſtoriſche Erde unter den Füßen, es hat ſeine eigene Geſchichte, die es nicht vergeſſen kann. Es weiß nur zu gut, daß es einmal Freiſtaat war. Die Oberherrlichkeit des Biſchofs zu Baſel hatte nicht viel auf ſich. Biel beſchickte vordem die eidgenoſſiſche Tagſatzung. Biel, das den Leberberg im Geiſte zu einem Canton ausgebildet und ſich als Hauptort an deſſen Spitze ſah, trat mit den Eidgenoſſen in Unterhandlungen. Hören Sie darüber Müller von Friedberg. Im 2. Bande S. 365 ſagt er in der Note: „Die Stadt (Biel) wendete ſich mit ihrem Anſuchen ſelbſt an die XIII. Cantone. Damit beging ſie die Unklugheit, ihr Urtheil über die große Frage des

Territorialbestandes in der Schweiz in einem Sinne auszusprechen, durch welchen sie sich schon zum Voraus die Abneigung der Hälfte der Cantone zuziehen mußte.“ Der gute Müller von Friedberg scheint den Bielern nicht besonders gewogen zu seyn. Er war, wie ich glaube, überhaupt nicht für die Vermehrung des Numerischen der Cantone. Biel versuchte sich auf dem Wiener Congresse, es wollte wieder werden, was es einst gewesen. erlag jedoch den Umständen und theilte das Loos der Leberbergischen Aemter des Bischofes von Basel, die Bern als Entschädigung für das Aargau und das Waatland zufielen. Das kleine Biel fand an Binder einen Geschichtschreiber. Aus der Historie des vormaligen Freistaates Biel ließe sich schon etwas machen. Ich weiß nicht, ob Binder der rechte Mann dazu ist. Der Schweizerische Beobachter, ein Berner von Geburt, spricht ihm die Vocation zum Historiker ab. Es will dieß nicht viel sagen. Bern ist nun sehr dabei interessirt, daß die Geschichte Biel's ungeschrieben bleibt. Es sagt sich jetzt selbst, daß Biel doch nicht ganz unrecht hätte, wenn es sich wieder als Freistaat zu constituiren suchte, und auf eigene Rechnung die eidgenössische Tagsatzung beschickte. Bern hat Augenblicke, in denen ihm die Worte der pariser Neutralitätserklärung vom 20. November 1815: Die Mächte anerkennen und gewährleisten förmlich und rechtskräftig die immer währende Neutralität der Schweiz und den unverletzten und unverletzbaren Bestand ihres Gebietes in seinen neuen Grenzen in dem alttestamentarischen Zorn- und Strafrichte so

nahe rücken, daß ſie gleich der Keilſchrift von Kurdiſtan den Hammer zu erheben ſcheinen. Jene Keilſchrift iſt zugleich Lapidarſchrift. Die Worte aus der pariſer Neutralitätserklärung der Schweiz ſind übrigens nichts weniger als lapidariſch, ſie ſind vielmehr beweglich, ein großes drehbares politiſches Epigramm, das unter Umſtänden auch als Daumenſchraube gegen die Eidgenoſſenſchaft zu gebrauchen iſt. Zur Erklärung der Keilſchrift von Kurdiſtan bedarf es der Talente eines Grotefend, eines St. Martin. Es gibt eine politiſche Keilſchrift, zu deren Entzifferung der Geiſt eines Machiavelli, eines Hobbes citirt werden muß. Zur Interpretation der pariſer Erklärung der Schweizeriſchen Neutralität reicht der bon sens des Oeſterreichſchen Beobachters, und des Berliner Wochenblattes vollkommen aus. Jene Erklärung beruhet auf einem Vertrage der acht Großmächte, bei dem die Schweiz nicht als Theilnehmerin auftrat, und der für ſie nur ein pactum inter alios bleibt, das, in acht beſondern Ausfertigungen ihr übermacht, eine bedingte Schenkung enthält, die, an den status quo der ſchweizeriſchen Dinge von 1815 geknüpft, durch eine Veränderung in dem helvetiſchen Hausſtande widerrufbar wird. Die Verhältniſſe des Cantons Bern wurden durch die Neuenburger Regierung auf den Kopf geſtellt. Bern hat ſich um die Rechte gebracht, mit denen man die Eidgenoſſenſchaft in Paris bedachte. Bern könnte auf den Fall, daß Biel ſtark genug wäre, ſeine vormalige Unabhängigkeit zu behaupten, jenen Act der Großmächte nicht für ſich anführen. Bern verrückte den status quo, den die Großmächte im Auge hatten. Dieſer status quo

war nicht bloß äußerer, er war auch innerer oder geistiger Natur. Die Großmächte hatten im Jahre 1815 auch das Moralische der Völker im Auge. Die politische Moral der Republik erlitt seit dem Jahre 1815 eine Reform. Die radicale Berner Moral, halb Aeffin, halb Bärin, ein plumpes eitles Ding, das sich von Herrn Troxler die athenienſiſche Staatsethik erklären läßt, und bei dieſer Erklärung dem Monarchismus die Zähne zeigt, ihm gegenüber Geſichter ſchneidet, die von den deutſchen Handwerksburſchen, die den Affen bisher noch nicht als heraldiſches Thier ſahen, beklatſcht werden, verſcherzte alle Rückſichten, die aus der pariſer Erklärung der Schweiz entnommen werden können. Auch Staatsverträge unterliegen den Regeln der logiſchen Interpretation, die man hier wahrlich nicht auf die Spitze des Bajonettes zu ſetzen braucht. Wäre die deutſche Diplomatie das, was man in Bern aus ihr machen will, gliche ſie einer aus einem ſpaniſchen Intriguenſtücke entſprungenen Soubrette, ſo würde ſie die Unzufriedenheit im Juradiſtricte, die Abgeneigtheit der Stadt Biel benutzt und über die neue Berner Regierung Verlegenheiten gebracht haben, denen dieſe ſchwerlich gewachſen ſeyn möchte. Es bedarf übrigens hier der auswärtigen Intriguen nicht. Das jetzige Berner Gouvernement intriguirt gegen ſich ſelbſt. Es wird ſich in dieſen Intriguen ſo verwickeln, daß es fallen muß. Das Volk wird bei dieſem Falle den theilnahmloſen Zuſchauer machen, und für ſich nehmen, was ihm der vernünftigere Theil der Patricier ſchon vor dem Jahre 1831 bewilligen wollte. So werden wir an der Mittelaar eine neue und verbeſſerte Ausgabe der berühm-

ten römiſchen Magenfabel erleben. Woher den neuen Menenius Agrippa nehmen? Er iſt gefunden in dem Altſchultheiß Fiſcher, mit dem die Geſchichte des alten Bern's geſchloſſen wurde. Mit Fiſcher könnte die Geſchichte des neuen zeitgemäßern Bern's beginnen. Das Gouvernement der Schnells und Compagnie würde als Uebergangsepiſode, zwiſchen dem Alten und dem Neuen ſtehen, eine kleine Marktſchreier-Epoche, deren Moral nicht ganz zu verwerfen ſeyn dürfte. Man kann, wenn man lernen will, auch von Marktſchreiern lernen.

Schneeberg, 1833.
gedruckt bei Julius Müller.